Marchal

Das Buch vom rechten Mann

von

V. Marchal,

Apostolischen Missionar.

Esto vir!
Sei Mann!
(III. Kön. 2, 2.)

Autorisirte Uebersetzung.

Dritte, verbesserte Auflage.

Regensburg, New-York und Cincinnati.
Verlag von Friedrich Pustet.
1869.

Das Buch
vom rechten Mann

von

V. Marchal,
Apostolischem Missionar.

Esto vir!
Sei Mann!
(III. Kön. 2, 2.)

Autorisirte Uebersetzung.

Dritte, verbesserte Auflage.

Regensburg, New-York & Cincinnati.
Papier, Druck und Verlag von Friedrich Pustet.
1869.

Vorwort des Verfassers.

Achtbare Männer!

So oft mir meine priesterlichen Amts=verrichtungen Anlaß boten, vor einer Männerversammlung zu reden, konnte die innere Freude nur mit Mühe die mich anwandelnde Furcht beherr=schen. Zu Männern reden heißt zu Gewalt=habern reden, sagte ich bei mir selbst — ein Gedanke, welcher hinreichend war, mir die Sammlung des Geistes zu erschweren. Von eben diesem Gefühle bin ich auch jetzt durch=drungen, da ich euch dieses Büchlein anbiete. Ist dasselbe dessenungeachtet zuweilen etwas

schalkhaft, so thut es dies vielmehr, um den Leser in Spannung zu halten, als im Vergessen auf die ihm gebührende Achtung.

Der Kirche und dem Vaterlande bin ich von Herzen ergeben, und ohne die Gebrechen unserer Zeit verkennen zu wollen, weiß ich immerhin deren Größe und deren Errungenschaften so weit zu würdigen, daß es mir nicht einfällt, um die todte Vergangenheit zu trauern.

Bürgermuth, Freundschaft und Rechtlichkeit halte ich in hohen Ehren, und ich wüßte nicht, daß wahre Frömmigkeit das Herz beengen und die Vernunft beeinträchtigen sollte.

Einen Biedermann ohne Skapulier ziehe ich einem Taugenichts vor, der den Rosenkranz betet; Beiden aber ziehe ich Den vor, der darauf hält, zugleich ein rechtschaffener Mann und ein guter Christ zu sein.

Jede aufrichtige Ueberzeugung achte ich, bei allem Ekel, welchen mir der Parteigeist

erregt, weil dieser an seinen Chorführern Alles, auch das Böse, billigt, während er an den Gegnern Alles, auch das Gute, begeifert.

Schließlich, wenn ich mit einer Kühnheit, die den Anschein der Verwegenheit haben könnte, die menschlichen Schwachheiten Anderer angreife, so thu' ich es nur, nachdem ich sie zum größern Theile an mir selbst betrauert habe. Dieses aufrichtige Geständniß möge zur Entschuldigung für meine Freimüthigkeit dienen.

Man erzählt, daß Horaz Vernet, als er sich am Hofe des Kaisers Nikolaus befand, nicht den geringsten Anstand nahm, seine Sympathie für Polen an den Tag zu legen. — Wenn dem so ist, sagte ihm eines Tages der Czar, so würdest du dich auch weigern, auf mein Verlangen die Einnahme von Warschau zu malen? — Keineswegs, erwiderte der Künstler, ist es ja doch bei einem Maler fast täglich der Fall, Christus

am Kreuze darstellen zu müssen! Möchte der Leser sich so geduldig zeigen, wie Nikolaus, und diesen Blättern einen Theil von jener Sympathie schenken, welche eine gleiche Freimüthigkeit einflößt.

Lyon, am Feste der hl. Cäcilia 1863.

Vorwort des Uebersetzers.

Achtbare Männer Deutschlands!

Eine für Männertugend, Freundschaft und Liebe, Muth und Offenherzigkeit begeisterte Feder hat in diesen Blättern ein herrliches Bild des wahren „Mannes" entworfen, und diesem eine Menge kleiner Porträt's Solcher zur Seite gestellt, welche Männer sein wollten und könnten, aber keine sind. Ich glaubte nichts Besseres thun zu können, als diesen echten Mann in deutsches Gewand zu kleiden und auf deutschen Boden zu verpflanzen. In den Eigenschaften, dachte ich, welche den Mann machen zu dem, was er sein soll,

dürfen ja die Männer verschiedener Nationen sich nicht von einander unterscheiden, wie denn auch die Nichtmänner der einen sowohl als der andern Nation in dem, was das Bild des Mannes entstellt, gewöhnlich übereinstimmen. Wer könnte aber wohl das Bild des wahren Mannes besser würdigen, als Ihr, deutsche Männer, die Ihr schon länger verstanden habt, daß „es uns an Männern fehlt," und die Ihr darum um so fähiger seid, wahre Männer zu werden?

I. Kapitel.

Was liegt mir dran!

Das Leben gleicht einer Seereise. Wie der Compaß den Schiffer, so müssen den Mann Grundsätze orientiren. Leben heißt nicht, sich's wohl sein lassen; leben heißt, sich nach einem Ziele hin bewegen. Welches ist dieses Ziel? mit welchen Mitteln soll es erreicht werden? Das ist die große Frage, welche sich der Mensch vor allen Dingen stellen und vor jeder andern Frage lösen soll, damit er demgemäß die gesammte Thätigkeit seines Wesens einrichte. Dazu hat er von Gott erhalten, was ihn zum Menschen macht, die Vernunft.

Ist dies nun auch die Frage, welche die Menschen unserer Zeit beschäftigt? Leider dürfen wir nur die Augen öffnen, um zu sehen, daß die Menschen sich um alles Mögliche, nur nicht um diese Frage kümmern. Wie steht es

mit dem Kriege? Sind die Actien im Steigen oder im Sinken? Wird die Ernte gut oder schlecht ausfallen? Ist der Handel nicht von einer unerwarteten Krisis bedroht? Alle diese Fragen beschäftigen die Geister; der Dampf muß bei der Ausführung aller erdenklichen Pläne helfen, und dem Dampfe muß es die Elektricität zuvorthun, um des Menschen Ungeduld schneller zu beschwichtigen. Wenn es aber heißt: Gibt es einen Gott, eine Hölle, ein Paradies? und wenn gefragt wird, ob die Religion, welche uns versichert, daß es einen Gott, eine Hölle und ein Paradies gibt, uns täusche oder nicht, so lautet die Antwort: Was liegt mir dran!

So erschlafft ist in dieser Beziehung unser Zeitalter, daß es nicht einmal im Stande ist, wahrhaft gottlose Menschen hervorzubringen, d. h. Männer, die im Gespräche die Vertheidigung des Unglaubens zu übernehmen, die Religion zu hassen und Gott zu lästern sich die Mühe gäben. Man sieht nur Männer, die den Vorhang ziehen, um sich vor dem

Lichte zu schützen, Männer, die sorglos schlafen oder sich keck über Alles hinwegsetzen. Zwar ist Christus noch nicht vor allen Unbilden geschützt; aber der freche, sich an ihm vergreifende Hochmuth birgt seinen Haß gegen das Christenthum unter gefälligem Gewande, wohl fühlend, daß er nur im nächtlichen Dunkel der Heuchelei erfolgreiche Streiche führen kann.

Ohne Jemand zu nahe treten zu wollen, behaupte ich, daß eine solche Sorglosigkeit die beklagenswertheste Thorheit ist.

I.

1. Im siebenten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung war ein Glaubensbote an Englands Küsten gelandet, welcher sich an den König der Northumbern wandte, um ihn mit seinem ganzen Volke zu bekehren. Da wurde der hohe Rath der Nation zusammenberufen, damit ein Entschluß gefaßt würde. In seiner Mitte trat ein Kriegerhäuptling auf und sprach:

„Vielleicht erinnerst du dich, o König! an das, was dir dann und wann an Wintertagen

begegnet: du sitzest mit deinen Feldherrn und Kriegsleuten zu Tische, während behagliches Feuer auf dem Herde brennt und der Saal gut geheizt ist, draußen aber Regen, Schnee und Wind stürmet. Da streift im Fluge ein Vögelchen durch den Saal, fliegt zu einer Thüre herein und zu der andern wieder hinaus. Der Augenblick dieses Durchzuges ist für das Vögelchen voller Süßigkeit, weil es weder von Sturm, noch von Regen leidet; aber dieser Augenblick ist kurz; in einem Nu ist es fort; aus dem Winter kam es, in den Winter kehrt es zurück. So ist auch dieses Menschenleben nur wie ein einziger Augenblick. Was ihm vorangegangen und was ihm folgt, wissen wir nicht. Wenn uns also diese neue Religion größere Gewißheit darüber verschafft, so ist es meines Dafürhaltens recht, ihr zu folgen [1]).“

---

*) Ädwin's Berathung mit seinen Herzogen betreffs der Annahme des Christenthums, bei Beda Kirchengeschichte der Angelsachsen II. Band. 13. Kapitel.

Die Weisheit selbst hat durch den Mund dieses wilden Kriegers gesprochen. Es wäre zu wünschen, daß mancher Civilisirte unserer Zeit etwas von seinem gesunden Menschenverstand geerbt hätte; dann dürfte er nur ein wenig über diese Rede nachdenken, um die Thorheit seiner Sorglosigkeit einzusehen.

Womit anders läßt sich die Erde vergleichen, als mit diesem Saale des Northumbern-Königs? Aus dem Nichts tritt der Mensch in diesen Saal hinein wie der schüchterne Vogel, von welchem der Krieger sprach. Die meisten der Sterblichen haben nicht einmal das Glück, ihre Flügel an dem wohlthätigen Feuer des Herdes zu wärmen. Armuth, Arbeit und Schmerz ist während ihres kurzen Aufenthaltes auf Erden das gewöhnliche Loos der Menschen. Andere, denen die Vorsehung etwas Besseres bescheerte, deren Zahl aber gering ist, sitzen einen Augenblick als Gäste dieser Erde an der Tafel des Glückes; aber schnell, wie der Vogel, fliegt die Zeit vorüber, und bald eilen wir Alle, Arme oder Reiche, mag unser Loos

hart oder süß, glücklich oder unglücklich gewesen sein, wie im Fluge jener entgegengesetzten Thüre zu, welche man Tod nennt.

Wahrlich, wenn es eine Frage gibt, an deren Lösung uns gelegen sein muß, ist es vor Allem diese: Da die Gegenwart so kurz und die Zukunft so lange ist, was wird die Zukunft mir bringen? Was muß ich thun, damit sie sich günstig für mich gestalte, damit sie also mein Glück verlängere, wenn solches mir im Leben zugelächelt, oder mich entschädige, wenn Unglück mir das Leben vergällt hat?

Diese Frage ist schon halb gelöst, wenn man sie nur stellt! Denn der gesunde Sinn bescheidet uns mit den Worten des rohen Kriegerhäuptlings: Da die Religion mir das zur Aufklärung meiner Zweifel nöthige Licht bietet, indem sie mir meine Bestimmung und den Weg zu ihr vorzeichnet, so muß ich aus der Religion mein erstes, mein wichtigstes, mein allernothwendigstes Geschäft machen.

Und dennoch gibt es Männer, selbst vorgeblich geistreiche Männer, welche eine ganz

andere Sprache führen. Die Gegenwart ist kurz, sagen sie, wir müssen sie mit aller Sorgfalt genießen: die Zukunft ist lang, wir müssen uns wohl hüten, an sie zu denken.

Sie stellen sich nicht die Frage: Gibt es einen Gott, oder gibt es keinen? Beschränkt sich meine Bestimmung auf diese armselige Erde, wie die des Windhundes, der meine Hand leckt, oder habe ich eine unsterbliche Seele? Sollen meine Begierden die einzige Regel meines Lebens und Wirkens sein, oder muß ich mein Handeln nach einem unabänderlichen Gesetze einrichten? Von Allem will man etwas wissen, nur hievon nichts. Dazu hat man keine Zeit. Man hat Muße, um den thörichsten Einfällen der verdorbenen Natur zu willfahren, und man hat keine, um sich mit der Untersuchung von Fragen zu beschäftigen, deren Lösung Niemand mit Recht ignoriren darf! Man hat Muße, um einen Tropfen Wasser in seine Theile zu zerlegen und sich mit den thörichsten, ja läppischen Dingen dieser Welt abzugeben, da man doch nur Einen Tag

auf dieser Welt lebt, und man findet keine Zeit, um sich klar darüber zu werden, ob es eine andere Welt gibt, in der man eine glückliche oder unglückliche Ewigkeit zubringen wird! Man hat Zeit, um einen Leib, der in Staub zerfallen soll, zu hätscheln und ihn vor lauter Liebkosungen zu Grunde zu richten, und man hat keine, um sich darüber zu versichern, ob der Funke, der diesen Leib belebt, vergänglich ist oder nicht! Vielleicht, sagt man, vielleicht ist die Religion nur eine Erfindung; vielleicht sind ihre Verheißungen nur ein Köder, ihre Drohungen nur Schreckbilder; sie soll vielleicht nur dazu dienen, um mein Vermögen gegen die Lüsternheit der weniger Begüterten zu hüten. Vielleicht sind die Priester nur eben so viele Polizeibeamten, die sich durch Moralpredigen durch's Leben schlagen und damit ihr Brod verdienen, wie ich das meinige mit Tuchverkauf und Handel verdiene! Und auf dieses erbärmliche „vielleicht“ hin, treibt der Gleichgültige sinn- und sorglos den Strom des Lebens abwärts, und es erwartet ihn am Ende

keine andere Aussicht, als entweder auf immer vernichtet oder ewig unglücklich zu werden!

Es ist in der That schwer zu begreifen, wie ein Mensch in solchem Zustande ruhig und zufrieden leben könne; daß er sich aber auf solche Thorheit auch noch etwas einbilde, das verdient mit bittern Thränen beweint und beklagt zu werden. Was mag wohl der Gleichgültige in seinem Geiste denken, vorausgesetzt, daß er wirklich etwas denke? Pascal läßt ihn folgender Maßen bei sich selbst sprechen:

„Wer mich auf diese Welt gesetzt hat, weiß ich nicht; was diese Welt ist und was ich selbst bin, ist mir unbekannt. Ich lebe in einer schrecklichen Unwissenheit aller Dinge dahin. Ich weiß nicht, was mein Körper, was meine Seele, was meine Sinne sind; selbst dieser mein edelster Bestandtheil, welcher denkt und begreift, was ich ausspreche, und über alles, was in seinen Erfahrungskreis fällt, so wie über sich selbst reflectirt, kennt sich selbst nicht mehr als alles Uebrige. Ich sehe mich in einen Winkel des weiten Weltalls gebannt;

ich sehe die unermeßlichen Räume, die mich umgeben, und weiß nicht, warum ich mich eben an diesem und nicht an einem andern Fleck befinde; ich weiß nicht, warum die kurze Frist, auf welche mein Leben beschränkt ist, gerade auf diesen und nicht auf einen andern Punkt entweder jener Ewigkeit, die mir voranging, oder jener andern, die mir nachfolgt, fällt. Rings herum sehe ich nur Ewigkeiten, die mich verschlingen, wie ein Atom oder einen Schatten, der einen Augenblick dauert und dann auf ewig verschwindet. Eines weiß ich sicher, nämlich, daß ich bald sterben werde; was und wie aber dieser Tod, dieser unvermeidliche Tod, für mich sein wird, davon weiß ich am allerwenigsten."

„So wie ich nicht weiß, woher ich komme, so weiß ich auch nicht, wohin ich gehe; nur dieses weiß ich, daß ich beim Austritte aus dieser Welt entweder auf ewig dem Nichts oder den Händen eines zürnenden Gottes anheim falle; kann aber nicht sagen, welches von diesen beiden Loosen mich treffen wird."

„So bin ich denn in meinem gegenwärtigen Zustande mit Elend überhäuft, von Schwachheit niedergedrückt, von Dunkelheit umhüllt. Und daraus ziehe ich den Schluß, daß ich die Tage meines Lebens zubringen soll, ohne an meine Zukunft zu denken, daß ich nur meinen Gelüsten folgen will, ohne nachzudenken, ohne mich zu beunruhigen, selbst auf die Gefahr hin, in ewiges Unglück zu stürzen, falls das mir Gesagte wirklich wahr wäre. Es würde mir vielleicht möglich sein, einige Aufklärung über meine Zweifel zu erhalten; das wäre mir aber zu mühsam; dazu mag ich auch nicht einen Schritt thun. Verächtlich schaue ich auf solche herab, die sich mit dergleichen Sorgen plagen; ohne Vorsicht, ohne Furcht will ich's wagen, einem so gewaltigen Schicksal entgegen zu gehen; der Tod, dem ich sachte entgegeneile, wird mich in derselben Unsicherheit über mein ewiges Schicksal antreffen [1]."

---

[1]) Gedanken. 2. Th. 11. Art.

Ich frage: Heißt das nicht, die Thorheit auf's Aeußerste treiben? Man hat Leute auf dem Vesuv tanzen sehen, aber sie konnten dessen Ausbrüchen zuvorkommen; es ist schon gehört worden, daß zum Tode Verurtheilte auf dem Schaffote sangen, aber der Tod, dem diese Trotz boten, war unvermeidlich. Wie aber ein Mensch ruhig in seiner Sorglosigkeit fortleben kann, wenn er einerseits unsicher ist, ob nicht in einer Viertelstunde ein ewiger Abgrund sich unter ihm öffnen wird, und andererseits sicher ist, sich aus der drohenden Gefahr zu retten, wenn er dieselbe nur in Augenschein nehmen und sich von deren Größe überzeugen will, das übersteigt alle menschliche Fassungskraft. Möglich ist es ja doch zum allerwenigsten, daß die Religion wahr sei; möglich ist es, daß jene großartige Thatsache, welche ihren Einfluß über die ganze Welt und über alle Jahrhunderte erstreckt, der Katholicismus, sage ich, doch nicht das Resultat von Unwissenheit oder Betrug sei; möglich ist es, daß es einen Himmel für die Gerechten und eine Hölle für die Gott-

losen gebe. Wer aber diese Möglichkeit einräumt, und dennoch lebt, wie wenn es nicht möglich wäre, der muß von einem heillosen Wahnsinn befangen sein, von einem Wahnsinn, vor welchem Jeder, der seines Gleichen liebt und den Werth einer Seele kennt, mit Schauder und Schrecken zurückbebt.

Ein Vergleich wird uns die Sache klarer machen: Setzen wir den Fall, es mache dir Jemand folgenden Vorschlag: Freund, sagt er, wir wollen ein Spiel machen, jedoch unter folgenden Bedingungen: Wenn du gewinnst, will ich dir diesen Abend von meinem besten Rheinweine vorsetzen, so viel dir mundet; wenn du aber verlierst . . . ., dann wirst du gehängt werden. Wer von uns möchte wohl auf so ein Spiel eingehen, wenn, selbst gegen tausend Glückswahrscheinlichkeiten, auch nur die geringste Gefahr zu verlieren vorhanden wäre? Wofern wir noch bei Sinnen sind, gewiß Keiner. Nun aber spielt der Gleichgültige in Religionssachen eine unendlich gefährlichere Partie, als diese. Gesetzt, er gewinne, d. h. daß es wirklich weder

Himmel noch Hölle gebe, welchen Gewinn zieht er daraus? Bei der letzten Stunde seines Lebens angekommen — denn diese kann ihm so wenig wie einem Andern ausbleiben — wird er den Trost haben, bei sich selbst sagen zu können: Ich bin zufrieden, ich habe meine Kniee vor Gott nicht gebeugt, ich bin nicht in die Kirche gegangen, wie die große Masse braver Leute — und am Ende hab' ich Nichts davon. Ich bin zufrieden, ich habe den Sonntag entheiligt und den Montag verbummelt — und am Ende hab' ich Nichts davon. Ich bin zufrieden, ich habe Gott gelästert und treuen Weibern Aergerniß gegeben; ich habe meinen Verstand im Weine verloren; ich habe durch Zorn und Untreue meiner Gattin bittere Thränen erpreßt — und am Ende hab' ich Nichts davon! Das ist der Gewinn, den er aus seinem Spiele davon trägt außer der Verachtung bei allen verständigen Leuten, die ihn kannten, und dem Fluche derjenigen, die das Opfer seiner Lasterhaftigkeit geworden sind. Wie aber, wenn er die Partie verliert?

Wehe dann ihm! Denn es ist furchtbar, sagt der Apostel, „in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen,“ eines Gottes, welchen der Gleichmüthige verkannt und verachtet hat. Nun aber füge ich hinzu: der Gleichgültige wird diese Partie ganz sicher verlieren — unfehlbar verlieren. Behaupten, daß er die Partie gewinnen werde, hieße eben so viel als behaupten, alle Apostel, alle Päpste, alle Kirchenlehrer seien entweder unwissende Schreier oder verschmitzte Betrüger gewesen; es hieße behaupten, alle Laster, welche stets auf Seiten des Unglaubens sich befanden, haben den Vorrang vor allen Tugenden, welche im Christenthum aufblühten; es hieße behaupten, alle Taugenichtse haben Recht, nicht aber die Rechtschaffenen; die Mörder und Henker, nicht aber die unschuldigen Opfer ihrer Grausamkeit. Es hieße behaupten, die Verbrecher seien die wahren Weisen dieser Welt, die Heiligen aber wahre Thoren, und Alles, was die Menschheit als Seelengröße, Großmuth und Opferwilligkeit bewundert, sei nichts, als Heuchelei und

Betrug; es hieße behaupten, derjenige thue am besten, der sich ungestraft aller möglichen unerlaubten, unsittlichen Mittel bedient, um den Genuß der Freuden dieses Lebens zu vermehren!

2. Wohl gäbe es wenige Menschen, deren Gleichgültigkeit so stichhaltigen Gründen widerstehen dürfte, wenn sie es nur so weit bringen könnten, ernsthaft nachzudenken; denn wo ist Einer, thöricht oder schlecht genug, um einer ewigen Verdammung kaltblütig entgegenzugehen? Daher schlägt der Gleichgültige, zu dem ich hier rede, einen andern Weg ein: um sich die Vergnügen des Lebens, denen er sein Dasein hinopfert, nicht zu vergällen, entschließt er sich, nicht zu denken. Er ergreift die Flucht, wie ein untreuer Schuldner vor dem Blicke seines Gläubigers, wie ein im Kredit ruinirter Kaufmann vor seinen Rechnungsbüchern, weil er fürchtet, den Bankerott darin lesen zu müssen. Daher jene Sucht nach Beschäftigung, jener Eifer in den Geschäften, bei den Spielen, den Unterhaltungen und Zerstreuungen aller Art; daher jener Schrecken vor der

Einsamkeit, daher auch für manches ergebene Weib die große Schwierigkeit, einen Mann aufzuheitern, der in seiner Gleichgültigkeit dahin schmachtet, sich langweilt und alt wird.

„Die Menschen waren nicht im Stande, sagt derselbe Pascal, ein Mittel gegen Tod, Elend und Unwissenheit ausfindig zu machen; und so haben sie sich denn, um dennoch glücklich zu werden, entschlossen, nicht an diese Uebel zu denken. Das ist Alles, was sie zu ihrem Troste erfinden konnten. Dieser Trost ist aber höchst erbärmlich, da er das Uebel nicht heilt, sondern nur auf kurze Zeit verdeckt, und eben dadurch hindert, daß man auf eine wahre Heilung bedacht sei. Und so trifft es sich denn, durch eine merkwürdige Verkehrtheit der menschlichen Natur, daß eines der empfindlichsten Leiden, die Langeweile, zu einer der größten Vortheile werden kann, weil sie den Menschen mächtig dazu antreibt, seine wahre Heilung dort zu suchen, wo sie allein zu finden ist; dahingegen Unterhaltung und Zerstreuung, die der Mensch fur sein größtes Gut

hält, gerade zum größten Uebel wird, weil sie ihn davon abhält, das wahre Heilmittel für sein Uebel zu suchen[1])."

Gott hat dem Menschen das Greisenalter gegeben, damit er durch Ohnmacht und Langeweile zum Nachdenken geführt werde: wer sich nicht auf diese Weise führen läßt, wird stets ein Gegenstand des Mitleides, wenn nicht ein Gegenstand des Abscheues, bleiben.

Sieh da diesen Greis, der gegen Gottes Ruf fortwährend taub, gegen die erfinderische göttliche Liebe stets gefühllos war; auf Erden gibt es keinen qualvolleren Anblick, als diesen. Die voranschreitende Menschheit läßt ihn einsam an der Grenze eines bald vergessenen Zeitalters zurück; sie sagt ihm: Verweile hier, und laß mich allein gehen; denn schon ist für dich die Zeit da, deinen Geist zu sammeln. Seine Gesundheit nimmt ab, seine Einbildungskraft erlischt, seine Kräfte fallen zusammen, die Augen umnebeln sich, das Haupt wird kahl, die Beine

---

[1]) Pascal, Gedanken.

versagen ihren Dienst; Alles ruft ihm zu: Es ist aus! Das Ende nahet! Die Welt, die für ihn nur schmeichelhafte und lügnerische Worte hatte, zeigt sich ihm in ihrer grausamen Wirklichkeit. Seine Altersgenossen steigen in's Grab hinab und rufen ihm beim Vorübergehen zu: Heute gehen wir ab, morgen wirst du uns nachfolgen! Jener Unglückliche aber hat für alle Einsprechungen nur ein verstocktes Herz. Noch will er seine schwachen Hände nach der Vergangenheit ausstrecken, die ihm wie eine Traumgestalt entschlüpft; noch möchte er sich an Trugbilder anklammern, die unwiderruflich von ihm fliehen. Sehet, wie er, prächtig ausstaffirt, Ironie und Trug auf dem Gesichte tragend, an den Festgelagen der Welt sitzt, deren Reize er nicht mehr zu kosten vermag; sehet, wie er gierig die Lügen auffängt und sich damit zu beruhigen sucht; wie er sich nach Jünglings-Manier geberdet, — worüber Jedermann erstaunet; wie er bis zur Unsittlichkeit sich losläßt, um einige verlorne Stunden als Almosen zu erbetteln! In der Familie siehst du

ihn mit beiden Händen das Scepter der Befehlshaberschaft halten und auf seine Autorität mit verzweifelter Zähheit groß thun. Er hat seine Lust an den erheuchelten Ehrenbezeigungen, die ihm von denjenigen zu Theil werden, die etwas von seiner Erbschaft zu erhaschen hoffen; es ist für ihn Zeitvertreib, die Hoffnungen, die er vielleicht bei sich selbst nie zu erfüllen gelobet, mit den Launen einer langwierigen Tyrannei theuer entgelten zu lassen. Er nimmt zu allen Kunstmitteln des Luxus, zu allen Verfeinerungen des Egoismus seine Zuflucht, um seine Melancholie zu vertreiben; er sucht sich an tausend läppischen Dingen zu zerstreuen, um unbehelligt zu sein von jedem ernsthaften Gegenstande, der ihm etwa zurufen dürfte: Menschensohn, schaue dich an! Wie wäre es ihm auch möglich, auf sich selbst zu schauen? Alle Freuden des Lebens hat er verkostet und alle mißbraucht. An allen Bechern hat er die Lippen benetzt und hat aus allen einen Durst geschöpft, der seine langen Nächte schlaflos macht. Aus der Vergangenheit ist ihm

keine tröstende Erinnerung, sondern nur Ekel und Abscheu oder unvermögender Schmerz geblieben; die Zukunft bietet ihm nur eine dunkle Aussicht dar; er fällt also aus allen Kräften über die Gegenwart her. Aber dem Tode dauert es schon zu lange; der kommt und tilgt dieses widerliche Schandleben von dieser Erde und keine aufrichtige Thräne benetzt sein Grab!

Glücklich der Mann, der im Glauben seinen Leitstern und in der Tugend seine Freude sucht! Sein Greisenalter wird dem der Patriarchen gleichen, jenem „guten Greisenalter" Josue's, von dem die heilige Schrift sagt: ***Mortuus est in senectute bona.*** O ja! gut ist das Greisenalter, wenn die Tugend es krönet und der Glaube ihm Trost gewährt. Es hat etwas Feierliches und Ehrfurcht Gebietendes, und zugleich etwas Zartes, Einnehmendes und Rührendes. Mit der Schwachheit und Anmuth der Kindheit vereinigt es die Erfahrung vieler Jahre. Es gleicht der schönen Herbstsonne, deren goldene Strahlen die Früchte liebkosen, die sie zur Reife gebracht hat. Der

Anblick dieses Greises erfüllt unser Herz mit Freude und Verehrung. Liebevoll umgeben ihn die Seinen; Hoffnung ist sein Stab. Er sieht ohne Furcht dem Tode entgegen, weil er ohne Tadel gelebt hat. Wie der nach den Ufern des glücklichen Arabiens segelnde Alexander die Nähe des Landes aus den ihm entgegenwehenden Düften merkte, so fühlt der fromme Greis die baldige Erfüllung seiner Wünsche und Hoffnungen aus dem ihm entgegenduftenden Wohlgeruche des Himmels. Sein letzter Athemzug ist, wie der des auf den Ruinen Carthago's hinscheidenden heiligen Ludwig, ein Lobgesang; denn die wahre Tugend allein, sagt ein großer Denker, „behält ihre Würde und Majestät auch in den Armen des Todes.“

Wachet also auf, ihr, die ihr in thörichter Gleichgültigkeit euer Leben verschlafet, wachet auf, wäre es auch nur, um die Kunst zu lernen, recht zu sterben!

II.

1. Die Sorglosigkeit des Gleichgültigen ist aber nicht blos Thorheit, sondern auch Frevel,

und zwar erstens ein Frevel gegen die menschliche Gesellschaft, der sie nur zu häufig zur Plage gereicht.

Eine Gesellschaft bedarf zum Leben und Gedeihen vor Allem des innern Friedens. Der Friede ist die Ruhe in der Ordnung. Nun aber gibt es keine Ordnung ohne Gesetze, keine wirksamen Gesetze ohne Gewissen, kein Gewissen ohne Sanction, keine genügende Sanction ohne Religion. Lasset die Religion in den Herzen aller Menschen aufblühen, und ihr werdet die Gesellschaft überall friedlich und glücklich sehen. Alsdann ist Jeder im Besitze seiner Rechte, weil Jeder seine Pflichten erfüllt. Der Reiche rechnet es sich als ein Glück an, seinen darbenden Bruder beglücken zu können. Der Handwerker flucht weder seiner Armuth, noch seiner Arbeit. Beugen ihn des Lebens Mühen nieder, so richtet er sich wieder auf, indem er die Hände zum Himmel emporhebt; ein Blick nach Oben träufelt süßen Trost in sein Herz. Wenn Hunger und Leiden aller Art ihn heimsuchen, so zeigt die Religion ihm

seinen Gott, der auf dem Kreuze mit ihm das gleiche Loos theilt. Wenn Gewissensbisse ihn beängstigen, so führt die Religion ihm einen Priester zu, der sein Herz erleichtert, indem er die schwere Last quälender Geheimnisse von ihm wegwälzt. Wenn die Glieder ihren Dienst versagen, dann stellt die Religion ihm eine barmherzige Schwester zur Seite, die seine Wunden verbindet, indem sie die unsterbliche Seele in dem schmerzerfüllten Leibe ehrt. Er ist ergeben, weil er Gott liebt und weil die Hoffnung ihn belebt. Auch mag der Reiche alsdann ruhig, ohne Furcht vor dem Toben der Empörung, den Frieden seines Hauses genießen.

Wessen macht sich aber ein Mann schuldig, der die Religionswahrheiten zwar nicht leugnet, es aber auch nicht der Mühe werth hält, über dieselben ein Wort zu verlieren, sondern dieselben als eine unnütze Sache ruhig bei Seite legt? Durch sein böses Beispiel raubt er dem Volke seinen Glauben, seinen Trost und seine Hoffnung; er reizt es zum Zorne, indem er seine Gelüste rege macht; er sagt ihm, ohne

es zu wollen: Leute des Volkes, höret die Priester nicht an, wenn sie euch Mord und Diebstahl verbieten; in Wahrheit gibt es nur ein Recht, das Recht des Stärkeren; denn ich sage euch: Mit dem Tode ist Alles aus; euere Hoffnung ist ein Trugbild, euer Paradies ein Köder!

Was wird erst die Folge sein, wenn ein so bedauernswerthes Beispiel nicht nur von einem gewöhnlichen, einzeln dastehenden Manne, sondern von unsern mächtigen Industriemännern gegeben wird? wer wird alsdann seine heillosen Folgen ermessen? Und doch müssen wir eben dieses zu unserer Zeit sehen.

Was ist in der That, einige um so lobenswerthere als seltnere Ausnahmen abgerechnet, die Religionsanschauung unserer großen Gewerbsleute und überhaupt der einflußreichsten Männer unserer Zeit? Sie läßt sich in folgendem zusammenfassen: Gott ist in der Regierung der Welt ein überflüssiger Faktor. Er mag nur den Himmel für sich behalten, wofern er uns die Erde läßt. Zu was frommt

das Gebet oder der Gedanke an die Vorsehung? Unser Gebet ist die Thätigkeit, unsere Vorsehung der Fortschritt des Staatshaushaltes, und die Vervollkommnung der Maschinen.

Diese Ansicht bringen sie auch zur Ausübung. Erscheinen sie manchmal, an besonders feierlichen Tagen, in unsern Kirchen, so geschieht es, damit ihre Anwesenheit die Arbeiter der Hüttenwerke nicht zu sehr befremde. Für die Unbequemlichkeit, der sie sich hiermit unterzogen haben, entschädigen sie sich durch ein absichtlich unanständiges Benehmen; die Arbeiter sollen nämlich an ihnen lernen, wie man sich über die erhabensten Geheimnisse unserer Religion gleichgültig hinwegsetzt. Wenn sie aus Klugheit oder aus Rücksicht für die Gewissensfreiheit darauf halten, daß bei der dicht gehäuften Bevökerung ihrer Fabriken die Religion durch ihre Diener vertreten sei, so unterlassen sie es doch nicht, bei Zeiten merken zu lassen, daß sie es mit den Lehren und dem Amte der Priester nicht ernsthaft nehmen.

Unsere große Industriemänner thun aber

noch mehr, sie dringen ihre Theorie auch Andern auf. In früheren Zeiten brachten es die socialen Verhältnisse mit sich, daß die Industrie-Arbeiter, gleich den Landleuten, an gewissen Tagen ihre Arbeiten einstellen, wieder aufathmen und ihren religiösen Pflichten nachkommen konnten. Der Sonntag war eine dem Herrn geweihte heilige Zeit, welche Niemand zu schmälern sich unterstand. Der Arbeiter sah freudig dem Tage entgegen, an dem er wiederum sein Herr war, wiederum das Glück seiner Familie genießen und an Gott und seine Seele denken konnte. Was haben aber nun die großen Industriemänner in Frankreich und in einigen Theilen Deutschlands aus dem Sonntage gemacht? Sie haben das Handwerk auf einen solch antisocialen und antireligiösen Fuß gesetzt, daß es den unter ihrer Botmäßigkeit stehenden Arbeitern unmöglich ist, denselben zu heiligen. Ja, so weit geht der harte Zwang, den sie den unglücklichen Opfern ihr himmelschreienden Ungerechtigkeit anthun, daß diese Armen zum größeren Theile genöthigt sind,

sich dem Hungertode preis zu geben, wenn sie noch Christen bleiben wollen.

Was kann wohl Anderes daraus folgen, als Entsittlichung, Erschlaffung und Auflösung im Volke? Wenn all' seine Gedanken, all' sein Sinnen und Trachten in den Staub gezogen wird, so wird nothwendigerweise das Geld sein Götze und die Lust sein Ziel und Ende. Christus sagte: „Was hilft es dem Menschen, wenn er auch die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet?" Das Volk aber wird Christi Wort umkehren und ausrufen: „Was hat es zu bedeuten, daß der Mensch seine Seele verliere, wenn er sich Vermögen genug erwirbt, um die Welt zu kaufen?" Wartet nur, bis der Credit fällt, eine Krisis eintritt und die Maschinen still stehen, und ihr werdet sehen, wie ein Volk, das ihr um seinen Glauben und seine Religion betrogen habt und das die Folgerungen aus euern Theorieen zieht, seinem Zorne Luft macht.

Der materielle Fortschritt mag den Wohlstand und die Sicherheit des leiblichen Lebens

sichern, aber leider raubt er uns nur zu oft das Leben des Geistes, das Leben des Gefühles, das Leben der Seele, welche das wahre Glück ausmacht. Der Mann einer gläubigen Zeit, der Bauer des Mittelalters, fand in seinem Glauben einen unerschöpflichen Born von Hoffnungen, süßen Träumen und erhabener Begeisterung, so daß er das Leben mit einer Innigkeit erfaßte, von der wir uns keinen Begriff machen können. Die materielle Welt war ihm hart; aber er lebte nur halb darin. Während seine Füße an die Erdscholle gebannt waren, strebte seine Seele mit Adlerflügeln nach den Höhen. Gott, die Engel und Heiligen waren sein Trost. Die Pracht der kirchlichen Feierlichkeiten entfaltete sich vor seinen Augen; über seinem Haupte sah er das Paradies gleichsam in leuchtender Erscheinung offen. Sein Herz schlug warm von Liebe, Ehrfurcht und Patriotismus. Seine Phantasie versenkte sich mit Wonne in das Geheimniß des ihm unbekannten, unermeßlichen All's. Im häuslichen Kreise, in den Wäldern und auf den Fluren,

bei Tag wie bei Nacht, redete mit ihm, beängstigte, bezauberte ihn eine ganze Schaar übernatürlicher Wesen, die aus seinem stillen Leben eine heilige Sage, eine romantische Erzählung, ein fortgesetztes Gedicht, bald lieblicher, bald schrecklicher Färbung, machten. Heut' zu Tage ist das Leben des Volkes einförmig wie eine gerade Linie; es gleicht einer Eisenbahnschiene; Chemie, Mathematik und Indiffferenz haben auch dem Volke seine Poesie geraubt. Wo Zufriedenheit ist, da herrscht Langeweile; da sind deren, die gähnen wie eingepferchte, aufeinandergehäufte, numerirte Reisende, denen die Dampfkraft nicht gestattet, etwas zu sehen, und darum um so mehr Ungeduld verursacht. Andere gibt es, ich meine jene wohlgenährten, wohlgekleideten, gut besoldeten Arbeiter, die schon wissen, daß es nicht Gott ist, der donnert, die weder an Engel noch an Teufel glauben; sie arbeiten des Sonntags und berauschen sich des Montags und fühlen am Ende nur Unzufriedenheit und Ueberdruß mit sich selbst. Ihrer Seele geht die Nahrung ab, ihr Taglohn erschwingt

nicht das Verlangte und so fragen sie denn zornentbrannt, warum und kraft welchen Gesetzes die Einen auf hartem Bette sitzen müssen, während die Andern sich auf sanftem Polster wiegen!

Wenden wir unser Auge nicht von der Geschichte ab. Vor einem Jahrhundert hatte sich die Gottlosigkeit der höheren Stände bemächtigt; einige Zeit darnach wandelte sie die Bürgerschaft an, und zuletzt macht sie sich an das Volk. Hat sie sich des Volkes bemächtigt, dann wehe denen, die es beneiden zu müssen glaubt! Vor siebzehn Jahren hat es sein erstes Wort vernehmen lassen, nnd dieses Wort hat gehörigen Schrecken eingejagt. Voltaire's Söhne sah man die Kirche um Hilfe anflehen; die Priester wurden herbeigerufen, um das Eigenthumsrecht in Schutz zu nehmen. Dies war freilich eine von der Furcht erzwungene Huldigung, aber „die Furcht ist der Anfang der Weisheit". Wollte Gott, daß unsere Industrie- und Finanzmänner ihr eigenes Interesse besser verstünden und ihre Pflicht erfüllten! Sie würden als-

dann der Gesellschaft neue Krämpfe ersparen, es wäre endlich der Verletzung der Gewissensfreiheit eine Schranke gesetzt und vor Allem das Recht Gottes wieder zu Ehren gebracht.

2. Jawohl, das Recht Gottes. Denn was ist die Religion Anderes, als eine Gerechtigkeit gegen Gott? Die Gleichgültigkeit in Religionssachen ist also darum ein Verbrechen, weil sie das heiligste Recht Gottes antastet.

Versuchen wir, auch dieses durch einen Vergleich zu erklären. Du bist ein Familienvater und hast einen Sohn; du hast ihn mit zarter Liebe groß gezogen; auch gibst du dir alle Mühe, um ihm, außer dem ehrenhaften Namen deiner Familie, ein anständiges Erbe zu hinterlassen. Ungeachtet aber der Wohlthaten deiner Güte, zeigt sich dieser Sohn ganz gleichgültig gegen dich. Er steht des Morgens auf, und grüßt dich nicht; er legt sich des Abends zu Bette und sagt dir nicht: Gute Nacht; und über Tag geht er seinen Geschäften oder seinem Vergnügen nach, gerade wie wenn er nicht dein Sohn und du nicht sein

Vater wärest. Was hältst du wohl von solch' einem Sohne? Du sagst, und mit Recht, daß er ein undankbarer, entarteter Sohn sei; denn er verletzt deine Vaterrechte; er erfüllt nicht die Pflichten, die ihm die kindliche Liebe dir gegenüber auferlegt. Doch gib Acht! indem du solch ein Urtheil über ihn fällst, verurtheilst du auch dich selbst, der du in einer heillosen Gleichgültigkeit gegen Gott lebst, und unendlich strafbarer bist als dieses unnatürliche Kind.

Zärtlicher denn irgend ein Vater auf Erden, hat Gott uns von Ewigkeit her geliebt. Diesen Leib, dessen Anmuth wir so oft entweihen, hat Er uns gegeben. Unsere Augen hat Er gebildet, damit wir seine Größe im Spiegel dieser Welt sehen könnten, bevor wir sie in seinem Wesen selbst sehen. Unsere Ohren hat Er geöffnet, damit wir seine Stimme hörten. Unsere Lippen hat Er geformt, damit wir zu Ihm reden können. In das Innere dieses künstlich gebauten Meisterwerkes seiner liebenden Hand hat Er die Vernunft

gelegt, ein lebendiges Licht, dessen Strahlen Verwandtschaft haben mit dem Lichte Gottes selbst und das daher bestimmt ist, sich einstens in dem durch nämliches Schauen hervorgebrachten Entzücken auf ewig mit ihm zu vereinigen. Da dieses Alles aber dem gütigen Gotte noch zu wenig schien, wollte Er auch noch das Dunkel, das Ihn unsern Blicken entzog, zerstreuen; leibhaftig und persönlich ist Er uns erschienen. Für uns hat Er sich der Armuth unterzogen, für uns hat Er gelitten, Thränen vergossen und ist zuletzt am Kreuz, an das Ihn Menschenhände genagelt haben, gestorben. Nach all' diesen Liebesbezeigungen wandte Er sich an den Menschen und verlangte von ihm einen Blick, einen Erguß des Dankes.

Was thut aber der Gleichgültige? Wie ein undankbarer, einer so überschwänglichen Liebe unwürdiger Sohn, weis't er die Liebe des Vaters von sich ab und erwiedert sie nicht. Die Anbetung, die er diesem Vater schuldet, zollt er sich selbst oder trügerischen Geschöpfen; er verschließt die Augen, um Ihn nicht zu sehen,

die Ohren, um Ihn nicht zu hören, die Lippen, um Ihm nicht zu antworten. Von feigem Egoismus betäubt, sitzet er am Tische dieses wohlthätigen Vaters, nährt sich von den Wohlthaten, die seine wunderbare Freigebigkeit ihm darreicht, und fragt nicht einmal, woher sie kommen. Was liegt mir dran! sagt er; das heißt: Es mag sein, daß ich im Himmel einen Vater habe, der mich und zu meinem Nutzen die Sonne, an welcher meine Saat reift, die Luft, die mich erfrischt, den Wein, der mein Herz erfreut, erschaffen. Es mag sein, daß ein Gottmensch sein Blut als Erlösungspreis für mich hingegeben habe. Die Religion versichert es mir und ist bereit, es mir mit unwiderlegbaren Beweisen darzuthun; ich darf nur wollen, um zu einer festen Ueberzeugung zu gelangen. Aber nein, mir gefällt es besser, Ihn zu beleidigen, ohne Ihn zu kennen, als meine Behaglichkeit aufgeben zu müssen, nachdem ich Ihn erkannt hätte. Und so lebt er denn in einförmiger Undankbarkeit fort, läßt Allen Recht widerfahren, nur Demjenigen nicht, dem Alles gehört; liebt Alles,

nur Denjenigen nicht, der Alles geschaffen hat. Gott sieht mit unaussprechlicher Betrübniß auf ihn herab; denn Er kennt besser als irgend ein Anderer, welchem Unglück der Undankbare sich preisgibt und welcher Glückseligkeit er sich selbst beraubt. Gott hat alle die Schläge seines Herzens gezählt, von denen keiner Ihm galt. Er hat diese Seele bis in ihre tiefsten Falten erforscht; Er hat die Götzen angesehen, denen er Weihrauch gestreut hat; denn wie in einem Pantheon hat er sich sie aufgestellt, in welchem aber Er, der wahre Gott, keinen Ruheplatz finden konnte! „Höret, Himmel! und lausche, Erde! denn der Herr redet. Söhne hab' ich aufgezogen und erhöhet, sie aber haben mich verachtet. Es kennet das Rind seinen Besitzer, und der Esel die Krippe seines Herrn; Israel hingegen kennet mich nicht, und mein Volk merket nicht auf[1]." Ach! es wird und muß der Tag kommen, wo es heißt: die Rollen umgetauscht. Hienieden ist es Gott, der an der

[1]) Is. 1, 2, 3.

Thüre klopft, bittet und beschwört. Der Gleichgültige bleibt taub, gefühllos, unerbittlich. Aber einstens wird er aufwachen; er wird sich an die Liebe des so lange mißhandelten Gottes wenden und rufen: Barmherzigkeit! aber dann wird die Liebe die Rolle der Gleichgültigen spielen, der Herr wird dann seine Vergeltung üben, Er wird auch sagen: Was liegt mir dran!

„Der im Himmel wohnt, verlachet sie, es spottet ihrer nun der Herr [1]). Der Herr lacht über den Gottlosen, weil Er sieht, daß dessen Tag sich naht [2]). Sie kehren heim am Abende, und werden Hunger leiden wie Hunde [3])". Wie lange, Kleine, liebet ihr Kindheit? wie lange wollen die Thoren die Weisheit hassen? Bekehret euch auf meine Warnung! siehe, ich will euch mittheilen meinen Geist und euch kundgeben meine Worte! Darum weil ich rief, und ihr widerstrebtet, ich meine Hand ausstreckte, und Niemand war, der darauf schaute,

---

[1]) Ps. 2, 4. [2]) Das. 36, 13. [3]) Ps. 58, 7.

weil ihr verwarfet all' meinen Rath und ihr meine Warnungen verachtetet, so will ich auch bei euerm Untergange lachen, und spotten, wenn euch begegnet, was ihr fürchtet. Wenn hereinbricht plötzlich das Unglück und das Verderben wie ein Wettersturm heranstürzt, wenn Trübsal und Angst über euch kommt, dann werden sie rufen zu mir, und ich werde nicht hören; frühe werden sie aufstehen, und mich nicht finden [1]).

3. Ich weiß wohl, daß es Menschen gibt, welche sich mit der Hoffnung schmeicheln, dieser Gefahr zu entrinnen. Sie rechnen so: Später wollen wir sehen, später wollen wir darauf bedacht sein, den sichersten Weg einzuschlagen. Diese Rechenmeister frage ich: Wer hat euch zu Herrn über die Zeit gemacht? Dürft ihr ganz sicher sein, ob Gott euere Seele nicht in Zeit von einer Stunde von euch abfordern wird? Wenn ihr euch heute Abend schlafen legt, seid ihr auch sicher, morgen noch zu erwachen?

---

[1]) Spr. 1, 22—28.

Wißt ihr nicht, daß eben die Wohlschmecker am häufigsten von einem plötzlichen Tode überfallen werden? Denn das Blut schmettert gern diejenigen nieder, deren Leben nur im Blute bestand. Doch gesetzt auch, ihr wäret gewiß, einst eines langsam herannahenden Todes zu sterben, wie dürft ihr euch versprechen, unter den Bedrängnissen der Krankheit, in jenem letzten Augenblicke, der die Zeit von der Ewigkeit trennt, eine Pflicht gehörig zu erfüllen, welcher nachzukommen man selbst bei gesunden Kräften und klarem Verstande Mühe genug hat?

Ferne sei es von mir, der unendlichen Barmherzigkeit Gottes Grenzen setzen, oder strenger erscheinen zu wollen, als die Kirche, welche keinen Lebenden für verworfen hält. Ich weiß aber wohl, daß zur Bekehrung vor Allem Reue nothwendig ist. Wie wird es aber im letzten Augenblicke möglich sein, ein Leben zu bereuen, welches das Resultat solch' beständiger, raffinirter Speculation ist? Freilich, die Gnade vermag Alles; aber um eine solche Bekehrung hervorzubringen, bedarf es

einer ganz außerordentlichen Gnade, einer vorzüglichen Gunst Gottes. Werden aber wohl fünfzig, in Gleichgültigkeit und vielleicht in Lastern vergeudete Jahre irgend eine Berechtigung oder auch nur Hoffnung auf eine solche Gunst gewähren? Welches Vertrauen kann wohl die Reue eines Menschen einflößen, der den letzten Athemzug abwartet, um zu Gott zurückzukehren? Sie gibt dem Gleichgültigen den Schein, als wolle er Ihn noch zu guter Letzt verhöhnen; denn das kommt mir gerade vor, wie wenn er sagte: So bin ich denn an mein Ende gekommen; so lange ich die Genüsse des Lebens verkosten konnte, habe ich es gethan, ohne zu fragen, wem ich das Leben zu verdanken habe; so lange ich Dich, o Gott, beleidigen konnte, habe ich es gethan, ohne mich um Deine Gerechtigkeit oder Deine Drohungen zu kümmern. Ich bedauere, daß mein Leben so kurz ist; denn ich bin in der That noch nicht müde geworden, das Leben zu genießen und Dich zu beleidigen. Da es nun aber mit Allem aus ist, da die Welt mich verstößt und das

Grab mich erwartet, so komme ich zu Dir für den Fall, daß Du wirklich beständest, und daß die Priester Recht hätten; ich bringe Dir, wie diese nicht mit Unrecht sagen, meinen Leichnam dar!

Brüder, die ihr in der Nacht der Gleichgültigkeit euer Leben verschlafet! mehr Großmuth sollte man von euch erwarten, und nicht so viel Blindheit. Wartet nicht die letzte Stunde ab, um aus euerm Schlafe aufzuwachen. Dann werdet ihr derselben mit Zuversicht entgegensehen.

Heinrich VIII., König von England, welcher sich von der Römischen Kirche getrennt hatte, weil der Papst ihm nicht erlaubte, nach seiner Laune eine andere Gemahlin zu nehmen, ließ seinen Erzkanzler Thomas Morus zu sich kommen, legte ihm ein Papier vor und sprach zu ihm: „Morus, dies Papier sollst du unterschreiben. — Sire, erwiderte der Erzkanzler, das können Sie nicht von mir verlangen; nie und nimmer werde ich mit meiner Unterschrift den Abfall von meinem Glauben unterzeichnen. — Weißt

du nicht, versetzte der König, daß ich gewöhnlich denjenigen den Kopf abschlagen lasse, die sich weigern, sich meinen Befehlen zu fügen? — „Mir den Kopf abschlagen zu lassen, antwortete Morus, das steht Ihnen frei; aber mich zu einer That zu nöthigen, welche mein Gewissen verurtheilt, das werden sie nicht vermögen, das steht nicht in Ihrer Gewalt!" Einige Zeit darauf war der Kanzler im Thurm zu London eingesperrt und erwartete von Stunde zu Stunde die Vollziehung des über ihn gefällten Todesurtheils. Da sieht er seine geliebte Gemahlin in's Gefängniß eintreten; sie fällt ihm um den Hals und, in einen Strom von Thränen ausbrechend, sagt sie zu ihm: „Freund, wozu denn diese Hartnäckigkeit? es brauchte ja nur ein Wort auf einem Papier, dann würde ich meinen geliebten Gatten behalten und meine Kinder würden nicht Waisen werden. — Meine theuere Freundin, antwortete Morus, wie lange meinst du, daß ich wohl noch leben könne? — Wenigstens noch zwanzig Jahre. — So lange nicht, meine Theuere! aber gesetzt auch, es wäre

so, willst du denn, daß ich für zwanzig Jahre, die ich noch leben könnte, eine ewige Seligkeit aufopfere? Nein, nein; Gott behüte dich und meine lieben Kinder, ich will aber vor Allem meine Seele, meine unsterbliche Seele retten."

Möchten doch die Gleichgültigen unserer Tage das erhabene Beispiel dieses großen Mannes nachahmen; möchten sie, statt zu sagen: „Was liegt mir dran!" sich seine Weisheit und seinen Muth zum Muster nehmen und im Vollgenuß ihrer Freiheit ausrufen: Vor Allem will ich meine Seele, meine unsterbliche Seele retten!

II. Kapitel.

Ist's damit genug?

Es gibt ein Wort, das in jeder Sprache einen vorzüglichen Klang hat, gegen das auch ich durchaus keinen Kampf unternehmen will, ich meine das Wort Ehre.

Die Ehre — das glorreiche, wenn auch verstümmelte Produkt dreier Faktoren, der Ueberlieferung, des Gewissens und der Freiheit, der letzte Strahl eines göttlichen Evangeliums, das auch in den Herzen derjenigen, die seine Lehre vergessen oder von sich abgewiesen haben, seine wohlthätigen Wirkungen zurückläßt — vertritt eine höchst wichtige Rolle in unserer heutigen Gesellschaft und macht, in Verbindung mit einigen Vorschriften des Naturgesetzes, für eine große Menge unserer heutigen Männer die ganze Religion aus.

Das Verhaltungssystem dieser Männer ließe sich, wenn ich nicht irre, etwa auf folgende

Art in Worte fassen: Bewahre Gott, daß ich mich jemals vorsätzlich jenem ungesitteten Leben hingebe, welches den Menschen, ein mit Verstand begabtes Wesen, dem unvernünftigen Vieh gleich stellt. Solch' ein schmähliches Dasein ist eines wohl erzogenen Geistes, eines geraden Herzens unwürdig. Ich weise den Materialismus als einen Schandflecken der Menschheit von mir ab; die Vernunft soll mir als Führerin dienen, nicht der thierische Trieb. Ihr aber, Apostel des Evangeliums, ihr sprechet mir von ich weiß nicht welchem höheren, übernatürlichen Leben; ihr entfaltet vor meinen Augen eine ganz übermenschliche Ordnung der Dinge, welche vorzüglich auf der geschichtlichen Thatsache der Menschwerdung einer göttlichen Person begründet sein soll; ihr verheißet mir für die Ewigkeit ein Glück, dessen Größe von keines Menschen Sinn erfaßt werden kann. Als Mittel zur Erreichung dieses Zieles stellet ihr den Glauben an Jesus Christus hin, die Vorschriften des Evangeliums, die Sakramente und was weiß ich? Das Erhabene solcher Aussichten

bewundere ich, begreife auch, daß ein so großartiges System bezüglich der Aufrechthaltung der Volkszucht einen wunderbaren socialen Nutzen haben mag; ich zolle darum der Religion die höchste Achtung. Was aber mich betrifft, so fühle ich mich, aufrichtig gestanden, eben so wenig gedrungen, mich über meine Natur zu erheben, als ich mich unter dieselbe herabwürdigen mag. Ich will weder zu tief hinab, noch zu hoch hinauf; ich will weder zum Thiere, noch auch zum Engel werden, und will Mensch bleiben. Ich fühle in mir nicht Kraft und Muth genug, um mit allen Verpflichtungen, welche die Religion mir auferlegen will, zu unterziehen, und lasse daher gerne meinem Küchenpersonal das, was ihr euer Paradies nennet. Ich werde nach meiner Vernunfteinsicht und nach den Gesetzen der Ehre zu leben wissen. Rechtlich gegen Jedermann, werde ich mich wohl hüten, Andern das zu thun, was ich nicht wollte, daß mir geschähe; und Gott wird mir — deß bin ich versichert, — jenen einzigen Lohn, auf den ich Anspruch mache, jene natür-

liche, dem „Ehrenmanne" vorbehaltene Glückseligkeit, nicht versagen.

Mit dem vorher besprochenen Systeme verglichen, ist das so eben formulirte ohne Widerrede ein Fortschritt zu nennen; Ehre und Vernunft werden von mir ebensowohl wie von jedem Andern hochgeschätzt.

In der That ist es die Ehre, die unser Geschlecht vor mancher Feigheit bewahrt. Eben weil die Ehre dem Worte die Geltung und Würde des Schwures verleiht, wird sie, ohne Beihilfe der gesetzlichen Formen, zur sichern Stütze der Gerechtigkeit. Dank der Ehre, sind viele Männer heutigen Tages noch besser als ihre Grundsätze, und ihre, wenn auch inconsequente Ehrenhaftigkeit, bietet unserm glaubensarmen Zeitalter noch immer eine gewaltige Schutzwehr.

Das Ehrgefühl begeistert manchmal zu großer Aufopferung. Ein englisches Schiff, welches außer jungen Weibern und Kranken ein starkes Regiment Soldaten an Bord hat, segelt nach den Kolonien. Plötzlich befällt ein pani-

scher Schrecken die Schiffsmannschaft; das Schiff hat einen Leck und ist nahe daran, in den Grund zu sinken. Noch steht dem Kapitän eine Schaluppe zu Gebote, die aber nur eine geringe Zahl Passagiere aufzunehmen vermag; nach kurzer Berathung wird einstimmig beschlossen, daß die Schaluppe zur Rettung der Weiber und Kranken verwendet werden soll. Das Regiment tritt in's Gewehr, stellt sich auf dem Verdeck in Reih' und Glied und sieht jene vor sich herziehen, die seiner großmüthigen Entsagung das Leben zu verdanken haben. Die Schaluppe rudert dem Ufer zu, das Schiff aber sinkt unter und der Abgrund verschlingt diese Menge tapferer Männer, welche die Ehre zu Heroen gemacht hat.

Doch ohne weiter von diesen gewaltigen, die Menschheit tröstenden Heldenthaten zu reden, welche bekunden, wozu des Menschen Herz noch fähig ist, verdient auch Jeder, der ohne sich je zu verleugnen, immer und überall als Ehrenmann aufzutreten weiß, unsere tiefste Achtung. „Ich bin ein Christ, so sagt ein Mann von

edlem Herzen, aber ich bin voller Theilnahme und Rührung für einen Ehrenmann. Ich stelle mir vor das ehrwürdige Bild eines Mannes, der niemals der Gesellschaft zur Last gefallen; dessen Herz nie an eine Ungerechtigkeit gedacht und dessen Hand nie eine solche begangen; der nicht nur Gut, Leben und Ehre seiner Mitmenschen, sondern auch ihre moralische Vervollkommnung geachtet; der sein Wort stets gehalten; der treu in der Freundschaft, aufrichtig und fest in seiner Ueberzeugung gewesen; den die veränderliche und in den Strom ihrer Veränderlichkeit Alles mit fortreißende Zeit nicht erschüttert hat; der nicht hartnäckig in seinem Irrthum verharrt hat, aber auch weit entfernt gewesen ist von jener der Apostasie eigenen Frechheit, die der Treulosigkeit gegen die eigene Ueberzeugung und der Flatterhaftigkeit sich schuldig macht[1]).

Einen solchen Mann achte und ehre ich, kann aber nicht umhin, ihn zu bedauern. Viel,

---

[1]) Lacordaire, Confer. von Toulouse.

sehr viel ist das Ehrgefühl, das in einem edlen Herzen wohnet. Aber ist's damit genug? Nein, denn um in der Welt eine gediegene Moral zu begründen, und namentlich um den Menschen für die Ewigkeit zu retten, dazu ist und wird das Ehrgefühl immer ohnmächtig und unzulänglich sein.

I.

1. Da die Ehre keine andere Sanction hat, als die öffentliche Meinung, so ist sie ein lockeres Moralfundament, und zwar zunächst schon deshalb, weil sie nicht unparteiisch in ihren Gesetzen ist. Sie ist, in ihren Uebertreibungen und Irrwegen betrachtet, eine verheerende Leidenschaft; eine Leidenschaft, die von demjenigen, der sie bändigen soll, mehr Energie verlangt als alle übrigen Leidenschaften zusammen; eine Leidenschaft, die wir nicht erst nennen dürfen, da Jedermann weiß, wie viele Leiden und Anstrengungen ihm der Sieg über sie kostet oder wie hart sie als Siegerin auf ihm lastet. Nun aber ist die Ehre in allem, was sie anbelangt, gegen den Menschen äußerst nach-

sichtig. Sie erlaubt ihm ungefähr alle Unternehmen, welche geradezu auf die Befriedigung der Sinne hinzielen, und frägt nicht darnach, ob die Sinnenlust eine ehrlose Spießgenossin erheische, oder nicht.

Angenommen, du nimmst in der Welt eine ehrenvolle Stelle als öffentlicher Beamter ein. Da kommt zu dir ein armes Weib, daß sich in einer fürchterlichen Verlegenheit befindet. Jeder anderen Stütze beraubt, fleht sie dich an, daß du dich mit deiner Geschicklichkeit oder deinem Credit verwenden sollest, um sie aus ihrer schwierigen Lage herauszureißen. Du läßt sie warten, du hältst sie so lange hin, bis sie versteht, um welchen Preis deine Schutzleistung feil ist. . . . Hörst du darum auf, ein Ehrenmann zu sein? Keineswegs, in den Augen der Weltleute bist du lediglich ein geschickter Mensch, der die großen und die kleinen Vortheile seiner Stellung wahrzunehmen versteht.

Du bist jung an Jahren; Gott ließ dir ein gefälliges Aeußeres zu Theil werden, dein Vater sammelt dir ein schönes Vermögen. Dir

begegnet auf dem Wege, vielleicht unter deinem eigenen Dache ein Kind, dessen Herz harmlos ist wie die Flur, die es so eben, um in deinen Dienst zu treten, verließ. Du zeigst ihm ein schimmerndes Kleinod vor und fügst hinzu, um leichter über seinen Widerstand und seine Skrupeln zu triumphiren: Ich werde dich heirathen! Und siehe da, das Mädchen ist auf immer entehrt; ohne Hilfe, ohne Mittel sieht es sich mit einer schrecklichen Bürde in eine Welt hineingeworfen, die sie vor Verachtung anspuckt! Worin besteht ihr Vergehen? Sie war so unglücklich, dich in einem Augenblicke der Verblendung ihrem Gott vorzuziehen; sie war einfältig genug, deinem Worte und deinem Schwure Glauben beizumessen!

Also das Ehrgefühl drückt bei dem treulosesten Verrath, über die Verletzung der heiligsten Verpflichtungen, das Auge zu. Es spricht los von Thaten, die Unglück und Trostlosigkeit in so manchen Familienkreis gebracht haben und in den Augen Gottes wahre Verbrechen sind. Wie elastisch das Ehrgefühl aber auch

ist in Betreff der Feigheiten des Mannes, so unerbittlich strenge zeigt es sich auf der andern Seite gegen das Weib. Hat sie das Unglück, selbst nach längerem Widerstand, der Täuschung und dem fortreißenden Strome zu unterliegen, so wird das Ehrgefühl sie, die schwache Mitschuldige, auf ewig brandmarken, während es den Hauptschuldigen verschont. Noch mehr, die Ehrlosigkeit, die als Strafe die Gebrechlichkeiten des Weibes züchtigt, fällt auf den Vater des getäuschten jungen Mädchens, auf den Gatten der untreuen Gattin, zurück. Die Welt wirft ihnen höhnischen Spott zu, weil sie nun unglücklich sind; wollen sie sich aber von solcher Schande rein waschen, so darf es dem Verführer nur gelingen, ihnen mit einem Degenstich die Ader zu öffnen, um von aller Schuld losgesprochen zu werden.

2. Die Ehre ist ein schwaches Moralfundament, weil sie, einzig und allein von der Achtung der Menschen genährt, sich selbst unbewußt, ein heuchlerisches Verfahren einschlägt.

Eine christliche Mutter sagte einst zu ihrem Sohne, der in die Welt eintreten sollte: Traue nicht der menschlichen Ehre, mein Sohn; nach Sonnenuntergang bleibt wenig von ihr übrig! In diesen Worten ist eine große Wahrheit enthalten. Das Ehrgefühl mag sich vor einer Schwäche fürchten, so lange es Tag ist, das heißt, so lange die Menschen sie sehen und die öffentliche Meinung sie beurtheilt. Wenn aber die Sonne untergeht, wenn die öffentliche Meinung nicht mehr da ist, um die Stelle des Gewissens zu vertreten, dann gefällt es dem Ehrgefühl besser, sich der ihm durch die Blicke der Menschen auferlegten Last zu entledigen.

Von den unchristlichen Ehrenmännern hat daher ein großer Denker mit Recht gesagt: „Die Nacht ist eine natürliche Mitschuldige, die stets zu allen Lastern bereit ist; ihre verführerische Gefälligkeit macht, daß wir im Allgemeinen die Nacht über weniger taugen als am Tag. Das Licht schüchtert das Laster ein, gerade so wie

es die Eule schreckt; die Nacht gibt ihm alle Kraft zurück, und die Tugend fürchtet sich. Die Nacht taugt Nichts für den Menschen, und doch sind wir gerade deswegen dieser nachgiebigen Gottheit ein Bischen ergeben [1]."

Laßt einen Menschen sich durch schlaue und ungerechte Mittel ein Vermögen anhäufen; er streift an dem Strafgesetz vorbei, ohne sich daran zu stoßen, und genießt in aller Ruhe die Huldigungen, die man einer ehrenvollen Existenz zollt. Wenn aber ein Unglücklicher, in Folge einer beklagenswerthen Unklugheit, vielleicht um einem Freund einen Dienst zu erweisen, scheinbar sich gegen die Gesetze der Redlichkeit vergangen, mag es auch mit der bestimmten Meinung geschehen sein, den Schaden innerhalb vierundzwanzig Stunden wieder gut zu machen — er wird ertappt, er steht gebrandmarkt da, auf immer gebrandmarkt; denn die Ehre ist eine steile Felseninsel ohne Ufer; wer, sei

[1]) De Maistre.

es auch durch einen unschuldigen Fall, einmal davon herabgestürzt ist, bemüht sich vergebens wieder hinauf zu kommen.

Wieviel Zartheit und Nachsicht hat dagegen die Religion, deren Joch man thörichter Weise von sich abschüttelt! Sie bekämpft den Stolz, aber sie achtet die Würde. Sie verdemüthigt niemals den Menschen vor dem Menschen, sondern nur vor Gott. Sie drückt Niemand den Stempel der Ehrlosigkeit auf; sie kennt keinen Schandflecken, den eine aufrichtige Reue nicht auszulöschen vermöchte. Liebevoll umarmt sie ihre Kinder selbst unter den Erniedrigungen des Kerkers, selbst an den Stufen des Schaffots. Gewissenhaft bewahrt sie als Geheimniß die ihr aufgedeckten Wunden; sie wäscht ab die schon in die Oeffentlichkeit getretenen Sünden, und weiß den Namen einer Sünderin, einer Magdalena, so rein zu waschen, daß bereits die allerkeuscheste Mutter sich nicht zu scheuen braucht, ihrem Kinde diesen Namen beizulegen.

Woher kommt es also, daß die meisten Menschen den mitleidigen Gesetzen der Kirche die unerbittlichen Gesetze der Ehre vorziehen? Daher, weil es bei Gott keine das Laster umhüllende Nacht, keine den Verbrecher schützende Männer gibt, weil sein Blick „Herzen und Nieren erforscht." In den stolzen Gesetzen der Ehre steckt mehr Feigheit, als man glaubt. Der Mensch erbittert sich, in seinem Stolze, über diese ununterbrochen fortdauernde Ueberwachung. Er möchte sich von Zeit zu Zeit, um wieder aufzuathmen, sagen können: Niemand sieht mich! Das Privatleben entschädigt ihn für den Zwang, den er sich im öffentlichen Leben anthun muß; wenn aber die Kritik sich erdreißt, den Schleier, der jenes deckt, zu lüften, so schreit er alsogleich über Entheiligung. Dieß hat einen großen Denker, dessen paradoxe Sätze alle zu unterschreiben ich aber noch lange nicht bereit bin, zu den übertriebenen Worten veranlaßt: „Was ein Taugenichts ist, weiß ich nicht; denn ich bin es nie gewesen; was aber ein Ehrenmann ist,

weiß ich, und ich kann sagen, daß es etwas Abscheuliches ist[1]."

Wollt ihr einen handgreiflichen Beweis dafür, wie leicht sich die Heuchelei mit der sogenannten Ehrenhaftigkeit verträgt, so höret, wie Pascal sein Entsetzen darüber äußert: „Die katholische Religion verpflichtet uns nicht, die begangenen Sünden Jedermann zu offenbaren; sie gibt zu, daß dieselben allen Menschen verborgen bleiben; nur einem Einzigen soll das Innere des Herzens aufgedeckt werden; vor Einem sollen wir erscheinen, so wie wir sind. Diesen sollen wir enttäuschen, das befiehlt sie uns; sie verpflichtet diesen dagegen zu einem

---

[1]) Als man der berüchtigten Nino de l'Enclos den Skandal, den ihre leichtfertigen Sitten erregten, vorwarf, antwortete sie: Ich bin eine Ehrenfrau, was wollen Sie mehr? Diese unwiderlegliche Antwort ist zugleich eine unwiderlegliche Verurtheilung jener Ehrenhaftigkeit, die den Glauben nicht zur Grundlage und die Tugend nicht zur Krone hat. Sie zeigt die gräßliche Parteilichkeit dieser gar zu bequemen Religion — und das allein würde schon hinreichen, zu beweisen, daß nicht Gott ihr Urheber ist.

unverletzlichen Geheimniß, sie will, daß diese Kenntniß in ihm sei, wie wenn sie nicht wäre. Ist's möglich, etwas Liebevolleres, etwas Zarteres zu ersinnen? Und doch findet der verdorbene Mensch dieses Gesetz zu hart, und die Forderung, die ein so billiges Gesetz an ihn stellt, war für einen großen Theil Europa's eine genügende Ursache, um sich von der Kirche loszusagen. Wie ungerecht und unverständig ist doch des Menschen Herz, das nicht einem Einzigen gegenüber thun will, was es einiger Maßen Allen gegenüber thun sollte! Denn es ist wahrhaftig nicht schön, daß wir die Menschen täuschen [1])."

---

[1]) Der Präsident Hainaut — ein Ehrenmann, wenn es je einen solchen gab, sagte kurz nach seiner Bekehrung: „So eben hab' ich meine Sünden zusammengesucht, um mich derselben in einer aufrichtigen Beicht zu entledigen . . . Man sieht erst seinen Reichthum, wenn man aufräumt!" — Aber gerade um nicht aufräumen zu müssen, fliehen so viele Ehrenmänner vor dem Richterstuhl der Buße und stellen sich, als glaubten sie, die Beicht sei eine Erfindung der Priester.

3. Doch gesetzt auch, die Ehre besäße Unparteilichkeit in ihren Gesetzen und Aufrichtigkeit in ihrem Verfahren, woran es ihr, wie wir gesehen haben, fehlt, so würde sie dennoch ein gebrechliches Moralfundament sein, weil ihr die erforderliche Sanction abgeht. Ich bin weit entfernt, behaupten zu wollen, alle Ungläubigen seien eben so viele Diebe, gleichwie ich auch nicht sagen möchte, daß Alle, welche beichten, tadellos seien. Ich will die Einen nicht verleumden und den Andern nicht schmeicheln. Im Gegentheil muß ich, um gerecht zu sein, gestehen, daß in unseren Tagen Viele, welche die Kirche nicht besuchen, ehrenhafter und liebevoller sind, als manche Andere, die sie besuchen. Unter diesem Vorbehalte wird es mir aber gestattet sein zu sagen, daß eine nur auf die Philosophie gegründete Ehrenhaftigkeit selten großes Vertrauen einflößt.

Zur Zeit, als die Kirche schwere Prüfungen zu bestehen hatte, regierte Constantius Chlorus über Brittanien und Gallien; er stand eben in der Mitte seiner Offiziere, als das Edict

seiner Collegen eintraf, durch welches die Christen zum Tode verurtheilt wurden. „Nun wisset ihr, sprach Chlorus zu den Umstehenden, welches der Wille der Cäsaren ist. Mehrere unter euch haben die christliche Religion angenommen; sehet, diese Strafen sind denjenigen bestimmt, welche sich weigern, Rom's Götter anzubeten; entscheidet euch." Einige blieben getreu, Andere fielen ab, und der Römer sprach zu diesen: „Ihr habt, mir zu Gefallen, euern Glauben verleugnet; gehet, euere Dienste mag ich nicht mehr; denn wie wird ein Mensch, der seinem Gotte nicht Wort hält, im Stande sein, seinem Fürsten getreu zu bleiben, wenn etwa sein Interesse ihn auffordert, meineidig zu werden?"

Dieser Kaiser hat ein wahres Wort geredet. Die Tugend eines Mannes ohne positive Religion besteht, gleich der gewisser Weiber, in einem Mangel an Gelegenheit. Es trete eine feine Versuchung an ihn heran. Gesetzt, er sei arm und elend, und ein Reicher biete ihm Gold in Fülle an als Preis für eine Feigheit, welcher Verschwiegenheit zugesichert ist. Ich müßte

mich gar sehr täuschen, wenn ein Solcher nicht die Hand böte und einschlüge, mit dem Herzen oder mit dem Munde das gotteslästerische Wort des auf den Ebenen von Philippi siegenden Brutus wiederholend: Tugend, du bist nur ein leerer Schall! Seine Rechtschaffenheit wird, gleich der Statue in Babylon mit goldenem Kopfe und thönernen Füßen, wanken und zusammenstürzen.

Man wird gegen mich einwenden, die Tugend des Ehrenmannes stehe nicht auf thönernen Füßen, da sie auf dem moralischen Gefühle, auf dem Gewissen beruhe. Freilich, das Gewissen kann einer gewöhnlichen Tugend als Stütze dienen; denn die Stimme des Gewissens ist die Stimme des Wortes Gottes selbst, das alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen. Aber wie leicht ist es nicht, dieser Stimme Stillschweigen zu gebieten, wenn sie lästig wird! wie bald ist das Licht eines eben noch hell strahlenden Gewissens getrübt! Wie wird es erst gehen, wenn gewaltigere Stürme auf dasselbe eindringen! Da braucht es Strebe-

pfeiler, da muß Alles auf die Beine gebracht werden, um es fest zu halten, da genügt nicht hinter ihm der bequeme und nachgiebige Gott der Philosophen, sondern allein der lebendige Gott des Christenthums mit seinen unfehlbaren Aussprüchen, mit seinen Feuerflammen und Himmelskronen. Was that einst Christus, als der Engel der Finsterniß sich an ihn heranwagte und versuchend ihm alle Reiche der Erde zeigte und sagte: Alles dieß ist dein, wenn du niederfällst und mich anbetest? Er berief sich nicht auf das Interesse, auf Civilgesetz, Vernunft, Gewissen oder Ehre; denn er wußte wohl, daß der böse Geist sich auf's Philosophiren versteht. Es steht geschrieben, antwortete der Heiland, du sollst deinen Gott anbeten und Ihm allein dienen. Dies Argument ist nachdrücklicher als alle Syllogismen; Satan floh, *tunc reliquit eum diabolus* [1]).

---

[1]) Matth. 4. — Jean Jacques Rousseau stellt irgendwo an seinen Leser die Frage, was er thun würde, im Falle er sich dadurch bereichern könnte,

II.

Wäre die Ehre auch als Moralfundament mächtig genug, um auf dieser Welt einen dauerhaften Frieden zu begründen, so wäre sie doch immer ohnmächtig, um den Ehrenmann zu retten für die Ewigkeit.

1. Sie ist nicht fähig, dieses Wunder zu wirken, und zwar zuerst, weil sie die Erfüllung jeder positiven und direkten Pflicht gegen Gott ganz außer Acht läßt. So gräßlich verstümmelt sie die Moral, daß die nothwendige Grundlage aller andern Tugenden, nämlich die Tugend der Religion, ganz verkennt. Sie verlangt nur vom Menschen, daß er seine Pflichten gegen seine Brüder erfülle nach dem Grundsatze des Naturgesetzes:

---

daß er mit seinem bloßen Willen und ohne von Paris sich wegzubegeben, einen alten Mandarin in China tödten könnte? Ich weiß nicht, was der Leser geantwortet hat; wenn er aber nur ein Ehrenmann gewesen und ihn nach einer Loge im Opernhause gelüstete, so müßte mir um den alten Mandarin sehr bange sein.

Thue keinem Andern, was du nicht wolltest, daß dir selbst gethan würde. Nun aber ist es unmöglich, daß Gott einen Menschen rette, der sich während seines Lebens nichts aus Ihm gemacht hat, der sich gleichsam nur unter der Bedingung seinen Brüdern gerecht erweist, daß er alle Gerechtigkeit gegen seinen Schöpfer verletzen dürfe.

Der Mensch ist nicht unumschränkter Herr; er ist Diener, weil er ein Geschöpf ist. Wohl mag ein trügerischer Pantheismus seinem Hochmuth schmeicheln und ihm das Recht zuerkennen, sich für Gott auszugeben: Ich bin, der ich bin; die Vernunft zeigt ihm, daß er nicht von sich selbst, sondern von einem Andern das Dasein erhalten; das genügt, um ihm das Gebet des Evangeliums in's Herz zu rufen: Vater unser, der Du bist im Himmel!

Nun aber hat dieser Vater im Himmel zu dem Menschen also gesprochen: „Du sollst Gott den Herrn lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele und aus allen deinen

Kräften [1]); du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht eitel nennen: denn der Herr wird den nicht für unschuldig halten, der den Namen des Herrn, seines Gottes, vergeblich nennt. Sechs Tage sollst du arbeiten; aber am siebenten Tage ist der Sabbat des Herrn; an demselben sollst du nicht knechtliche Arbeit verrichten, weder du, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd [2]). So haltet also und thuet, was Gott der Herr euch geboten hat, und weichet weder zur Rechten noch zur Linken ab, sondern wandelt auf dem Wege, den der Herr, euer Gott, euch geboten, daß ihr lebet und es euch wohlergehe [3]). Und es sollen die Gebote, die ich dir heute gebe, in deinem Herzen sein, und du sollst sie deinen Kindern wiederholen; du sollst sie betrachten, wenn du in deinem Hause sitzest, und wenn du auf der Reise bist, des Abends, wenn du dich niederlegest, und des Morgens, wenn du aufstehest [4])."

---

[1]) Deut. 6, 5. [2]) Exod. 20, 7. [3]) Deut. 5, 32—33. [4]) Deut. 6, 6 - 7.

Sind das nun die Gesetze, welche der Ehrenmann sich auflegt? Nein, der Ehrenmann stößt aus freien Stücken alle positive Religion von sich weg; er spricht sich von allen Vorschriften des Christenthums frei und verzichtet auf die durch dasselbe verheißene ewige Seligkeit; unter dem Vorwande, daß es ja Jedem frei stehe, eine Wohlthat auszuschlagen, begnügt er sich damit, den schwankenden Eingebungen der natürlichen Religion zu folgen und Gott in seinem Herzen, nach Art des Genfer Philosophen, einen dieser Religion entsprechenden Cultus zu erweisen. Solch ein System fügt aber Gott schreiendes Unrecht zu, indem es die Oberherrschaft, die Er als Schöpfer über sein Geschöpf hat, nicht anerkennt.

2. Wie wird in der That der Beweis dafür je möglich sein, daß Gott, nachdem Er den Menschen durch einen Akt seines freien Willens in's Dasein gerufen hat, sich nicht das Recht vorbehalten habe, sein Werk auszubilden und es zu einem unvergleichlich edleren, über dem ihm angebornen Zustande weit er-

habneren Ziele zu berufen? Im Gegentheil, dieselben Thatsachen, welche unwiderleglich darthun, daß Gott durch die Offenbarung in ein unmittelbares und direktes Verhältniß zu dem Menschen getreten ist und dadurch eine übernatürliche Ordnung geschaffen hat, legen uns auch die Verpflichtung auf, diese Gnade und die in ihr begründete Verherrlichung anzunehmen, oder zur Strafe einer nach Verdienst schrecklichen Verdammung anheim zu fallen. Nicht blos seine Liebe, sondern auch seine Autorität hat Gott ausgeübt, indem Er uns eine so erhabene Bestimmung anwies. Wenn der Thon, um mich der Sprache des heiligen Paulus zu bedienen, nicht das Recht hat, zum Töpfer zu sagen: Warum hast du aus mir ein Gefäß der Unehre gemacht? so steht es ihm noch unendlich weniger zu, ihn darüber zur Rede zu stellen, warum er aus ihm ein Gefäß der Ehre gemacht habe.

Ich finde hier wieder einen Vergleich. Du hast dich, nehmen wir an, durch dein Verdienst

zu einer hohen Stelle im Staate erhoben; unter deinen Vorfahren zählst du eine Reihe wohlverdienter Männer; dein Haus wird von den angesehensten Personen besucht. Um dein Glück voll zu machen, hat die Vorsehung dir einen Sohn gegeben, und du sagst zu ihm: Höre, mein Sohn; du weißt, wie theuer du mir bist; ich verlange aber auch von dir, daß du meinen Hoffnungen entsprechest; aus Rücksicht gegen meine eigene Ehre und aus Liebe zu dir verlange ich, daß du ein deines Vaters würdiger Sohn werdest, daß du deinem Geschlecht und deinem Namen Ehre machest. Der Sohn aber antwortet: Vater, für deine guten Absichten danke ich; es thut mir aber leid, daß ich mich zu etwas Anderm hingezogen fühle; du bist General und Minister, mir gefällt es besser, Maurer zu werden. — Was wirst du ihm antworten? Das steht dir frei, lieber Freund, wirst du ihm sagen, es ist ein ehrbares Handwerk, Maurer zu sein; ich hatte dir aber etwas Besseres zugedacht, und da du meine Güte nun verschmähst, so sei dir ge-

sagt: An meinem Tische und in meinem Hause sollst du nicht mehr erscheinen.

Gerade so wird der Herr mit demjenigen verfahren, welcher lieber Ehrenmann als Christ sein will.

„Der König, sagt Er, sandte seine Knechte aus, um die zur Hochzeit Geladenen zu rufen; aber sie wollten nicht kommen. Abermal sandte er andere Knechte aus und sprach: Das Hochzeitmahl ist zwar bereitet, allein die Geladenen waren dessen nicht werth. Gehet also auf die Landstraße, und ladet zur Hochzeit, wen ihr immer findet. Und die Knechte gingen aus, und die Tafel war bald mit Gästen besetzt. Der König ging aber hinein, um sich die Gäste anzusehen, und sah daselbst einen Menschen, der kein hochzeitliches Kleid anhatte. Und er sprach zu ihm: Freund, wie bist du da hereingekommen, da du kein hochzeitliches Kleid anhast? Er aber verstummte. Dann sprach der König zu den Dienern: Bindet ihm Hände und Füße, und werfet ihn hinaus in

die äußerste Finsterniß; da wird Heulen und Zähneknirschen sein [1])!"

Jene Gäste sind wir. Unser Hochzeitkleid ist das übernatürliche Leben; jener Unglückliche, der kein Hochzeitkleid hatte und nichts zu seiner Entschuldigung vorzubringen wußte, ist der Ehrenmann der Welt, mit seiner Vernunft, seiner Naturreligion, seiner Rechtschaffenheit und all' jenen Tugenden, deren die Hölle voll ist [2]).

3. Wer voraussetzt, daß Gott das übernatürliche Leben, das heißt das Christenthum, nur zu einer freien und nicht verbindlichen Anordnung habe machen wollen oder machen können, der verkennt nicht blos die Rechte, die Ihm als Schöpfer zustehen, sondern fügt Ihm auch in der Person seines eingebornen und menschgewordenen Wortes eine gröbliche Beleidigung zu.

Um unsere Seele zu erkaufen, hat Jesus Christus sein Leben hingegeben; um unsern

---

[1]) Matth. 22. [2]) Bossuet.

Verstand zu erleuchten, hat Er seine Lehre hinterlassen; um uns zu leiten, hat Er Gesetze vorgeschrieben; um uns zu heiligen, hat Er Sakramente, ein Opfer, ein Priesterthum eingesetzt; um uns zu regieren, hat Er eine Kirche gestiftet. Drei und dreißig Jahre hat Er auf die Ausführung seines großen Werkes verwendet; in der Krippe hat Er es begonnen, auf dem Kalvarienberg vollendet. Was behaupten dem gegenüber die Männer, von denen ich rede? Sie behaupten, es stehe Jedem frei, seinen Antheil an den Erleuchtungen des Evangeliums und an den Verdiensten des Kreuzes entweder anzunehmen oder auszuschlagen. Jesus Christus ist ihnen weder ein von Gott erleuchteter Prophet, dem man zu glauben verpflichtet ist, noch ein wahrer Gesetzgeber, dem man gehorchen muß; noch viel weniger ein unentbehrlicher Retter, ohne den man kein Heil finden kann. Ihnen ist das Kreuz die Fahne einer Sekte, der man, wenn es gefällt, sich anreihen kann oder auch nicht. Mit einem Worte, der von dem Sohne Gottes um der

Rettung aller Menschen willen erlittene Kreuzestod dürfte im praktischen Leben, selbst von denjenigen, die er um einen so hohen Preis erkauft hat, als nicht erlitten betrachtet werden. Gegen eine solche Behauptung sträubt sich aber der gesunde Menschenverstand, damit stehen alle Aussprüche Christi und die ganze christliche Ueberlieferung im Widerspruche. „Gehet, sagte der Heiland seinen Aposteln, lehret alle Völker; taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes; lehret sie alles halten, was ich euch geboten habe. Gehet hin in die ganze Welt, und prediget das Evangelium allen Geschöpfen. Wer da glaubt und sich taufen läßt, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden [1])." Philosoph! du willst nur von dem Vater gerichtet werden, den du den Urheber der Natur nennst; das Evangelium antwortet dir: „Der Vater richtet Niemand, sondern hat das ganze Gericht dem Sohne übergeben, da-

[1]) Matth. 28, 19—20. Marc. 16, 15—16.

mit Alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren, der Ihn gesandt hat[1])." Deiner Schwester oder deiner Mutter überläßest du es, das Knie bei dem Namen Jesu Christi zu beugen, und behältst dir selbst das Recht vor, stehen zu bleiben; aber Gott hat seinen Sohn „erhöht und Ihm einen Namen gegeben über jeglichen Namen, damit in dem Namen Jesu jedes Knie sich beuge im Himmel, auf Erden und unter der Erde, und jede Zunge bekenne, daß der Herr Jesus Christus ist in der Herrlichkeit Gottes des Vaters[2])."

Um uns das Gefühl der Nothwendigkeit eines übernatürlichen Lebens tiefer einzuprägen, sagt Christus weiter: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wenn die Rebe am Weinstocke bleibt, kann sie Frucht bringen; sonst nicht, sie wird hinausgeworfen und verdorrt: sie wird in's Feuer geworfen und brennt[3])." Der hl. Augustin, den man gerne als den Vernünftigsten der Kirchenväter gelten läßt, trägt

---

[1]) Joh. 5, 22 – 23. [2]) Philip. 2, 9 – 11.
[3]) Joh. 15, 5. 6.

kein Bedenken, diesen Worten folgende Glosse beizufügen: „Damit die Rebe nicht glaube, sie könne aus sich selbst doch wenigstens eine geringe Frucht bringen, so setzt er hinzu: Denn ohne mich könnet ihr Nichts thun. Er sagt nicht: Ihr könnet etwas Weniges thun, sondern: Ihr könnt Nichts thun. Also weder etwas Geringes noch etwas Großes kann von dem Menschen für sein Heil geschehen, wenn er nicht mit Christus, dem Weinstock, verbunden ist. Wenn er nicht aus der Wurzel des Weinstockes den belebenden Saft zieht, kann er aus sich selbst auch nicht die geringste Frucht bringen. Das Holz des Weinstockes hat die Eigenthümlichkeit, daß es, einmal von dem Stamme abgeschnitten, zu Nichts mehr verwendet werden kann, weder bei Bauwerken, noch bei Landarbeiten. So ehrenvoll es für dieses Holz wäre, mit dem Weinstock verbunden, die Pracht der Weinranken und Weintrauben zu tragen und den köstlichen Wein, das edelste Gewächs, hervorzubringen, so verächtlich ist es, wenn es davon getrennt ist.

Es bleibt ihm nur die unvermeidliche Wahl: am Weinstock oder im Feuer. Wenn es nicht am Weinstock ist, wird es im Feuer sein; damit es also nicht im Feuer sei, bleibe es am Weinstock).“

---

[1]) Augustin. Tract. 81. in Jo. 15. — Da diese Worte Einigen zu schroff erscheinen könnten, so muß ich hinzufügen, daß sie sich nur auf diejenigen beziehen, welche mit Vorsatz und Ueberlegung das übernatürliche Leben von sich stoßen; denn ich will nichts übertreiben. Diejenigen, welche in gutem Glauben (in bona fide) sind, d. h. unverschuldeter Weise sich im Irrthum befinden, können, welcher Sekte sie auch angehören mögen, wofern sie die Hauptwahrheiten des Christenthums annehmen und nach diesem Glauben leben, gerettet werden und zu einer übernatürlichen Glückseligkeit gelangen, weil sie dem Geiste nach katholisch sind. Was diejenigen anbelangt, welche in unüberwindlicher Unkenntniß der Lehre und Gebote des Evangeliums leben, so wird Gott sie nach dem ihnen bekannten Naturgesetz richten; beobachten sie dieses Gesetz genau, wie sie es erkennen, so wird Gott sie auf ganz besondere Weise zu einer übernatürlichen Erleuchtung gelangen lassen.

Es steht also die Wahl offen; entweder nehmet ihr die Gottheit Christi an, und dann müßt ihr euch auch seinen Aussprüchen unterwerfen; oder ihr leugnet sie, und dann dürft ihr nicht einmal auf den Namen eines Philosophen Anspruch machen; denn im Namen der Vernunft verwerfet ihr das Vernünftigste, was es auf der Welt gibt, das Christenthum.

4. Die natürliche Religion und die Ehre sind endlich deswegen ohnmächtig, den Menschen zu retten, weil sie stets das wenige Gute, das sie thun, mit einem Anstriche von Eitelkeit beschmutzen.

Welches Ziel hat der Ehrenmann vor Augen, selbst wenn er Heldenmuth genug hat, um sich aufzuopfern? Seine eigene Achtung und die Achtung seiner Mitmenschen. Welches ist die Triebfeder seiner Handlungen? Ein halbbewußtes Pflichtgefühl, eine unüberlegte Begeisterung, eine blinde Ruhmsucht, und besonders eine starke Dosis Eitelkeit. Ich habe oft sagen hören, der Mann sei von Natur mehr zum Stolze, die Frau aber mehr zur

Eitelkeit geneigt. Bei Weitem nicht alle Männer verdienen dieses Lob. So armselig es auch ist, ist es für Viele doch nur eine Schmeichelei. Der Mann ist eitel; seht ihr nicht, welche Mühe er sich gibt, welchen Kriechereien er sich unterwirft, um ein Bändchen für sein Knopfloch zu bekommen? Ferne sei es von mir, irgend ein schiefes Licht auf jenen bewunderungswürdigen Orden werfen zu wollen, welcher die Ehrenlegion genannt wird. Die meisten der Männer, aus denen sie besteht, ehren das Kreuz noch mehr, als das Kreuz sie ehrt. Wahr aber bleibt es, daß heutigen Tages die Regierungen, in Folge der Menge ungegründeter Ansprüche und Anmeldungen, sich genöthigt sehen, verschwenderisch zu werden. — Sie scheinen mir große Aehnlichkeit zu haben — man erlaube mir den Vergleich — mit gewissen Lehrerinnen in Privatanstalten, die, um nicht bei der Empfindlichkeit einer Mutter anzustoßen, allen ihren Kindern Preise geben, selbst sogenannte Aufmunterungspreise. Daher kommt es, daß das Ehrenkreuz, anstatt das

Symbol eines wirklichen Verdienstes zu sein, in den Augen Vieler nur noch die Bedeutung eines Amts-Abzeichens hat; und wenn es so fortgeht, wird zuletzt vielleicht der Umstand, daß man noch kein Ehrenzeichen hat, allein das sicherste Mittel sein, um eines zu erhalten.

Um so beklagenswerther aber ist dieser Durst nach Auszeichnungen, der gewisse Männer plagt, weil Gott der Herr an ihnen — selbst an ihren vermeintlichen Verdiensten — nichts Belohnenswerthes finden wird; das müssen wir hinzufügen, jene Männer thun noch mehr, als die Regierungen in Verlegenheit zu bringen und den Verständigen zum Zeitvertreib zu dienen, sie bestehlen auch Gott um das, was ihm gehört.

Bei Erschaffung der Welt hatte Gott zwar auch unser Glück, aber vor Allem seine Ehre im Auge. Die Ehrenbezeigungen des Weltalls kommen Ihm von Rechtswegen zu, wie die Ernte eines Feldes seinem Eigenthümer, und auf diese Einkünfte macht Er mit der äußersten Eifersucht seine Ansprüche geltend. Gerne

spendet Er alle übrigen Güter, seinen Ruhm aber wird Er, dem Ausdrucke des Propheten gemäß, keinem Andern geben. Darum haßt Er den Menschen, der in seinen Handlungen nur seinen eigenen Ruhm sucht. Er haßt ihn wie einen Räuber, der zwischen die Menschheit und seine allerhöchste Majestät tritt, um Ehrenbezeigungen aufzufangen, die nur Ihm allein gebühren.

Eben daher rührt es, daß eine, wenn auch noch so edle That, der zukünftigen Belohnung nur dann würdig ist, wenn sie aus einer im Stande der Gnade sich befindenden Seele und aus einem übernatürlichen Beweggrund mit der mehr oder weniger ausdrücklichen, aber jedenfalls entschiedenen Absicht, Gott zu gefallen und Ihn zu verherrlichen, hervorgeht.

Deswegen warnt uns unser göttlicher Heiland mit den Worten: Hütet euch, daß ihr eure Gerechtigkeit nicht übet vor den Menschen, damit ihr von ihnen gesehen werdet; sonst werdet ihr keine Belohnung haben bei eurem Vater,

der im Himmel ist[1]). Gott ist gerecht; darum belohnt Er nur die Mühe, die man sich für Ihn gegeben hat. Es ist aber ein herzzerreißender Anblick, zu sehen, wie so viele rechtschaffene Seelen auf den Pfaden einer rein menschlichen Tugend ganz nutzlos dahin wandeln. Dieser Gedanke überkam mich oft, wenn ich nach einer bedeutenden Schlacht die verwundeten Soldaten in den Spitälern besuchte; ich sah diese Helden, die noch heldenmüthiger erschienen in der Geduld, mit der sie ohne Murren, ohne Gotteslästerung, ihre Leiden ertrugen, als in der Begeisterung, mit der sie den Sieg errungen hatten; ich dachte an ihre verblichenen Kameraden und sagte bei mir selbst in der Bitterkeit meines Herzens: Wieviel edles Blut, wieviel erhabene Aufopferung ist wieder für die Ewigkeit verloren! Wenn ich alsdann diese Tapfern an mein Herz gedrückt und ihre aufrichtige Beicht entgegengenommen hatte; wenn sie, ihre entfärbten Lippen an das hei-

[1]) Matth. 6, 1.

lige Bild des Gekreuzigten heftend, ausriefen: Gnade und Erbarmung, o Gott! ich ergebe mich in Deinen Willen und sterbe gerne an den Wunden, die ich für mein Vaterland erhalten habe; gewähre mir, daß ich in Deiner Liebe sterbe, wie Du um meines Heiles willen gestorben bist! — ja, dann strömte mein Herz von unaussprechlicher Freude über, denn ich sah, daß der Glaube, die Hoffnung und die Liebe aus diesen Heldenseelen Martyrer gemacht hatte.

Liebe Brüder, wenn ihr den heiligen Schatz der Ehre tragen wollet, so traget ihn ohne Flecken! Wie groß auch euere Prüfungen sein mögen, behaltet euch immer den Trost vor, mit Sicherheit und ohne Lüge das Wort eines auf dem Schlachtfelde von Pavia besiegten Königs wiederholen zu können: Alles ist verloren, nur die Ehre nicht! Das heißt, ich fühle in meiner Brust weder das Gewicht einer Ungerechtigkeit, noch den Schandflecken einer Gemeinheit. Aber hütet euch zu sagen: Das reicht hin. Das wäre für

euch ein großes Unglück. Saget euch vielmehr: Von heute an will ich meiner Ehre eine feste Grundlage, eine rühmliche Vollendung geben, und ihr die einzige, ihrer würdige Belohnung verschaffen; ich will Christ sein, im Glauben und in den Werken. Der Weg zu dieser rettenden Tugend wird euch um so weniger Mühe kosten, als ihr an der Hand der Ehre schon die Hälfte desselben zurückgelegt habt. Und wenn alsdann einst die Stunde des Todes schlägt, werden euch nicht nur die Menschen unter Thränen bedauern, sondern, was unendlich mehr werth ist, Gott wird euch die Hoffnung, als Unterpfand des ewigen Lebens, geben.

III. Kapitel.

Der Leuchthurm.

Alexander von Macedonien hatte sich durch ein Bad in den kalten Wellen des Cydnus eine Krankheit zugezogen, die ihn an den Rand des Grabes brachte. Sein Arzt, Philippus, bereitete ihm einen Trank; aber noch ehe er ihn einnahm, erhielt er von seinem besten Freunde einen Brief folgenden Inhalts: „Traue deinem Arzte nicht, Alexander; denn, bestochen durch persisches Gold, denkt er darauf, dich zu vergiften." Als der Arzt zu ihm kam und den Trank reichte, gab er demselben mit einer Hand den Brief und mit der andern ergriff er die Schale und leerte sie in einem Zuge aus. Die Geschichtschreiber haben diese Handlung des Feldherrn gerühmt, und die Nachwelt bewundert sie noch heute; was bewundert sie daran? daß Alexan-

der auf Lebensgefahr hin einem Menschen auf sein Wort glaubte!

Die Stelle, welche Philippus bei Alexander vertrat, vertritt jetzt die Kirche an dem großen Kranken, den wir das Menschengeschlecht nennen. Sie reicht ihm den bitteren Trank, die Moral des Evangeliums, dar, mit den Worten: Trinke, auf mein Wort; denn dieser Trank enthält das Leben für Zeit und Ewigkeit. Aber die Menschheit erschrickt vor den Opfern, welche die Tugend verlangt, und mag den Helden des Alterthums nicht nachahmen. Statt der Kirche auf's Wort zu glauben, zögert und zweifelt sie; bevor sie die Schale aus ihrer Hand annimmt, fragt sie, ob ihre Verheißungen unfehlbar seien, ob sie wirklich im Namen Gottes rede, und ob sie hierzu das ausschließliche Vorrecht habe. Die Kirche könnte sich wegen des unabläßigen Fragens beleidigt fühlen; dennoch schenkt sie uns alle Rücksicht und fordert den unbedingten Glauben auf's Wort nicht, ohne der Vernunft ihr Beglaubigungsschreiben vorgelegt zu haben.

Sehen wir, was in diesem enthalten ist.

I.

1. Das Dasein Gottes beweisen zu wollen, hieße meinen Lesern einen Schimpf anthun. Erhebt ja doch der Landmann auf dem Felde, während er den Arm auf den Pflug stützt, sein Herz in natürlichem Fluge gegen Himmel, von wo ihm Regen und Sonnenschein kommt, und lehret sein Kind den Vater von Oben kennen, dessen Güte und Macht sich ihm überall offenbaret. Der Arme spricht seinen Namen aus, der Sterbende ruft Ihn an, der Ruchlose fürchtet sich vor Ihm und der Rechtschaffene preiset Ihn. Kehrt der Soldat sieggekrönt nach Hause zurück, so weiß er, wem er zu Dank verpflichtet ist; ist er geschlagen worden, so kennt er seinen Helfer. Nicht einen Ort, nicht eine Zeit, nicht einen Anlaß, nicht ein Gefühl gibt es, in dem Gott nicht erschiene, in dem Gott nicht genannt würde. Selbst die irdische Liebe, wie sehr sie auch auf eigene Macht bauen, wie sehr sie auch auf ihre Unsterblichkeit vertrauen mag, wagt es nicht, Ihn zu umgehen;

sie begehrt an den Stufen des Altars die Bestätigung des von ihr so oft und so theuer beschwornen Versprechens. — Der Zorn kommt nicht zur Ruh' und glaubt seinen vollen Ausdruck nicht gefunden zu haben, wenn er nicht diesem anbetungswürdigen Namen geflucht hat; ja, in der Gotteslästerung zollt der Glaube, der sich im Vergehen unwillkürlich bekundet, Gott seinen Tribut. Was soll ich erst vom Schwure sagen? Ein Mensch birgt in seinem Innern ein Geheimniß, von dem sein Glück und seine Ehre abhängt; er allein weiß es auf Erden, er allein ist sein Richter! Doch die Wahrheit hat einen ewigen Mitwisser an Gott. Die menschliche Gerechtigkeit ruft Gott zu Hilfe; sie läßt das Herz des Menschen kämpfen mit der Gewalt des Schwures. Findet sich ein Elender stark genug, dessen Würde zu verletzen, so thut er es nicht, ohne daß sein Inneres dagegen protestire und vor seiner eigenen That, wie vor dem feigsten und thörichsten Verbrechen, erzittere. Was ist aber Bedeutungsvolles in den Worten: „Ich schwöre bei Gott?" Frei-

lich nur ein Name, aber der Name Gottes; der Name Desjenigen, dessen Herrlichkeit die Himmel erzählen, den alle Völker angebetet haben, dem sie Tempel gebaut, dem sie Priester geweiht, an den sie Gebete gerichtet, dem sie Schlachtopfer dargebracht haben; der heiligste, der erhabenste, der ruhmreichste Name, den je des Menschen Lippen auszusprechen gewürdigt wurden! — Ein Gottesleugner ist ein Wunderding insoferne er eben ein scheußliches Ungeheuer ist.

Gott hat nun aber dem Menschen Vernunft gegeben und ihn durch sie zum Könige über die Natur gemacht. Von diesem Lichte der Vernunft haben wir die Begriffe, die uns leiten in unsern Forschungen über das Wahre, das Schöne und das Gute; ihr verdanken wir die Prinzipien, auf welchen alle Wissenschaften beruhen; sie ist in allen jenen Wahrheiten, die wir mit unmittelbarer Evidenz erfassen, unfehlbar. Diese Unfehlbarkeit leugnen, hieße eben so viel, als alle Grundlagen der Gewißheit zerstören und behaupten, Gott habe den

Menschen zum erschreckendsten Skepticismus verurtheilt; es hieße, nicht nur die Autorität der Kirche verkennen — denn auch sie hat die beklagenswerthen Angriffe, welche gegen die Vernunft gemacht worden sind, verworfen — sondern vor Allem die Unfehlbarkeit des ewigen Wortes leugnen, das alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen.

Zu welcher Macht die Vernunft des Menschen sich erschwingen kann, sehen wir heutigen Tages besser denn je, wenn wir die von dem Menschen mit ihrer Hilfe gewirkten Wunderdinge betrachten. Denn diesem edlen Vermögen verdankt es der Mensch, daß er den Ocean bezähmt und als Herr über seine unermeßlichen Fluthen hinwegfährt; daß er die entferntesten Ufer erforscht und alle Länder seinen Wünschen dienstbar gemacht hat. Nicht genug, daß er seine Herrschaft über die ganze Erde ausgedehnt, hat der Mensch seine Augen zum Firmament erhoben, hat die Namen und den Lauf der Gestirne angegeben, ihr Verschwinden vorausgesagt, ihre Rückkehr ange-

kündigt und das Geheimniß ihrer Verfinsterung entschleiert. Er hat die Atmosphäre, die er einathmet, und die Farben des ihn erleuchtenden Fluidums in ihre Theile zerlegt. Den Blitz hat er gebändigt und leitet ihn an einem Drahte, um ihn zum fügsamen Diener seines unermüdeten Strebens zu machen. Das war ihm aber noch nicht genug; alle sichtbaren Welten hat er für sein Denken sich zum Fußschemel gemacht, auf dem er die Himmel erstiegen, um das, was von dem unendlichen Gott in den Geschöpfen sichtbar ist, zu erkennen und immer mehr und mehr in die Kenntniß seines Wesens und seiner Eigenschaften einzudringen.

Doch wie mächtig auch die Vernunft des Menschen sein mag, hat sie auch ihre Schranken. Wir dürfen ihre Macht in ihrer weit möglichsten Ausdehnung anerkennen; um aber gerecht und wahrheitsgetreu zu sein, müssen wir auch eingestehen, wie unvermögend sie ist, den Menschen seiner Bestimmung zuzuführen. Sie ist erleuchtet genug, um unzählige Fragen

über des Menschen Bestimmung zu stellen, aber nicht genug, um sich dieselben zu beantworten.

Ist unsere Seele von Natur aus unvergänglich? Warum ist sie mit dem Leibe verbunden? Warum wird sie sich zu einer bestimmten Stunde von ihm trennen? Wohin geht sie, wenn sie diesen zeitweiligen Kerker verläßt? Was ist der Tod? An welchen Ort sind unsere Väter hinabgestiegen und wo erwarten sie uns? Auf alle diese Fragen, die unser Interesse in so hohem Grade erregen, weiß die Vernunft nur mit Einem Worte zu antworten, sie ruft uns zu: Das ist geheimnißvoll! Plato stellt Behauptungen auf, Cicero bezweifelt, Epikur leugnet sie. Und als später, nach dem Zeitalter des Glaubens, der menschliche Geist der Philosophie wieder ihre vermeintliche Unabhängigkeit verschaffen will, fängt Cartesius wieder an, wie Plato, mit Behauptungen, Bayle folgt, wie Cicero, mit dem Zweifel, und Voltaire endigt, wie Epikur, mit der Verneinung. Nicht volle zwei Jahrhunderte braucht die Philosophie, um diesen verhäng-

nißvollen Cyclus zu durchmessen, dessen Resultat, wie wir sehen, kein anderes ist, als eine Gesellschaft ohne sichere Grundsätze, eine Gesellschaft, die in tausend, auf Wahrheit Anspruch machende Meinungen zersplittert ist, von denen jede ihre Herolde, ihre Hoffnungen, ihr Mißgeschick hat, und die, während sie sich gegenseitig bekämpfen, um aufzubauen, nur darin übereinkommen, daß sie sich einander helfen, um Alles zu zerstören.

Woher dies, daß es der Vernunft, die so tief in die Geheimnisse der Natur einzudringen vermag, so vor den Augen dunkelt, wenn es sich um das handelt, was am innigsten mit unserer Person verknüpft ist und uns am nächsten angeht? Der Grund davon ist nicht schwer zu finden. Alle Naturerscheinungen sind augenfällige Thatsachen; die ihnen zu Grunde liegenden mathematischen Gesetze offenbaren sich nicht nur in sinnlich wahrnehmbaren und begrenzten Körpern, sondern gehören auch der unveränderlichen Wesenheit der Dinge an, die sich uns in dem unsern Geist erleuchtenden Erkenntniß-

licht vergegenwärtigt. Gott selbst thut sich uns kund durch das Weltall, dessen letzte Ursache nur ein unendliches persönliches Wesen sein kann. So halten wir vermittels der Vernunft die zwei Ende einer räthselhaften Kette; wir erkennen das Endliche und das Unendliche, die Welt und Gott. Ganz anders aber verhält es sich mit unserer Bestimmung. Sie tritt nicht als wahrnehmbare Erscheinung vor unsere Augen; sie umfaßt eine Vergangenheit und eine Zukunft, welche beide in tiefes Dunkel gehüllt sind; sie wird nicht durch ein mit dem Wesen der Dinge verwobenes Gesetz geregelt; wir konnten bestehen, konnten aber auch nicht bestehen; wir konnten einen Tag leben oder auch tausend Jahre. Unser Leben ist ein Verhältniß zwischen zwei freien Wesen, einem endlichen und einem unendlichen. Wie ist es aber möglich, den Willen eines Andern zu erkennen? Wie soll die Vernunft unfehlbar errathen, daß ein Akt, welcher sein konnte oder auch nicht sein konnte, wirklich sei? Mit Leichtigkeit und Sicherheit erkennt sie die Möglichkeit; aber

die Möglichkeit selbst macht das Geheimniß aus. So befinde ich mich denn rathlos vor jene Ewigkeit hingestellt, die mein Geist rings-umher als natürlichen Horizont meines Daseins entdeckt. Bin ich darin für ein Jahrhundert, für eine Stunde oder für immer? Ist der Ewige, von dem ich ausgehe, auch mein ewiger Antheil und mein Ziel? Sähe ich klar ein, daß dem nicht so ist, so wäre kein Geheimniß mehr vorhanden; sähe ich klar ein, daß dem so ist, auch nicht; aber ich schwanke mit meiner Vernunft zwischen dem Ja und dem Nein, weil Beides einigermaßen möglich ist. Wer wird mir aus diesem Zweifel helfen? Wer wird mich, bei dem Unvermögen der Vernunft, aus dieser Möglichkeit zur Sicherheit, zur Nothwendigkeit hinführen?

Wohl mag ein Gelehrter nach langem und mühsamem Studium sich über mehrere Fragen, die unsre Bestimmung betreffen, sichern Aufschluß verschaffen. Aber ist es denn auch wirklich seine Vernunft allein, die ihn so weit gebracht hat,

oder ist nicht vielmehr seine Vernunft, vielleicht ohne daß er es anerkennen will, vom Lichte der christlichen Offenbarung erleuchtet und gestärkt? Und wenn Einer so weit gelangt, was werden aber die vielen Millionen Menschen machen, denen für solche Studien weder Talent, noch Zeit, noch Lust gegeben ist? Werden sie Jenem etwa auf's Wort glauben? Oder soll ihnen etwa ihr ewiges Ziel und die Mittel, dasselbe zu erreichen, nicht auch am Herzen liegen? Sollen sie nicht auch jene Wahrheiten erkennen, die es ihnen ermöglichen, der Würde vernünftiger Geschöpfe gemäß zu leben?

Von dem Erkennen-können bis zum Erkennen-wollen ist zudem noch ein himmelweiter Abstand. Zwischen diesen beiden aber und dem Thun-wollen, liegt ein unermeßlicher Abgrund. Wer wird nicht blos dem Gelehrten, sondern auch dem mit Arbeit und Sorgen überladenen Volke über diese Abgründe hinweghelfen? Was hat die im Heidenthum sich selbst überlassene Vernunft zu Stande gebracht? Was thut sie noch heute für des Menschen ewige

Bestimmung, wenn sie ihre eigenen Wege geht?

O Vernunft! je mehr du die Erhabenheit deiner Bestimmung erfassest, desto mehr mußt du deine Unzulänglichkeit und Ohnmacht eingestehen!

2. Der Mensch bedarf also eines andern Leuchtthurms, als die Vernunft, um ihm den Hafen froher Sicherheit zu zeigen.

Dieser Leuchtthurm ist die Offenbarung. Was die Offenbarung sei, will ich in einem Vergleiche darlegen. Du sitzest, nehmen wir an, neben einem Menschen, welcher schweigt, und du schweigst auch. Euere Leiber berühren sich, aber ein Abgrund trennt eure Seelen. Du fragst bei dir selbst: Wer ist dieser Mensch? ich kenne ihn nicht. Und dieser wird dasselbe von dir sagen können. Wenn du aber darauf ein aufrichtiges Wort mit ihm gewechselt hast und darnach ein vertrauliches Gespräch mit ihm eingegangen bist, dann durchdringen, kennen und berühren sich gegenseitig eure Seelen. Es

hat zwischen ihnen, vermittels des Wortes, eine Offenbarung stattgefunden.

Nun aber hat Gott eben das gethan, was alle Menschen thun, um sich gegenseitig kennen zu lernen: Er hat gesprochen. Er hat uns gesagt, was Er ist, was wir sind, welches sein Wille ist, welche Freuden Er denjenigen hinterlegt, die sich nach seinem Willen richten, welche Strafen Er für diejenigen bestimmt hat, welche seinem Willen hartnäckig widerstreben. Mit einem Worte, Er hat uns sowohl die Geheimnisse seines Wesens, als auch den Gang und die Ordnung seiner Gedanken, Absichten und Pläne geoffenbart.

An dieser Offenbarung hält der Mensch fest durch den Glauben. Der Glaube ist der Ursprung und die Grundlage aller Tugenden, aus denen das übernatürliche Leben besteht; denn ohne Glauben, sagt der Apostel, ist es unmöglich, Gott zu gefallen. Er geht aus der Zusammenwirkung der Gnade und des freien Willens hervor, daher der heilige Thomas von Aquin ihn definirt als einen Akt

des Verstandes, der zur Annahme der göttlichen Wahrheit durch die von der Gnade bewegte Kraft des Willens bestimmt wird.

Welche unter den positiven Religionen verdient aber Glauben bei den Menschen? Auf diese Frage antwortet die Vernunft: Diejenige, in welcher die göttliche Offenbarung enthalten ist. Wodurch sollen wir aber diese unterscheiden? Denn wenn wir einen Blick um uns werfen oder die Geschichte zu Rathe ziehen, sehen wir überall nur sich widersprechende Dogmen, sich einander verhöhnende Götter, Gottesdienste, die einander mißkennen, Priester, die sich das Anathem, Altäre, die sich das Opferblut entgegenwerfen! Wie wird es möglich sein, unter solcher Anarchie, die heilige Arche, in welcher die göttliche Offenbarung ruht, zu unterscheiden?

Auf diese Klagen der Vernunft antwortet das Christenthum: Ich allein bin im Besitze der Wahrheit, weil ich allein von Gott komme. Den Beweis dazu liefert es auf folgende Weise:

Alle Religionen, die über die Welt vertheilt sind, lassen sich auf drei zurückführen; diese sind: der Götzendienst, welcher Gott mit dem Menschen verwechselt; der Mahommedanismus, welcher Gott von dem Menschen trennt, und das Christenthum, welches Gott mit dem Menschen verbindet. Sehet da, die Wahl, welche offen steht; diese machen sich den Rang streitig. Um aus dem praktischen Atheismus herauszutreten, gibt es nur diese drei Pforten: es heißt, entweder Götzendiener, oder Christ oder Muselmann werden. Nun aber ist nichts leichter, als zu erkennen, welche von diesen dreien die wahre, von Gott eingesetzte und in der Unversehrtheit göttlicher Dogmen, göttlicher Moral und Liturgie erhaltene Religion sei.

Ich stelle an jeden ehrlichen Mann die Frage: Fühlt man bei genauer Untersuchung des Götzendienstes oder des Mahommedanismus, daß sich irgend etwas Göttliches darin regt? ja oder nein? Fühlt sich das Gewissen aufgeregt bei dieser Frage? wird man beim Anblicke Jupiters oder Mahommed's versucht, sich zu fra-

gen: Sollte Gott nicht etwa hier sein? — Nimmermehr; nie wird ein verständiger Mensch diese Religionen auch nur mit einem Zweifel beehren; er wird sich nie versucht fühlen, vor ihnen auch nur ein vielleicht auszusprechen. Das vielleicht wird ihm anderswoher eingeflößt; er würde sich, wenn es auf Erden nur Götzendienst und Mahommedanismus als Repräsentanten der göttlichen Offenbarung gäbe, damit begnügen, ohne Haß, ohne Verachtung, ruhig und gleichgültig an ihnen vorüber zu gehen, ohne sich auch nur die Mühe zu geben, sie zu leugnen.

Die Beweise, welche das Christenthum dagegen für seine Gottheit vorbringt, treten so klar hervor, daß sie sich unmöglich verkennen lassen. Wenn es mir nur gelänge, dieselben in ihrem ganzen Lichte, mit all' ihrer Kraft zu zeigen! ich will versuchen, einige derselben, ohne jedoch in's Einzelne einzugehen, anzuführen.

Das Christenthum ist die von Jesus Christus in die Welt gebrachte Religion. Um zu

wissen, ob es Wahrheit ist, darf man nur seine Göttlichkeit kennen und dazu reicht hin, daß man die Frage, ob Christus Gott sei, beantworte.

Um zu wissen, ob Christus Gott, ob er mehr als ein beinahe göttlicher Mensch ist, muß man sich zunächst die Frage stellen, ob er sich selbst für Gott ausgegeben habe. Auf diese Frage antwortet das Evangelium, daß Jesus Christus vor seinen Jüngern, vor allem Volke und vor seinen Richtern sich so beharrlich als Gott hinstellte, daß Er wegen dieser lauten Aussage seiner Gottheit lieber am Kreuze sterben, als, um einem schmählichen Tode zu entrinnen, das Gegentheil einräumen wollte. Steht dieses einmal fest, so bin ich eben durch diese einzige Thatsache zum Schlusse berechtigt, daß Christus Gott ist. Denn wenn Christus seine Gottheit laut behauptete, so glaubte Er oder glaubte Er nicht an seine Aussage. Hielt Er sich für Gott und war es dennoch nicht, dann war Er, dürfte ich sagen, ein Wahnsinniger: kann sich ja doch nur ein

von Sinnen gekommener Mensch so arg über seine eigene Persönlichkeit täuschen.

Glaubte er hingegen selbst nicht an seine Aussage, so war er noch weniger als ein Verrückter, so war er.... es thut mir wehe, den Ausdruck zu wagen, er war ein Schurke, ein Betrüger; und ein Mensch, welcher sich zu unserer Zeit so benähme, würde verdienen, nach Charanton[1]) oder nach einem Galeerengefängnisse abgeführt zu werden. Ein vernünftiger Mensch weiß da keinen Ausweg. Entweder verdient Christus die Anbetung, oder die Verachtung und den Haß aller denkenden Menschen. Wie gotteslästerlich dieses Dilemma auch immer erscheinen mag, so leuchtet doch seine Wahrheit von selbst ein, sobald es ausgesprochen ist.

Ueberdies gab sich Christus nicht allein für Gott aus, Er hat auch bewiesen, daß Er Gott ist. Er hat es bewiesen, indem Er zeigte, daß das Volk Israel sein Vorläufer gewesen,

---

[1]) dem Pariser Narrenhause. A. d. Ü.

ein Volk, so wunderbar, wie je die Welt eines gesehen, und indem er bewirkte, daß alle großen Ereignisse in allen Reichen so zusammen trafen, daß sie auf seine Herrschaft vorbereiteten. Er hat es bewiesen, indem Er nicht allein eine erhabenere, vollkommenere Lehre verkündete, als die aller Welt-Weisen ist, sondern eine Lehre, welche allein seit achtzehnhundert Jahren Weise schafft und Heilige erzeugt. Er hat es bewiesen, indem er sich vor den Augen der Menschheit als ein so vollkommenes Vorbild hinstellte, daß nicht einer aus den vielen, nach seiner Nachahmung strebenden Heiligen je Anspruch darauf machte, Ihn erreichen zu können. Er hat es bewiesen, indem Er, ein Jude, ein Gekreuzigter, der Welt Anbetung abnöthigte, ungeachtet dessen, daß sich Fleisch und Blut dagegen verschworen. Dies veranlaßte den heil. Augustin zu dem Dilemma: Entweder bekehrte sich die heidnische Welt beim Anblicke der von den Aposteln gewirkten Wunder, und dann ist das Christenthum göttlichen Ursprunges, oder sie bekehrte sich, ohne die Wunder gesehen zu

haben, und dann ist die ohne Wunder erfolgte Bekehrung der Welt ein erstaunlicheres Wunder, als alle Wunder, welche man leugnen möchte.

Er hat es bewiesen, indem Er vor den Augen der Volksmenge über die Natur, über Leben und Tod eine Macht ausgeübt hat, dergleichen nur Gott allein auszuüben oder mitzutheilen vermag. Wunder streute Er gleichsam an allen Orten aus, die Er durchschritt; Todte weckte Er auf und ist selbst aus eigener Kraft aus dem Grabe wieder erstanden. Diese Thatsachen leugnen oder in Abrede stellen wollen, hieße behaupten, die Apostel haben nie existirt, und jene großartige Thatsache, die wir mit dem Namen Christenthum bezeichnen, sei eine Wirkung ohne Ursache; oder es heißt voraussetzen, die Apostel seien entweder Betrogene oder Betrüger gewesen. Wer annimmt, sie seien über solche Thatsachen, wie die Auferweckung des Lazarus oder die Auferstehung Christi getäuscht worden, muß behaupten, unsere Augen, unsere Sinne können uns über die handgreif-

lichsten Dinge in Irrthum führen, und muß dem ungeheuerlichsten Skepticismus verfallen. Wer dagegen die Apostel als Betrüger gelten lassen will, setzt voraus, daß Leute, welche weder zeitlichen noch ewigen Vortheil erwarteten, sich tödten ließen, um den Spaß zu haben, Lügen zu lehren[1])!

Will man etwa dem Evangelium den Werth eines unbestrittenen geschichtlichen Werkes absprechen und ein rein menschliches Erzeugniß aus ihm machen, so stößt man auf eben so große Schwierigkeiten: der Erfinder eines solchen Buches wäre, wie selbst Jean Jacques Rousseau eingesteht, noch erstaunlicher, als der in ihm gefeierte Held.

---

[1]) Es trifft nur allzuhäufig zu, sagt der heilige Johannes Chrysostomus, daß die nach ihrem Tode vergessen werden, welche während ihres Lebens am zärtlichsten geliebt wurden. Hier findet sich das gerade Gegentheil. Die Apostel haben Jesus Christus während seines Lebens verlassen und verleugnet, und gaben ihr Leben für Ihn hin, nachdem Er am Kreuze gestorben war. Sie haben Ihn also als den Auferstandenen gesehen.

Fort mit diesen elenden Bedenken! Das Christenthum steht mit seiner furchtbaren Ueberzeugungsmacht vor der Menschheit da, lehrt, bespricht die höchsten Wahrheiten und trägt sie in Schriften vor, erfüllt die Welt mit seinem Worte und die Bibliotheken mit seinen gelehrten Werken. Wohin man sich wenden mag, fällt es uns in die Augen; es hält seine Heiligen den Weisen der Welt, seine Gelehrten ihren Gelehrten, seine genialen Männer ihren genialen Männern entgegen. Beruft ihr euch auf Celsus, nennt es euch Tertullian; beruft ihr euch auf Porphyrius, nennet es euch den heil. Augustin; waffnet ihr euch mit Voltaire, führt es euch Bossuet an. Vier Jahrtausende hindurch gingen ihm die Ueberlieferungen und Wunderwerke Gottes als Boten voraus; seit achtzehn Jahrhunderten folgt es schrittweise allen Bedürfnissen und Forderungen der Menschheit, läßt nicht Einen Einwurf unbeantwortet, nicht Einen Schmerz ungetröstet.

Es hat noch mehr gethan. So unfähig die anderen Culte sich für die Verbesserung

der öffentlichen Sitten, geschweige denn für die Heiligung der Menschen, bewiesen haben, eben so mächtig hat sich das Christenthum gezeigt, sie bis zur Gottähnlichkeit zu erheben. Wer bewundert nicht die Sittenreinheit, die, so vieler unsere christlichen Gesellschaften beschämenden Schwächen ungeachtet, so manche auserwählte Seele schmückt? die Hochachtung, die Alle im Gewissen der Tugend zollen? die Kämpfe und Bestrebungen derjenigen, die selbst nach dem Falle den Blick auf das Urbild aller Heiligkeit offen halten, ja selbst in der Untiefe des Lasters sich an die Hoffnung und an den Willen, besser zu werden, anklammern?.... Wohl hat das Christenthum das Böse nicht vertilgt, weil dieses in der gefallenen Menschennatur wurzelt; allein es hat dasselbe vor der öffentlichen Meinung entehrt, von den öffentlichen Plätzen vertrieben, ist ihm bis in seine Schlupfwinkel nachgesetzt, hat es im Leben der großen Mehrzahl der Menschen entkräftet und aus den Herzen Vieler verdrängt. Wo gibt es eine christliche Mutter, die nicht in seinem Dienste wirk-

sam wäre und nicht den von Gott in ihrem Schooße empfangenen Seelen eine Tugend der Lauterkeit und Ehrenhaftigkeit einflößte? Ehe ein Christ in die Lache der Verdorbenheit hineingeräth, hat ihn sein Weg durch die Seelenfreuden der Reinheit geführt, und es bleiben in seiner Erinnerung Spuren davon zurück, die von keiner Entweihung gänzlich verwischt werden können. So unverträglich ist mit dem christlichen Glauben das Laster, daß sich dieser Glaube in denjenigen, welche ihre Leidenschaften nicht mehr bekämpfen wollen, verdunkelt oder gar erlischt. Muselmann oder Heide haben nicht erst nöthig, von ihrem Glauben abzufallen, um Ruhe über ihrem schändlichen Sinnenleben zu behalten; nur der Christ hat einen Gott, vor dem er erröthen muß: ein handgreiflicher Beweis, daß nur er in der Wahrheit ist[1]).

[1]) Die Wahrheit des Christenthums läßt sich besser fühlen, als beweisen; man muß sie aber fühlen wollen. Wollte uns Gott keine streng mathematischen Beweise für die Wahrheit seiner Offen-

II.

1. Aber auch das Christenthum wurde seinerseits durch die Leidenschaften der Menschen in Theile zerspaltet und besteht noch in mehreren Verzweigungen fort. Katholicismus, Protestantismus und griechisches Schisma sind gleichsam verschiedene Aeste des Christenthums. Welche nun unter diesen drei Genossenschaften enthält unversehrt die göttliche Offenbarung? Wo ist das echte Christenthum zu finden? Darauf

---

barung geben, so rührt dies daher, daß er auf die Freiheit des Menschen Rücksicht nahm. — Was die Tiefe seiner Geheimnisse betrifft, so ist sie durchaus nicht der Vernunft zuwider, sondern vernunftgemäß. Man versuche, den Inhalt eines großen Gefäßes in ein kleineres umzugießen; ein Theil der Flüssigkeit wird überfließen. So verhält es sich auch mit der dem Menschen gegebenen Offenbarung. Die unendliche Vernunft, das göttliche Wort, wird gleichsam in unsere beschränkte Vernunft hinübergegossen; ein Theil der Flüssigkeit, das heißt des uns zu Theil gewordenen Lichtes, muß zum Ueberfließen kommen; was überfließt, ist das Unbegreifliche, das Geheimniß!

antworte ich: Der Katholicismus allein ist das wahre Christenthum.

Bei der Verhandlung hierüber beseitige ich das griechische Schisma, welches lediglich ein noch im Zustande einer Mumie fortvegetirender Rumpf-Katholicismus ist; ich sage: der Katholicismus ist das wahre Christenthum, weil er allein den wahren Gedanken Christi inne hat. Dies beweist zunächst sein Alter.

Um den Gedanken eines Menschen ganz zu erfassen, muß man das Wort, mit welchem er ihn ausdrückte, und den mit diesem Worte verbundenen Sinn kennen. Dazu gehört, daß man ihn entweder selbst vernommen habe oder sich auf diejenigen, welche ihn vernommen, berufen dürfe. Welches ist nun aber unter allen christlichen Gesellschaften, welche im Besitze des Wortes Christi zu sein sich rühmen, diejenige, die bei der Predigt am Berge, oder zu Tiberias, oder zu Jerusalem zugegen war? Welche war zu Antiochien, um Petrus, zu Corinth, um Paulus, oder zu Rom, um den einen oder den andern von beiden zu hören? Welche hat in

den Catakomben die Lehre der Apostel bei sich selbst wiederholt und ihre Geheimnisse gefeiert, bereit, für den christlichen Glauben in den Tod zu gehen? Nur der Katholicismus mit seinen Aposteln, Bischöfen und Martyrern. Wo war dagegen damals der Protestantismus? Er lag im Schlafe seines Nichts.

Fünfzehn Jahrhunderte, ehe Luther vor der staunenden Welt mit dem Wort auftrat: „Leset die Bibel, und glaubt, was ihr wollt," gab es noch keine Bibel, war die Buchdruckerei noch nicht erfunden, und hatte doch schon der Katholicismus in der Person der hierarchisch geordneten Jünger den Auftrag Christi entgegen genommen: „Gehet, lehret alle Völker[1]). Wer euch höret, der höret mich; wer euch verachtet, der verachtet mich[2])." Fünfzehn Jahrhunderte, bevor Luther den gotteslästerlichen Ausspruch that: „Der Glaube allein macht selig; die Werke sind zu Nichts nütze," hatte der Katholicismus Christus vernommen, als Er ihm

[1]) Matth. 28, 19. [2]) Luc. 10, 16.

sagte: „Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie euere guten Werke sehen und euern Vater preisen, der im Himmel ist[1]). Fünfzehn Jahrhunderte, ehe die vorgeblichen Glaubensverbesserer die Beicht als eine diabolische Neuerung verdammten, war dem Katholicismus das Wort Christi kund gethan worden: „Gehet, mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Was ihr auf Erden binden werdet, das wird auch im Himmel gebunden sein, und was ihr auf Erden lösen werdet, das wird auch im Himmel gelöset sein. Denen ihr die Sünden vergebet, denen sind sie vergeben, und denen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten[2])." Ehe der Protestantismus mit Zwingli über die Eucharistie geäußert hatte: „Dieses ist das Zeichen meines Leibes," hatte der Katholicismus, der mit Christus am Abendmahle gesessen, sein Wort vernommen: „Dieses ist mein Leib." Lange

[1]) Matth. 5, 16. [2]) Joh. 20, 23.

bevor der Protestantismus sich zu sagen vermessen hatte: „Das Papstthum ist die große Hure," war der römische Primat mit dem denkwürdigen Worte, welches keine Ketzerei je zu verwischen im Stande sein wird, in die Welt getreten: „Du bist Petrus, der Fels, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen [1])." Der Protestantismus ist zu jung, folglich falsch [2]).

---

[1]) Matth. 16, 18. [2]) So dachte Friedrich Graf von Stolberg. Als ihm einst einer der kleinen deutschen Fürsten mit Anspielung auf seine Bekehrung bemerkte: „Ich hab' die Leute nicht gern, die ihre Religion ändern", antwortete er: „Ich auch nicht; hätten meine Ahnen nicht geändert, indem sie Protestanten wurden, so wäre ich der Mühe enthoben, zum Katholicismus zurückzukehren." Der Graf hatte Recht. Wer übrigens, wie häufig geschieht, behauptet, ein Ehrenmann dürfe seine Religion nicht ändern, auch dann nicht, wenn er gewahr wird, daß er im Irrthum sei, sagt damit, daß entweder alle Religionen falsch seien, oder daß ein Mann, um ehrenhaft zu bleiben, in seinem Irrthum beharren und die erkannte Wahrheit verwerfen müsse. — Das

Der Katholicismns ist der einzige Erbe des Gedankens Christi, weil er allein die ununterbrochene Fortdauer in der Einheit für sich in Anspruch nehmen darf. Christus ist das „ewige Wort"; das Wort ist die Wahrheit, und die Wahrheit verstattet keine Aenderung. So verhält es sich auch mit dem Katholicismus; bei ihm ist Glaubens- und Sittenlehre unveränderlich. Umsonst vereinigen sich der Dünkel des Wissens, der Kraft und des Lasters, um von ihm eine Aenderung zu verlangen. Immer begegnet der Katholicismus diesem dreifachen Dünkel durch die Stimme seiner Päpste, Lehrer und Concilien mit den Worten: Ich ändere nicht; gleich dem ewigen Worte Gottes war ich gestern, werde morgen sein und zu allen Zeiten! Bossuet spricht, wie der heilige Augustin gesprochen; Pius IX. lehrt, wie der heilige Petrus gelehrt hat. Steht es auch so um den Protestantismus? O nein, sondern wie der Ge-

---

Eine wie das Andere ist eine gleich gefährliche und strafbare Thorheit.

danke des Menschen ist er in beständigem Wechsel begriffen, und hat also den Gedanken Christi nicht geerbt. Vergebens müht er sich ab, indem er alle Ketzer früherer Zeiten als seine Vorbilder in Anspruch nehmen will, indem er die auf den sichtbaren Felsen gegründete Kirche Christi im Innern einiger Auserwählten fortbestehen läßt, indem er für seine neuen Apostel sich eine Sendung ohne Vorgänger und ohne Beweis anmaßt; vergebens häuft er Spitzfindigkeiten auf Spitzfindigkeiten, nie vermag er seine schmähliche Herkunft zu verdecken, nie vermag er von seiner Stirne das Brandmal zu löschen, welches ihm Bossuet in einem unsterblichen Buche aufgedrückt hat mit den Worten: Du änderst, also hast du Unrecht!

Der Katholicismus allein ist der Erbe des Gedankens Christi, weil er allein sich die Allgemeinheit in der Einheit zuschreiben kann. Gott will, daß alle Menschen selig werden. Christus hat aber erklärt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; Niemand kommt zum Vater außer durch mich."

Folglich muß seine Kirche allgemein (katholisch) sein, damit Alle den Weg sehen, die Wahrheit erkennen und das zum Vater führende Leben genießen können. Nun aber ist der Protestantismus nicht allgemein, weil er nicht einig ist, und einig kann er nicht sein, weil sein oberster Grundsatz der Einheit zuwiderläuft. Seht doch, welch' schauerliches Babel aus ihm geworden! Lutheraner, Calvinisten, Anglikaner, Quäker, Puritaner, Pietisten, Baptisten, Irvingianer, Unionisten, Confessionalisten, Mormonen, Rationalisten, Supralapsarier, Nicht-Conformisten, von all' diesen wimmelt es in demselben doctrinellen, Reform genannten, Sumpfe; und es ließen sich die Punkte, über welche sie einstimmig sind, wie Einer aus ihnen sagt, auf den Nagel schreiben. Dagegen haben wir Katholiken durch Zeit und Raum das nahtlose Kleid des Erlösers unzertheilt mitgenommen; wir glauben, singen und beten zu Paris wie zu Rom, zu Madrid wie zu Wien, in China wie in Oceanien, überall dieselbe göttliche Lehre. Der ehrwürdige im Vatikan thronende Greis

holt den Rath seiner Brüder ein, öffnet den Mund und spricht ein Wort, und bei diesem Worte schauern Millionen Seelen in allen Flecken des Erdkreises vor Ehrfurcht und antworten in allen Sprachen: **Credo,** ich glaube.

Nicht ihr, getrennte Brüder, führet den von Christus ausgesprochenen Wunsch aus: „Heiliger Vater! erhalte sie, die du mir gegeben hast, damit sie Eins seien, wie wir es sind. Ich bitte nicht für sie allein, sondern auch für Diejenigen, welche durch ihr Wort an mich glauben werden, damit Alle Eins seien, wie du, Vater, in mir bist, und ich in dir bin[1])."

Schließlich ist der Katholicismus allein das echte Christenthum, weil er allein die fruchtbare, Heiligkeit erzeugende Liebe Christi geerbt hat. Allerdings zählt der Protestantismus unter seinen Anhängern viele ehrenwerthe Männer und Frauen und hat viele schöne

---

[1]) Joh. 17, 11. 20. 21.

Seelen und vielleicht manche fromme Herzen hervorgebracht. Wo sind aber seine H.iligen? Die seinigen darf der Katholicismus wohl aufzeigen. Ueberall, wo er hindringt, auch da, wo er wie ein Samenkorn zwischen Felsen hinfällt, faßt die Heiligkeit Wurzel. Seit dem Tage Golgatha's* hat die zur Thorheit gewordene Liebe nicht aufgehört, ihre Opfer in der Welt auszuersehen; gleichwohl wählt sie dieselben mit einer seltsamen und gleichsam eifersüchtigen Vorliebe nur im Schooße der römisch-katholischen und apostolischen Kirche. Uns allein ist das Erbe des Kreuzes, das Erbe der Wunder, das Erbe der Heiligkeit und das Erbe der Selbstaufopferung fruchtbaren Liebe geblieben. Also ist Christus mit uns.

Was soll ich ferner noch sagen? Unter allen Religionsformen ist die katholische Religion die strengste; sie gebietet einen unaufhörlichen Kampf gegen die bösen Triebe des Menschen; sie fordert eine ununterbrochene Abtödtung. Dies ist aber eben ein handgreiflicher Beweis für ihre Göttlichkeit. Denn nur Gott allein konnte

mit solcher Kühnheit und mit solchem Erfolge dem Menschen eine Moral vorschreiben, die allen seinen Leidenschaften auf solche Weise entgegengesetzt ist. Sie ist göttlich, weil sie allein die Wunden unserer gefallenen Natur zu heilen, die zu ihrer geistigen Wiedergeburt wirksamen Mittel aufzufinden und alle ihr widerstrebenden Kräfte zu überwinden verstand. Eben dadurch hat sie sich auch den unvergleichlichen Vorzug zu verschaffen gewußt, von allen reinen Herzen geliebt und von allen verdorbenen Herzen gehaßt zu werden.

Hieraus möge man sich auch die wunderbare Zuversicht erklären, die der Katholik in der Todesstunde zeigt. Wenn der Tod herannahet, ja, dann fühlt sich der Mensch unparteiischer in seinen Urtheilen, denn er hat auf keine Interessen mehr Rücksicht zu nehmen. Daher denn auch viele Gleichgültige, Ungläubige und selbst Häretiker in diesem entscheidenden Augenblicke zu der von ihnen mißkannten Kirche zurückkehren, um mit ihrer Hilfe die große Reise in die Ewigkeit anzutreten.

Hat man nun auch jemals einen Katholiken gesehen, der am Rande des Grabes seinen Glauben geändert, Zweifel und Gewissensbisse über seine Religion empfunden und plötzlich zu einem Gleichgültigen, einem Ungläubigen oder einem Häretiker geworden wäre? Die Geschichte vermag mir keine solche Erscheinung zu zeigen; ich weiß aber wohl und verstehe, was Heinrich IV. sagte: Ich verlasse den bequemern Theil, um mich zu dem sicheren zu schlagen!

2. Woher kommt es denn aber, wenn dem so ist, daß viele Männer unserer Tage keinen Glauben haben? Der Grund liegt darin, weil der Glaube eine Tugend ist, welche die Gnade und den guten Willen voraussetzt. Die Gnade wird erlangt durch das Gebet, und der gute Wille offenbart sich durch die Beflissenheit, mit der man sich unterrichten läßt.

Und nun erlaube ich mir, an jene Männer, die sich so gut auf das Leugnen und Zweifeln verstehen, folgende Fragen zu stellen: Habt

ihr euch jemals die Mühe gegeben, ein ernsthaftes Buch, das über Gott, über die Offenbarung und deren Beweise handelt, zu lesen? Seid ihr jemals in eine Kirche eingetreten, um das Wort Gottes zu hören, und habt dabei gedacht: Wohlan, ich komme hierher, um die Wahrheit zu suchen, mit dem ernsten Verlangen, sie zu finden, und mit einem zu ihrer Annahme bereitwilligen Herzen? Habt ihr in euren Verlegenheiten bei einem erleuchteten Priester um Aufklärung eurer Zweifel gebeten? Habt ihr jemals, wenn ihr des Abends Gemahlin, Mutter und Tochter niederknieen sahet, bei euch selbst gedacht: Wenn ich's doch auch thäte, wie sie? wenn ich doch demüthig betete, und zwar um dieses mir fehlende Geschenk des Glaubens von Gott zu erlangen? Sind sie aufrichtig, so werden sie mir antworten, es sei ihnen gar nicht einmal eingefallen! Und doch kann der Glaube, eben so wenig wie die Wissenschaft, ohne eine gewisse Geistesanstrengung nicht erworben werden. Wenn der Geist sich nicht anstrengt, erschlafft er und hört auf, eine

Macht zu sein; der Gegenstand, von dem er sich abwendet, ist für ihn, wie wenn er nicht wäre. Was sind die mathematischen Wissenschaften für einen Geist, der nie über die Gesetze der Zahlen, des Raumes und der Bewegung nachgedacht hat? Was ist die Philosophie für einen Mann, der sich nie gefragt hat, was das Sein, die Idee, das Absolute, das Relative, die Ursache und die Wirkung sei? Und aus demselben Grund, was ist der Glaube für eine Seele, die niemals ernstlich an die Verhältnisse des Geschöpfes zu Gott gedacht hat?

Uebrigens muß man, um zu verstehen, verstehen wollen; um verstehen zu wollen, muß man keine Furcht haben vor dem Verständnisse, und um keine Furcht zu haben vor dem Verständnisse, muß man Seelengröße genug im Herzen tragen, um sich im Augenblicke, wo Gnade und Licht hereinstrahlen, sagen zu können: Wohlan, sei ein Mann! schüttle ab das dich zur Erde niederdrückende Joch; statte zurück jenes durch überkluge Berechnung schlecht

erworbene Gut; zerreiße die Bande, die dich schon so lange gefangen halten; kehre zu Gott zurück, indem du dich deiner Gattin wieder zuwendest! So lange aber ein Mann diese Seelengröße nicht hat, wird er stets Flecken in der Sonne und Dunkelheit in der Evidenz zu finden wissen!

Und doch, wie viele Männer haben sie nicht! Wie viele gibt es, von denen man mit dem Psalmisten sagen muß: ***Noluit intelligere ut bene ageret!*** Er wollte nicht verstehen, aus Furcht, wenn er verstünde, von der Wahrheit genöthigt zu werden, tugendhaft zu handeln! Sehet, dies benimmt den Predigern heut' zu Tage die Hoffnung und schließt ihnen gleichsam den Born der Beredsamkeit. Sie möchten, wie ehemals die Propheten, das gedeihende, hohnlächelnde, lästernde oder im Kothe sich herumwälzende Laster unter den Schlägen des Wortes Gottes erliegen sehen. Aber in unsern Kirchen begegnet man ihm nicht; es flieht die Wahrheit, weil es die Gewissensbisse fürchtet. Dies entmuthigt auch jene Schrift-

steller, die sich ein edleres Ziel, als die Belustigung oder das Verderbniß der Menschheit, vorgesteckt haben; sie werden nicht gelesen oder gewöhnlich nur von denjenigen, welche an der Wahrheit um so weniger Noth leiden, als sie mehr Tugend haben.

Ein Schiffskapitän, dessen Bekehrung vor einigen Jahren großes Aufsehen erregte, befand sich zu Toulon und trug dort, zur tiefen Betrübniß seiner Freunde, seinen Unglauben überall zur Schau. Aus liebevoller Hand kam ihm ein Buch zu, welches in bündiger und kräftiger Form den Beweis unseres Glaubens enthielt. Er verspricht, es zu lesen, und hält Wort. Die Argumente wurden immer schlagender, die Finsterniß klärte sich nach und nach in seinem Geiste auf. Doch plötzlich rief der Ungläubige aus: Der Elende, am Ende würde er mich noch schnurgerade in den Beichtstuhl führen! Ich hab' ein interessanteres Stelldichein als dieses!

Das ist die kurzgefaßte Geschichte vieler Männer. In welchem Alter und nach welchen

Studien haben sie sich dahin entschieden, daß die Religion Irrthum sei? Geschah es mit vierzig Jahren, wo die Leidenschaften sich abkühlen und der Verstand wächst? O nein, vielmehr in der Blüthe der Jahre. Bis dahin hatten sie keinen Zweifel, keine Streitigkeiten erhoben; arglos und unterwürfig verehrten sie die mit der Muttermilch eingesogenen Wahrheiten; rein, wie ihr Herz, war auch der Glaube. Kaum aber hatte eine zweifache Mannbarkeit ihrem Sinne und ihrem Geiste den heftigen Stachel der Begierde fühlen lassen, als sie sich in frevelhafter Ungeduld an den Geheimnissen der Natur und den Geheimnissen Gottes vergaßen, die feige Scham, ihren Glauben zu bekennen, anzogen und jene andere Scham, die eine Wächterin der Unschuld ist, verloren. Mit zwanzig Jahren sind sie abgefallen, haben den Glauben ihrer Mutter verleugnet, verachtet und haben aus ihrer jungen Seele eine Wüste gemacht. Nach solchem Ruin haben sie sich einen der ehrgeizigen Pläne menschlichen Trachtens zum Ziele vorgesteckt,

haben dem Ruhme der Waffen, dem Ruhme der Gelehrsamkeit oder vielleicht einer andern, weniger edlen, aber einträglicheren Laufbahn alle ihre Bemühungen gewidmet; die Pflege ihrer Zukunft ward der einzige Sporn ihrer Thätigkeit. Sie haben nichts mehr gelernt, als was zur Verwirklichung ihres Traumes beitragen konnte; sie haben Tage und Nächte diesem selbstsüchtigen Bilde aufgeopfert; nur der Sinnlichkeit, dem andern Theile der menschlichen Selbstsucht, haben sie heimlich ihr Theil zukommen lassen. Und seitdem dieser beklagenswerthe Traum ihren Geist beherrscht, ist ihnen die Religion nur noch als eine leere Erinnerung ihrer ersten Jahre, als menschliche Schwachheit oder Heuchelei vorgekommen. Sie haben sie nicht einer Betrachtung, nicht einer Lektüre, nicht eines Verlangens würdig erachtet. Haben sie zuweilen, durch den Ruf eines berühmten Mannes angezogen, die Schwelle einer Kirche, ohne wie die *gemeinen* Sterblichen, Weihwasser zu nehmen, überschritten: so haben sie des Redners Worte mit einem

Hochmuth angehört, der von seinem Beschlusse und von seinem Urtheile in keinem Falle abzutreten entschlossen war. Oeffnen sie ein Buch, so geschieht es nur unter der Bedingung, es zu schließen, sobald sie ein Wort lesen, mit dem ihre Leidenschaften nichts zu schaffen haben mögen; besolden sie mit ihrem Abonnement eine Zeitung, so wählen sie diejenige, welche ihrer Neugierde mehr Reiz darbietet und ihrer Gleichgültigkeit größere Sicherheit zusagt.

Wie ist es möglich, daß der Glaube eine Seele erleuchte, die auf solche Weise die Augen schließt, um nicht zu sehen? Das Licht, wie der Friede, ist nur den Menschen, die eines guten Willens sind, verheißen.

Vielgeliebte Brüder, hütet euch vor solcher Verblendung. Wenn ihr zur Erkenntniß gelangen wollt, so betet und verschließet die Augen nicht. Als einst das Volk Israel auf dem Wege nach dem gelobten Lande durch die Wüste Arabiens ging, leitete eine bald dunkle, bald feurige Säule während der Reise

seine Schritte. Zuversichtlich folgte das Volk Gottes dieser Säule, dessen feurige Seite es während der Nacht erleuchtete, und dessen dunkle Seite es während des Tages vor den brennenden Sonnenstrahlen schützte. Diese Wüste ist die Welt; das gelobte Land ist der Himmel; das Volk Gottes sind wir; die Säule, welche uns leitet, ist der Glaube. Benützen wir sein Licht, um die auf unserm Geiste lastende Finsterniß zu verscheuchen; aber verwundern wir uns nicht über seine Dunkelheiten. So hat Gott es gefügt, um uns vor einem zu grellen Lichte zu schützen, das uns die Freiheit und somit das Verdienst wegnähme. Selig, die nicht gesehen haben, und doch glauben, sagt der Heiland. Das beste Mittel, nie an der Religion zu zweifeln, ist, unser Herz in solchem Stande zu bewahren, daß es aufrichtig wünscht, dieselbe möge wahr sein.

IV. Kapitel.

Das goldene Kalb.

Um Christ zu sein, genügt es nicht, daß Einer durch den Glauben im Besitze der Wahrheit sei: er muß auch seinen Glauben in Werken äußern und sich der Tugend befleißen. Die Tugend besteht darin, daß die Seele ihre Handlungen dem Gesetze Gottes und den Einsprechungen des Gewissens gleichförmig mache; und da alle unsere Handlungen die Liebe zum Beweggrunde haben sollen, so nennt der heil. Augustin die Tugend die wohlgeordnete Liebe. Sie setzt von Seiten des Menschen den mit Hülfe des Glaubens über die Leidenschaften errungenen Sieg voraus. Unter den Leidenschaften aber, die sich den Besitz des menschlichen Herzens streitig machen, gibt es deren drei, welche die andern in sich begreifen: die Habsucht oder die

ungeregelte Liebe des Geldes, der Stolz oder die ungeregelte Liebe des Ruhmes, und die Sinnlichkeit oder die ungeregelte Liebe der fleischlichen Lüste. Dies sind die drei Leidenschaften, welche den Weltgeist ausmachen; eben diese verheeren die Erde und bevölkern die Hölle. Der heilige Johannes nennt sie die Sinnlichkeit der Augen, die Sinnlichkeit des Fleisches und die Hoffart des Lebens[1]).

Wir lesen in der heiligen Schrift, daß Moses, beim Herabsteigen vom Berge, auf welchem er von Angesicht zu Angesicht mit dem Allmächtigen geredet hatte, zu seinem größten Schmerze das Volk damit beschäftigt fand, ein goldenes Kalb anzubeten. Heut zu Tage hat leider dieses Götzenbild ebenfalls die Zuneigung Vieler gewonnen; die Zahl seiner Anbeter hat sich vermehrt; die Juden haben das Monopol dieses abscheulichen Cultus verloren. Sinkt der Glaube in einer Gesellschaft, so geschieht

---

[1]) I. Brief. 2, 16.

es immer zu Gunsten dieses Götzendienstes. Sobald das Volk die himmlischen Hoffnungen von sich weist und zur Erde spricht: du bist mein Vaterland, und zu dem Genusse: du bist mein Alles: dann kommt ihm der Durst nach Gold; denn mit Gold erkauft er die Lust. Wer dessen schon hat, will im Verlangen über sein eigenes Vermögen hinaus! wer keines hat und sich doch einbildet, alles Glück bestehe im Reichthum, den werden bald Neid und Habsucht aus einem Verbrechen in's andere stürzen.

Daß das Gold ein vortreffliches Mittel in der Hand desjenigen ist, der es, ohne sich unter dasselbe herabzuwürdigen, zu gebrauchen versteht, das wird Niemand leugnen. Ich weiß auch, daß das Gold ein schlechter Herr, aber ein sehr guter Diener ist. Denn es sichert einem großherzigen Manne, wenn es sich in eines Solchen Dienst befindet, nicht blos die erlaubten Genüsse des Lebens, sondern auch die Wissenschaft, die Freiheit und die kostbarste aller Gewalten, die Gewalt, viel Gutes stiften und Viele glücklich machen zu können.

Dagegen zweifle ich, ob das Gold für die Meisten, und zwar eben für diejenigen, die so gierig darnach trachten, so viel werth ist, als es ihnen zu stehen kommt; — ich behaupte sogar das Gegentheil.

I.

Vorerst ist das Gold nicht im Stande, Einen glücklich zu machen. Ein König aus dem Alterthum rief einst, wie man erzählt, seinen ersten Minister zu sich und sprach zu ihm: Schnell die Vorkehrungen getroffen, ich hab' was Großes im Sinne. — Herr, um was handelt es sich, wenn ich fragen darf? — Um was es sich handelt? Siehst du nicht, daß Epirus für König Pyrrhus zu klein ist, und daß ich in diesem engen Reiche nicht athmen kann? Italien will ich mir erobern. — Und dann? — Dann ist nur noch ein Schritt zu thun, um nach Sicilien zu gelangen. — Und dann? — In wenigen Tagen sind wir zu Karthago. — Und dann? — Dann sind wir reich, mächtig und werden ausruhen. —

Dann werden wir sterben müssen, ohne ausgeruht zu haben, sagte der Minister, und der Erfolg zeigte, daß er Recht gehabt.

Das ist die kurze Geschichte eines jeden von Habsucht beherrschten Menschen. Wie Viele ärgern sich, gleich diesem Fürsten, darüber, daß die göttliche Vorsehung ihr Reich so klein gemacht hat! Wie Viele legen, einer anständigen Mittelmäßigkeit überdrüssig, all ihr Glück in den Reichthum und werfen sich in die gewagtesten Unternehmungen, um einen Traum zu verwirklichen, der häufig nur mehr auf eine bittere Enttäuschung hinausläuft. So ist des Menschen Herz beschaffen, es möchte Welten verschlingen, ohne gesättigt zu werden. Mit Gold wird man es niemals ausfüllen können. Wenn sich ein Kind im Freien ergeht, so hält es die Grenzen seines Horizonts für die Enden der Welt; hat es sich nun aber viel geplagt, um die Azur-Mauern, die sich von der Erde aus zu erheben scheinen, zu erreichen, so findet es zu seinem größten Erstaunen, daß

sich der Kreis nur fernegerückt und nicht verändert hat.

Wir sind mit unsern Begierden großen Kindern ähnlich.

Höret hier die Worte Salomons: „Ich sprach in meinem Herzen: Ich will hingehen, und der Wollust in Fülle pflegen und des Guten genießen. Ich unternahm daher große Werke; ich baute mir Häuser und pflanzte Weinberge. Ich legte Lust- und Baumgärten an und pflanzte darin Bäume aller Art; ich machte mir Wasserteiche, um den Wald der grünenden Bäume zu wässern; ich hatte Knechte und Mägde, und viele Hausgeborne; auch Rinder und große Schafheerden, mehr als Alle, die vor mir zu Jerusalem waren. Ich sammelte mir Silber und Gold. Könige und Länder waren mir tributpflichtig; ich schaffte mir Sänger und Sängerinnen an; ich gestattete mir alle Lust der Menschenkinder. Der Wein floß an meiner Tafel in goldenen Gefäßen; ich übertraf an Gütern Alle, die vor mir zu Jerusalem waren. Kurz, Alles, was

meine Augen verlangten, versagte ich ihnen nicht, und ich wehrte meinem Herzen nicht, alle Lust zu genießen und sich zu freuen an dem, was ich zubereitet hatte. Als ich mich aber wandte zu allen Werken, die meine Hände gemacht hatten, und zu den Arbeiten, worin ich vergeblich mich bemühet, da sah ich in allen nur Eitelkeit und Geistesplage[1])."

Möchten diese Worte uns weniger zum Verwundern, als zum Nachdenken veranlassen. Gott schuf des Menschen Herz nach seinem Maßstabe und behielt sich selbst die Sorge vor, es zu befriedigen und auszufüllen.

Wohl weiß ich, daß es Deren gibt, die, leichter zu befriedigen als Salomo, in dem Ueberfluß aller Dinge ihre Glückseligkeit zu finden wissen. Ihr höchstes Glück ist, sich an

---

[1]) Eccle. 2. — Ein berühmter Mann, der sich durch Ränke und Umtriebe ein Vermögen von 200,000 Franken jährlicher Einkünfte angehäuft hat, sagte neulich zu einem seiner Freunde: Mich langweilt es, ich wäre versucht, mein Vermögen wegzuwerfen, um das Vergnügen zu haben, es wieder zu erwerben.

einem mit Gerichten wohl ausgestatteten Tische niederzulassen, einen unterhaltenden Roman oder eine ihrer Gesinnung schmeichelnde Zeitung zu lesen; mit den Freunden über Politik, Staatshaushalt und Finanzen zu sprechen; des Abends im Theater zu lachen und um Mitternacht auf weichem Lager auszuruhen. Sie lächeln über die Sorgen, die das ehrgeizige Streben nach Großem bereitet, und begehren nur Eines, nämlich, daß ihre Alltagsglückseligkeit immer dauere. So that Balthasar. In seinem Palaste zu Babylon schmausend, von Höflingen und Hofdamen umgeben, begehrte er nur Eines, nämlich, daß dies immer dauerte. Gott aber war anderer Meinung. In demselben Augenblicke schrieben geheimnißvolle Finger, gleich einer Menschenhand, das Schicksal der Gäste an die Wand des königlichen Saales; Cyrus leitete den Euphrat ab, und die Perserhorden schickten sich an, die Tische des Gelages umzustürzen. — Wann der Herr den Urtheilsspruch über die Beglückten, die Ihn vergessen, verhängen wird, weiß ich nicht; wohl

aber weiß ich, daß die Tage des Menschen gezählt und ihm sehr kurz zugemessen sind. Ich weiß, daß das Leben verfließt schnell wie der herabstürzende Strom, schnell wie der Pfeil, der die Luft durchschwirrt, kaum bemerkbar wie die Furche, die der Kiel des Schiffes durch den Ocean zieht. Ich weiß, daß wenn der Tod die Schwelle des Hauses, in dem das Gold angebetet wird, überschreitet, die Güter, nach denen der Mann so gierig trachtete, ihm die Trennung gar bitter machen, bitter wegen des erlittenen Verlustes — aber auch wegen der durch den Reichthum verursachten Gewissensbisse: denn der Reichthum ist voller Gefahren.

2. Selig sind die Armen im Geiste. Selig sind, die ihr Herz nicht an die Reichthümer hängen. Dies ist das erste Wort, das aus dem Munde Christi kam, als Er das Volk vom Berge herab belehrte, ein inhaltschwerer Spruch, der bestimmt war in der Welt einen völligen Umschwung hervorzubringen. Später hieß es: *Vae vobis divitibus:* Wehe euch Reichen! Wozu dieser Fluch? Weil es

leichter ist, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in's Himmelreich eingehe! Ist es also den Reichen unmöglich, ihr Heil zu wirken? Eine solche Auslegung wäre eine Lästerung Desjenigen, der gekommen ist, alle Menschen zu retten, der die Könige aus dem Morgenlande wie die Hirten aus Judäa freundlich aufnahm, der den heiligen Ludwig, König von Frankreich, und Heinrich, Kaiser von Deutschland, gekrönt hat, eben so wohl wie den armen Franziskus von Assisi. Der Heiland wollte uns nur begreiflich machen, daß, angesichts der menschlichen Schwäche, das Gold für denjenigen, der es in Ueberfluß besitzt, die Quelle vieler Gefahren wird, die von ihm, wofern er sich retten will, viel Tugend erfordern.

Das Gold ist gefährlich, weil es demjenigen, der es besitzt, als erstes Element der Verderbniß zu Gebote stellt die Zeit.

Die Zeit ist oft die große Feindin der Reichen, wie sie die Feindin der Königreiche und der Pyramiden ist. Die Zeit ist für die

Reichen Muße, und Muße ist die leibliche Schwester des Lasters, wie die Arbeit die Schwester der Tugend ist. Als Kind, auf dem Lande geboren, fand ich stets meine Freude daran, die von arbeitsamen Händen befruchteten Felder zu durchstreifen. Ich sah die Landleute vor Sonnenaufgang die Furchen ziehen, das Heu mähen, das Korn schneiden, den Weinstock pflegen. Ich sah sie, wenn der Schweiß ihre groben Hemde durchnetzt hatte, ein einfaches Mahl nehmen und im Schatten eines Baumes oder Mauerwerkes eine mäßige Ruhe genießen, und dann des Abends in ermüdeten Reihen zur Schwelle ihres ländlichen Hauses zurückkehren. Dieser Anblick hat mich stets gerührt, und ich sagte bei mir selbst: Gott wird diesen Seelen gnädig sein; wenn nicht alle vor Ihm rein sind, so haben sie doch das, was dem Laster Furcht einjagt und zur Tugend stimmt; denn der erste Lohn eines rastlosen Tages ist eine traum- und täuschungslose Nacht.

Der Müßiggang hingegen enthält ein Gift, das die Seele entnervt und nach und nach die

Mannhaftigkeit von der Wurzel aus zerstört. Der Mensch, der, um sich das Leben zu erhalten, nichts Anders zu thun hat, als zu leben, der seine Fähigkeiten nicht zur Erfüllung irgend eines Berufes verwendet, geräth bald auf die abschüssige Bahn, die ihn aus der Kraftlosigkeit in die Langweile, aus der Langweile in die Unordnungen des Herzens führt. Erst am Ende unserer Tage, wenn wir der Arbeit unsere Schuld abgetragen haben, gebührt uns die Ruhe; dann segnet sie Gott. Die Ruhe ist ein Recht, das der Greis hat, und — o mit welcher Würde genießt er dieses Recht, wenn er, von einer zahlreichen Familie, deren Glück er gesichert hat, umgeben, am häuslichen Herde sitzend, seine Gedanken über die vergangenen Jahre hinschweben läßt und sich an der Erinnerung des von ihm vollbrachten Guten weidet! Aber ausruhen, wenn man nichts hervorgebracht, in seiner Jugend ausruhen, Leib und Seele dem beständigen Fieber eines frühzeitigen Genusses überlassen, heißt, sich einer schrecklichen Verderbniß preisgeben. Als ich unsere

großen Städte durchwanderte, sah ich jene übergoldeten Jünglinge, die sich damit schmeicheln, als die Zierde der jungen Welt zu gelten. Sie hätten, als Erben eines schönen Namens und eines glänzenden Vermögens, dem Vaterlande mit ihrem Schwerte oder ihrer Wissenschaft dienen, sie hätten das Reich Gottes in den Seelen durch ihren Geist, ihr Beispiel und ihre Hingebung fördern können. Aber nein, lieber genießen sie, sind lieber junge verweichlichte Sybariten, zarte, parfürmirte Wesen, die die Namen aller Schauspielerinnen kennen und die Glücksquelle der Haarkräusler ausmachen. Solchen Sklaven der Phantasie müssen immer neue Gedanken, bunte Thorheiten, ganz frische Vergnügen, ganz piquante Schauspiele und unzubereitbare Speisen bereitet werden. Sich bei Tisch erhitzen, Pferde streicheln, Kleider probiren, Hunde liebkosen, Weiber betrügen oder sich von ihnen betrügen lassen, sich in Salons brüsten, im Theater lorgnettiren, die Nacht in Tag verkehren — das ist ihr ganzer Lebenslauf. Beim Anblick solcher Greise

mögen Andere von Bewunderung oder Neid ergriffen werden, ich habe sie nur immer als Geißeln der Menschheit angesehen und ihnen in meiner entrüsteten Seele das scharfe Wort des heiligen Geistes nachgeworfen: ***De stercore boum lapidatus est piger, et omnis, qui tetigerit eum, excutiet manus*** [1])!

Das zweite Element der Verderbniß, das für jedes Herz, dem es an Männlichkeit fehlt, in dem Reichthum enthalten ist, ist der Luxus. Der Mensch hat als König der Schöpfung das Recht, irgend welche Zeichen seiner königlichen Würde an sich zu tragen und um sich her zu entfalten. Wenn er Natur, Künste und Industrie auffordert, ihm eine seiner und seines Standes würdige Wohnung, würdige Kleider zu schaffen, so macht er nur Gebrauch von einer rechtmäßigen Souveränität. Der Luxus hat also, wenn er sich in den Grenzen der Vernunft hält, einen legitimen Sinn; er ist in wohlgebildeten und geordneten Gesellschaften ein na-

---

[1]) Eccli. 22, 2. Mit Ochsenmist wird der Faule geworfen; wer ihn anrührt, wischt sich die Hände ab.

türliches Zeichen der socialen Hierarchie; er zerstört die Ordnung nicht, sondern erhält sie. Nur jene übermüthige Verschwendung von Schmuck und Feinheiten, hat Christus in Uebereinstimmung mit der Vernunft verdammt, jene Prunksucht, die, anstatt sich auf das Nothwendige und Anständige zu beschränken, nicht nur die Nothwendigkeit, sondern auch die Forderungen des Standes überschreitet, gegen den Anstand verstößt und nach einem gefährlichen Ueberfluß und einem verderblichen Aufwand trachtet.

Der Luxus, sagt der heilige Thomas, ist der Vater der Wollust. Wie er zum Ziele hat, dem Stolze zu schmeicheln, so hat er nur zu häufig zur Wirkung, die Seele durch Liebkosung der Sinne zu Grunde zu richten. Nichts ist geeigneter, den Willen zum Falle zu bringen, als eine glänzende Toilette, eine delikate Nahrung und ein zu weiches Ruhebett. Nichts Gefährlicheres, als sich an Genüsse zu gewöhnen, die aus raffinirter Selbstpflege hervorgehen. Der Leib ist nur der Sklave der Seele;

dieser Grundsatz ist die nothwendige Bedingung zur Erlangung der Tugend; aber ein Sklave, der an Liebkosungen gewöhnt wird, ist nicht fern von der Empörung. Das Kleid der Dejanira hatte mehr Gewalt über Herkules, als die Lernäische Hydra. Salomon sog Judäa aus, um sich in Genüssen zu verweichlichen, ehe er in Gesellschaft fremder Weiber sich auf die Höhen begab, wo er der Astarte opferte. Der heilige Geist sagt von der Weisheit, sie wohne nicht in dem Hause derjenigen, die da weichlich leben. Und Christus, der uns zuruft: Seid keusch, weisct uns auf das Kreuz, auf welchem er sein Fleisch aus Liebe zu uns der Marter preisgab.

Schließlich ist das Gold gefährlich, weil es der Zauberschlüssel ist, mit welchem man alle Herzen öffnet; denn gleich einem furchtbaren Schanzgräber räumt es alle nicht tief wurzelnden Tugenden weg und bereitet allen Lastern den Weg.

Wo ist denn auch ein Mann zu finden, der des Reichthums ungeachtet sich im wahren

Ernst und in der Demuth zu erhalten weiß? Das wäre ein eben so staunenswerthes als seltenes Wunderding. „Das Gold," sagt der Weise Sirach, „hat Viele zum Falle gebracht, und seine Schönheit ward ihr Untergang. Glückselig der Reiche, der erfunden wird ohne Flecken, der dem Golde nicht nachstrebte und auf Gold und Schätze seine Hoffnung nicht setzte. Wer ist der, auf daß wir ihn loben? denn er hat Wunderbares in seinem Leben gethan. Er ward geprüft in dem Golde und blieb vollkommen, ewige Herrlichkeit wird er erhalten. Er konnte sündigen, und sündigte nicht; Böses thun, und that es nicht. Darum sind seine Güter gesichert in dem Herrn und die ganze Gemeine der Heiligen wird von den Almosen reden, die er gespendet [1])".

II.

1. Das Gold gereicht aber nicht blos denjenigen, die es besitzen, leicht zum Verderben, sondern kommt auch den Meisten noch vor dem

---

[1]) Eccli. 31, 6—11.

Besitze gar theuer zu stehen. Wer weiß nicht, wie theuer es die Meisten erkaufen? wer weiß nicht, auf welch' gemeine, langwierige, verbrecherische Wege es oft diejenigen führt, die ihm mit unersättlicher Gier nachjagen?

Milton beschreibt im „Verlorenen Paradies" das Aussehen der Engel, die, wie bei der Empörung, so auch beim Sturze, Lucifer's Gefährten waren, und malt uns in ausdrucksvollen Zügen das Bild Mammons, des Engels des Geizes. Er stellt ihn uns dar, wie er, gefühllos für den Glanz des Himmels, einzig damit beschäftigt ist, den Boden desselben zu betrachten, weil er von Gold war! Dies charakterisirt den Geist der Habsucht; er verkleinert und entwürdigt den Menschen, indem er die Blicke seiner Seele an den Erdboden fesselt und alle Wünsche seines Herzens auf Gewinn richtet. Poesie, Künste, Beredsamkeit, Vaterland, Gott sind für eine solche Seele bedeutungslose Worte. Nur ein Klang gefällt seinem Ohre, der Klang des Geldes, und vor diesem ist jedes andere Geräusch, wie ruhm-

reich es auch sein mag, nur leeres Geklirre. Dieser Mann, der das Gold zu seinem Gotte gemacht hat, kennt nur Einen Freund, nämlich seine Geldkiste; nur Ein Gewerbe, diese zu füllen; nur Eine Freude, diese zu betrachten; nur Eine Tugend, eher zu sterben, als etwas davon zu nehmen. Dieser schmutzige Mann, dessen Herz von Eisen ist, der verlassener und doch weniger ruhig lebt als der Henker, dieser Mann heißt Geizhals — ein verkommenes Wesen, wenn es je ein solches gab, das der Menschheit keinen andern Dienst leistet, als ihm zum Gegenstand des Spottes, zu dienen, und das ihr, gleich manchen Thieren, nur durch seinen Tod Nutzen bringen kann.

Vom Geizhalse hat der heilige Geist gesagt: „Nichts ist größers Unrecht, als das Geld lieb haben; denn wer solches thut, hat selbst seine Seele feil; noch da er lebt, wirft er seine Eingeweide heraus [1]). Einem geizigen und kargen Manne nützet Reichthum nichts,

---

[1]) Eccli. 10, 9. 10.

denn was soll das Gold demjenigen sein, der nie genug bekommt? Wer in der Weise Reichthümer sammelt, daß er bei den nothwendigsten Ausgaben sich Vorwürfe macht, der sammelt für Andere, und Andere werden kommen und seine Güter verprassen. Wem wird der gut sein, der sich selbst nicht gut ist? der seiner Güter nimmer genießt? Keiner ist schlechter, als der sich selbst nichts gönnt, und das ist gerade der Lohn für seine Bosheit. Hat er auch etwas Gutes gethan, so geschah es ohne Wissen und wider Willen. Das Auge des Geizhalses ist unersättlich; er wird nicht zufrieden, bis er darbend seine Seele vertrocknet und sein Leben verzehrt. Er gönnet sich nicht das Brod und sitzt hungrig am eigenen Tische[1]).“

Manche gerathen zwar nicht in solche Ungeheuerlichkeiten, opfern aber dem Goldhunger die Ehre ihres Lebens und ihrer eigenen Ueberzeugung.

---

[1]) Eccli. 14, 3—10.

Fern sei es von mir, über alle diejenigen, die an ihren Ansichten etwas ändern, den Stab brechen zu wollen. Es wäre sonderbar, wenn ein Mann, der studirt und beobachtet, mit vierzig Jahren nicht andere Gedanken hätte, als mit zwanzig, denn er muß ja seitdem wieder Vieles gelernt haben. Gewisse Wendungen sind sowohl in der Politik als in der Religion zu rechtfertigen; sie beweisen häufig, wenn der Uebertritt nicht in der Habgier wurzelt, um so mehr für die Fahne, zu der man schwört, als man mit mehr Ueberlieferungen brechen und mehr Interessen hinopfern mußte, um die andere zu verlassen. Was mir Ekel erregt, sind jene Männer, die zu gelegenen Zeiten gleich den Schülern Zoroaster's zu jedem aufgehenden Gestirn eine besondere Andacht hegen. Es gibt einen über die Maßen verächtlichen Dienstiefer. Es muß doch denen selbst, die sich davon bedienen lassen, sehr schwer ankommen, nicht über dessen Gemeinheit die Achseln zu zucken.

Es war im Jahre 1815, als der große Verbannte der Insel Elba an den Gestaden

der Provence landete und sich der Hauptstadt näherte. Ludwig XVIII., den dieser Adlerflug überholte, hatte nur knappe Zeit zum Fliehen, und Napoleon kam bei der Einnahme der Tuilerien in Besitz mehrerer Papiere, die der Monarch in eiliger Flucht vergessen hatte. Er öffnet und liest sie. . . Es waren tiefinnigste Versicherungen der Treue und Ergebenheit an Seine allerchristlichste und legitimste Majestät. Der Kaiser merkte sich die Unterschriften, und einige Tage darauf liefen von denselben Männern noch viel innigere Versicherungen an Seine kaiserliche und königliche Majestät ein. Er begnügte sich zu sagen: Da haben wir die Männer! Er hätte sagen können: Mit Gold macht man Wetterfahnen, besser noch als mit Blech oder Zink[1])!

---

[1]) Eben die Habsucht ist's, die falsche Freunde macht. Ein sehr reicher Mann hatte deren einst so viel, daß sie ihn förmlich zu Grunde richteten. Was that er? Er verkaufte seine Equipage und zog ein altes, abgeriebenes Kleid an. Seine Freunde meinten, er sei ruinirt, und erschienen nicht mehr. Jetzt

2. Der Cultus des goldenen Kalbes entehrt und erniedrigt nicht blos den Mann, sondern verleitet ihn auch oft, die heiligen Gesetze der Gerechtigkeit seinen Brüdern gegenüber zu verletzen.

Gerechtigkeit ist eine sittliche Tugend, die uns geneigt macht, Jedem das Seinige zukommen zu lassen. Sie besteht in jener unverletzbaren Achtung, die Jedermann vor dem Rechte seines Nächsten haben soll, in der Anwendung jenes erhabenen Grundsatzes der natürlichen Gleichheit: Thue Andern nicht, was du nicht willst, daß man dir thue. Gerechtig-

---

gestalteten sich die Vermögensverhältnisse des Mannes wieder besser, und wenn er Abends sein altes Kleid auszog, sagte er zu ihm: Dank dir, alter Freund; heute hast du mir die Unterredung mit einem Thoren, die Ueberlästigkeit eines Parasiten, die Bitten eines Intriguanten, das Lächeln einer Buhldirne, die Schmeichelei eines Höflings und die Grüße mancher Gleichgültigen erspart. Ein altes, abgetragenes Kleid ist in unsern Tagen ein wahrer Schatz für einen Mann, weil es die Freunde wie ein Schmelztiegel prüft oder wie ein Spiegel zeigt.

keit waltet, wo Jeder in der Erfüllung seiner Pflichten die ihm zukommenden Rechte genießt. Unter den verschiedenartigen Rechten, die der Mensch besitzt, gibt es eines, dem die Habsucht gar oft Eintrag thut, nämlich das Eigenthumsrecht.

Gott hat, dem Worte des Psalmisten gemäß, „die Erde den Menschenkindern gegeben.“ Er hat zu ihm gesprochen: Geh', herrsche über die Erde, die ich dir gebe. Du bist Meister über deine Arbeit; denn in der Arbeit sollst du deine Thätigkeit, das heißt dein Wesen selbst erproben. Dir die Gewalt über deine Arbeit wegnehmen, hieße eben so viel, als dir deine Thätigkeit und somit den Besitz deiner selbst wegnehmen. Du bist also Meister über deine Arbeit, Meister auch über die Erde, soweit deine Arbeit sie fruchtbar gemacht hat; denn deine Arbeit ist nichts ohne die Erde, wie die Erde nichts ist ohne deine Arbeit. Dein Eigenthum soll nicht einmal aufhören mit deinem Leben; du wirst es deinen Nachkommen übertragen können; denn in deinen Kindern lebst du selbst

fort. Dies ist der Ursprung des Eigenthumsrechtes, ein g e g r ü n d e t e s Recht, wenn es je ein solches gab. Das Civilgesetz sanctionirt, regelt, schützt es, hat es aber nicht gegründet. Vielmehr wurzelt es in dem Willen des Schöpfers, der es feierlich auf dem Berge Sinai geheiligt hat, indem Er dessen Verletzer unter die Verbrecher zählt: *Non furtum facies:* Du sollst nicht stehlen!

Das Eigenthumsrecht ist ein gegründetes Recht, weil es ein nothwendiges Recht ist. Würde dieses Recht nicht gewährleistet, so wäre alle Civilisation, alle organisch eingerichtete Gesellschaft eine Unmöglichkeit. Die Welt würde zum blutigen Tummelplatze der Leidenschaften und Begierden und wäre bald ein weitausgedehntes Grab.

Ohne Eigenthum keine Nation. Der erste Akt eines Volkes ist der, wodurch es sich ein Gebiet aneignet. Alle Kriege, welche die Völker gegeneinander führen, sind Eigenthumsfragen; wäre das Eigenthum kein gegründetes

Recht, so wäre das Vaterland nichts Anderes, als ein an der Menschheit verübter Diebstahl!

Ohne Eigenthum keine Familie. Um sich ansässig zu machen, bedarf die Familie eines Erbtheiles; das Erbtheil aber ist das Erzeugniß der Arbeit unserer Ahnen. Nehmet ihr das Erbrecht weg, so vernichtet ihr die erzeugenden Kräfte zur Hälfte; denn ihr zerstört den gewaltigsten Sporn zur Arbeit.

Ohne Eigenthum keine Freiheit. Der Mensch hat, als absoluter Herr der Früchte seiner Arbeit und der seiner Ahnen, auf seinem Landbesitze eine Gewalt, die ihn gegen jede Versuchung schützt, eine Zufluchtsstätte, die ihm wohl durch Verbannung oder Tod entrissen werden kann, in der er aber fortbesteht in seinen Kindern, welche als Träger seiner Beispiele und seines Rechtes, die Gerechtigkeit der Sache, bei deren Vertheidigung der Vater unterlag, behaupten und schützen werden. Der Despotismus vermag nichts gegen eine Nation, in welcher das Eigenthum in Achtung steht; denn dies wehrt von ihm die Versuchung ab, sich zu verkaufen,

und die Gefahr, dem Zwange anheim zu fallen. Ehre und Freiheit, zwei Güter des Menschen, die sich brüderlich einander umschlingen, haben auf Erden das Eigenthum zur Wiege, und den Raub zum Grabe.

Dies heilige Eigenthumsrecht hat nun aber einen Feind, den Diebstahl.

Du magst einem Menschen vielerlei entehrende Bezeichnungen geben, ohne das Schimpf-Wörterbuch zu erschöpfen; sagst du ihm aber: Du bist ein Dieb! so hast du ihn mit Schmach und Schande bedeckt. Regt sich in ihm auch nur ein Funke von jenem innern Gefühle der eigenen Menschenwürde, so wird sein ganzes Wesen mit unsäglicher Heftigkeit aufbrausen; er wird nicht schlafen können, so lange er sich von diesem Schimpf nicht rein gewaschen hat. Woher dies? Weil jene Worte eben so viel heißen, als: Geh, es bleibt dir vom gebildeten Manne nichts mehr; denn unter den Tugenden kennst du selbst die Redlichkeit nicht mehr. Geh, du hast nicht blos mit deinem Gewissen, sondern auch mit der weit weniger

verlangenden Religion, welche man Ehre nennt, gebrochen. Auch bezeichne ich dich als einen der Menschheit und dem, was ihr das Theuerste ist, gefährlichen Feind. Ich warne die Menschheit vor deiner Habgier. Ich fordere deine Freunde auf, sich vor deinem Worte zu hüten, denn ein Dieb hat kein Ehrenwort mehr; ich schließe dich aus dem Verbande der Menschheit aus, als eine verächtliche, für den Kerker oder die Galeere reife Beute.

Daher rührt es, daß jeder Mann, wäre er auch ein Spitzbub, sich entrüstet und entsetzt, wenn er als solcher bezeichnet wird; und Gott sei dafür gedankt; denn der allgemeine Abscheu, den diese Entehrung erregt, der Bannfluch, durch den sie vor der öffentlichen Meinung geächtet wird, ist selbst inmitten der heutigen Verwirrungen, unter welchen so viele Grundsätze scheitern, ein sicheres Bollwerk für die Gesellschaft.

Ungeachtet des Abscheues vor dem Diebstahl, ungeachtet der Gesetze und der Macht, die den Menschen gegen die Hinterlist und Ge-

waltthätigkeit der Habsucht schützen, gibt es dennoch Diebe, die sich weder im Kerker noch auf der Galeere befinden, Diebe im Kittel und in feinen Kleidern, Diebe zu Fuß und in Kutschen, geschickte und ungeschickte Diebe, Diebe im Kleinen, wie im Großen. So ist es schon lange; weshalb ein Denker das beißende, vielleicht nur zu derbe, Wort ausgesprochen hat: Der Galgen ist eine Art Schmeichelei für das Menschengeschlecht: man hängt von Zeit zu Zeit drei oder vier Elende, um die andern glauben zu machen, sie seien ehrliche Leute!

Beim Aufgraben der Ruinen von Pompeji hat man kürzlich an der Schwelle eines verkommenen Römers folgende Inschrift aufgefunden, in der man nach achtzehn Jahrhunderten die Schande eines Zeitalters in kurzgefaßtem Ausdruck lesen kann: *Salve lucro!* Gruß dem Gewinn! Wollte der Himmel, daß unsere Nachkommenschaft beim Durchstöbern der Ueberreste der Geschichte nicht einst an der

Schwelle unseres Zeitalters die unter der Asche des Vesuvs entdeckte Inschrift wiederfände!

Ohne von gemeinen Schurken zu sprechen, deren Sorten in's Unendliche gehen, wie viele geehrte und vergnügte Herren gibt es nicht, die sich — was Weinflaschen angeht — jene Sprüche der heiligen Schrift zu Nutzen machen könnten: „Geschenke und Gaben verblenden die Augen der Richter; sie machen sie stumm, so daß sie nicht strafen können [1]). Der Gottlose nimmt heimlich Geschenke an, um die Wege des Rechtes zu verkehren [2]). Geschenke erweitern dem Menschen (oder der Gesellschaft) die Bahn und machen ihm Raum vor den Fürsten [3]). Sieg und Ehre erlanget, wer Geschenke gibt; aber die Seele nimmt er denen, die sie annehmen [4])."

Wie viele Handelsleute, deren falsche Wage ein Greuel vor dem Herrn ist [5])! Wie viele Kornwucherer, von welchen geschrieben

[1]) Eccli. 20, 31. [2]) Sprichw. 27, 23. [3]) Spr. 18, 16. [4]) Spr. 22, 9. [5]) Spr. 11, 1.

steht: Wer das Korn verbirgt, wird verflucht unter'm Volke[1])! Wie viele Banquier's, deren Aufgabe es zu sein scheint, jenes Sprichwort zu rechtfertigen: So viele Capitalisten, so viele Blutegel! wie wenn nicht geschrieben stünde: Du sollst mein Volk nicht durch Wucher unterdrücken[2])! Wie viele beschnittene und unbeschnittene Juden, die sich in den schlechten und ungerechten Winkeln jener Finanzküche, die man Börse nennt, mästen!

Die Börse, dieser Tempel der Habsucht, ist für die kleinen Ehrgeizigen unserer Tage, was Moloch für die kleinen Kinder Karthago's war. Die Börse! dies Wort allein erregt Schrecken! sie ist die Schlange der Wüste, die den furchtsamen Vogel bezaubert und verschlingt; sie ist der morastige Teich, wo alle kleinen Fische die Beute einiger schrecklichen Kaimane werden; sie ist die finstere Höhle, die man mit allerlei Einbildungen betritt und mit Schande

---

[1]) Spr. 26. [2]) Ex. 22, 25.

oder Verzweiflung verläßt. Man könnte sie definiren: der den Gesetzen zum Trotze unter die Obhut eines Commissärs (der die Augen schließt, um nicht zu sehen) gestellte und im Großen organisirte Diebstahl. Steigen und Fallen, Prämie, Deport und Report: das ist das barbarische Wörterbuch dieses Pandämoniums, wo so viele Männer ohne Edelsinn, ohne Vaterlandsliebe sich tummeln und heulen, ihren Ruhm dem Gewinne aufopfern, auf den Untergang des Vaterlandes, wenn es sein muß, speculiren, die nationale Begeisterung lähmen und das Kapitol in einen Kaufladen verwandeln.

Die Börse ist die Vorhalle der Hölle; geht man in diese, die Stadt der Zähren, nicht ein, ohne alle Hoffnung fahren zu lassen[1]), so betritt man jenen Mammonstempel nicht, ohne alles Gewissen beseitigt zu haben.

„Herr! wer wird wohnen in Deinem Zelte, oder wer wird ruhen auf Deinem heiligen

---

[1]) Dante Inf. 3.

Berge? Der ohne Makel einhergeht und Gerechtigkeit übet; der Wahrheit spricht in seinem Herzen; der nicht Falschheit übet mit seiner Zunge; seinem Nächsten nichts Uebles thut, und Schmähung wider seinen Bruder nicht annimmt; in dessen Auge nichts gilt der Bösewicht; der aber in Ehren hält die, so den Herrn fürchten; der seinem Nächsten schwöret und seinen Eid hält; der sein Geld nicht gibt auf Wucher, und Geschenke nicht annimmt gegen den Unschuldigen; dieser Mann wird in Ewigkeit nicht wanken [1]).“

3. Solche Männer können schmunzelnd die Früchte ihrer Ungerechtigkeit genießen, weil sie geschickt genug sind, den Stricken der menschlichen Gerechtigkeit zu entgehen, oder sie zu zerreißen; aber ihre Missethaten haben immer zwei Zeugen, deren Blicken keine Finsterniß sich entziehen kann. Diese Zeugen sind vorerst das Gewissen, welches Tag und Nacht ihnen zuruft: Solche Handlungen sind Dieb-

---

[1]) Ps. 14.

stähle! dann Gott, dessen Bannflüche in diesem furchtbaren Dilemma eingeschlossen sind: Wiedererstattung oder Verdammung!

Hat ein Mann sich bis zum Verluste des Vernunftgebrauches berauscht; hat er die böse Gewohnheit, den heiligen Namen Gottes zu entweihen; ist es vorgekommen, daß er durch Gewaltthat oder Untreue seiner Gattin Thränen ausgepreßt hat: so sind dies ohne Zweifel beklagenswerthe Fehler; dennoch braucht er, um davon gereinigt zu werden, sie nur zu bereuen und zu beichten mit dem ernsten Vorsatze, in Zukunft besser zu handeln. Ganz anders aber verhält es sich mit dem, der die Gesetze der Gerechtigkeit schwer verletzt hat: er mag beichten oder nicht beichten, Reue haben oder nicht: so schleppt er dennoch eine gewichtige Kugel nach sich, von der nichts Anders ihn befreien kann, als die Wiedererstattung, die ihm aber um so schwerer fallen wird, je länger er sie aufgeschoben hat.

Wie Viele schleppen diese Kugel nach! Der Widerwille, den man empfindet, wenn es gilt,

sich davon zu befreien, füllt die Reihen der Gleichgültigen und entfernt so viele Männer von den Sakramenten der Kirche. Unter den vermeintlichen starken Geistern, die über unsere Glaubensgeheimnisse die Achseln zucken und ihre Freude daran finden, sich in allerlei Spottreden und Verleumdungen gegen Geistliche zu ergehen, gibt es Viele, die dabei nicht ganz uneigennützig handeln. Könnte man in den Abgrund ihres Herzens hinabsteigen, so würde man darin gewisse Verbrechen finden, deren Interessen sich angehäuft haben [1]).

[1]) Während einer Mission, welche die Gewissen gewaltig erschüttert hatte, kamen die Menschen in Masse zu dem Richterstuhl der Buße. Ein alter Banquier, welcher in sich den langweiligen Zustand unbehaglicher Gemüthsleere fühlte, fragte einst Leute, die nach der Kirche gingen: Wohin geht ihr? — Wir thun wie Jedermann, wir gehen zur Beicht. — Zur Beicht! ist's möglich? Und wenn man mir zehntausend Franken gäbe, würde ich nicht gehen. — Das glaub' ich, erwiderte ihm Einer, wenn du beichten gingest, müßtest du vielleicht zwanzigtausend zurückerstatten, und so wär's im Ganzen ein schlechtes Geschäft, dergleichen du nicht gerne machst.

Ich weiß wohl, daß es diesen Leuten nicht an Vorwänden fehlt, um das tägliche Aufschieben des Opfers, das ihr Gewissen verlangt, zu entschuldigen. Man fürchtet, das Vermögen schartig zu machen und Skandal zu erregen. Man fürchtet, sich zu entehren, gleich als ob die Wiedererstattung nicht mit eben so viel Geschicklichkeit verheimlicht werden könnte, wie der Diebstahl. Um sich zu beruhigen, sagt man: Wir werden später sehen; ich werde mit meinen Erben reden, ich werde eine Bestimmung in meinem Testamente treffen, und dergleichen. Doch was geschieht? Man heißt das Gewissen so lange schweigen, bis man es zuletzt ganz erstickt hat. Was weiter? Die Habsucht der Betheiligten hält Wache am Kopfkissen des Sterbenden, um dem Priester, dessen Aussprüche man fürchtet, den Zutritt zu wehren. Und so bevölkern unerfüllte Vorsätze die Hölle.

Solches zu sehen, haben wir tagtäglich Gelegenheit. Der Pfarrer vernimmt, daß jener bedeutende Mann, den er seit Jahren nicht

mehr am Tisch des Herrn gesehen, im Sterben liege. Er eilt hinzu, tritt in's Haus, er bittet, aber vergebens; an jeder Thüre findet er eine Wache. Er hält an, man weist ihn ab; man fürchtet, die Aufregung möchte den theuern Kranken ermüden. Der Priester entfernt sich hoffnungslos. Des andern Tages ruft man ihn zurück; schon ist er nicht mehr zu fürchten; denn er kann nichts mehr verderben; der Sterbende hat kaum noch einen Lebenshauch. Er verscheidet; man veranstaltet ihm eine prächtige Leichenfeier, und behält für sich, was er durch seine verbrecherische Geschicklichkeit erworben; aber man täuscht Gott nicht. Während der Leichnam dieses Mannes feierlich der Erde übergeben wird und heuchlerische Thränen sein Grab benetzen, öffnet der Abgrund seinen Schlund, um seine Seele mit ihren fruchtlosen Gewissensbissen und ihren verschimmelten Ungerechtigkeiten zu verschlingen!

Da seht ihr, wo es hinausgeht mit dem unmäßigen Durste nach Gold! Der wahre Christ weiß sich vor einem so verhängnißvollen

Ausgang in Sicherheit zu stellen; er weiß sich in Gerechtigkeitssachen mit gewissenhafter Feinheit zu benehmen; denn die Redlichkeit ist nur der unterste Grad seiner Tugend; er weiß, daß fremdes Gut vielleicht etwas zum Wohlleben, aber nicht zum Wohlsterben beitragen kann. Er vernachläßigt nicht, sein Recht, wo er es verletzt glaubt, in Anspruch zu nehmen; allein er flieht die Processe, so viel er kann, überzeugt, daß Proceßführer sich selten bereichern und noch seltener sich heiligen.

Hat er Schulden, so gibt er sich alle Mühe, um sie zu tilgen; er trifft alle Maßregeln so, daß er sich nicht in jenem vom heiligen Geiste selbst entworfenen Bilde des schlechten Schuldners erkenne. „Viele sehen das Darlehen als etwas Gefundenes an, und fallen Jenen zur Last, von welchen sie unterstützt worden. Bis sie's erhalten, küssen sie dem Geber die Hand, und machen mit demüthiger Stimme Versprechungen; kommt aber die Zeit der Zurückgabe, so bitten sie um Aufschub, führen verdrießliche Klagen, murren und schützen schwere Zeiten

vor. Obgleich sie im Stande sind, zurückzugeben, so weigern sie sich dennoch; werden sie dazu gezwungen, so geben sie kaum die Hälfte vom Ganzen zurück und wollen noch, daß man das Wenige, was sie bezahlen, als einen gemachten Gewinn betrachte. Können sie nicht zurückgeben, was sie von ihrem Gläubiger geliehen haben, so bezahlen sie ihn mit Fluchen und Schelten, und erweisen ihm Schimpf statt Ehre und Wohlthat [1])."

Den wahren Christen hält aber nicht blos ein gewissenhaftes Zartgefühl innerhalb der Grenzen der Redlichkeit, sondern seine Uneigennützigkeit erlaubt ihm auch, die ganze Würde seiner Seele und den Großmuth seines Herzens aufrecht zu erhalten und kund zu geben. Wenn er unerbittlich ist gegen diejenigen, die ihr

---

[1]) Eccli. 29, 4—9. Es ist manchmal besser, Weniges zu schenken, als Vieles zu borgen. Zum heiligen Franz von Sales kam einst ein Mann, der vierzig Thaler von ihm geborgt haben wollte. — Ich gebe Ihnen zwanzig, sagte der Heilige: so gewinnen Sie zwanzig, und ich ebenfalls!

Vermögen vergeuden, so läßt er sich doch gerne herab zu dem wahrhaft Nothdürftigen, der seine Hülfe anfleht; er hält sich an jene Rathschläge, die der alte Tobias seinem Sohne gab: „Gib Almosen von deinem Vermögen, und wende von keinem Armen dein Angesicht ab; denn also wird es geschehen, daß auch der Herr sein Angesicht nicht von dir abwendet. Sei barmherzig in dem Maße, wie du es kannst. Wenn du Viel hast, gib reichlich; wenn du Wenig hast, suche auch das Wenige gerne zu geben. Denn einen guten Lohn sammelst du dir auf den Tag, an welchem du vor Gott erscheinen wirst; weil das Almosen von jeglicher Sünde und vom Tode erlöst und die Seele in die Finsterniß der Hölle nicht fallen läßt. Iß dein Brod mit den Hungrigen und Dürftigen, und bedecke mit deinen Kleidern die Nackten. Fürchte dich nicht, mein Sohn; wir führen zwar ein armes Leben, aber wir werden viel Gutes erhalten, und reich genug sein, wenn wir Gott fürchten, alle Sünden meiden und Gutes thun[1]).“

[1]) Tob. 4.

V. Kapitel.

Der Held.

Wer ist der Mann, der diesen Namen verdient?

Der mit Gottfried von Bouillon sagen kann: Ich bin stark, weil ich keusch bin. Doch, wo ist solch' ein Mann heute zu finden?

Wehe der Welt! Diesen schrecklichen Fluch hat der Erlöser über dieses Weltgetriebe fallen lassen, in dem alle Leidenschaften sich gegenseitig bedrängen und doch zurecht finden. Jesus Christus kannte den Geist der Welt; er sah ihre Werke, und wenn er ohne Rücksicht eine so furchtbare Drohung über sie aussprach: so that er es besonders deswegen, weil die Welt — damit ich es sage — eine Beute der Sinnlichkeit ist. Sinnlichkeit, dies war von jeher das Zeichen, durch welches sich die

Kinder der Menschen von den Kindern Gottes unterschieden; dies ist die Kluft, welche die Stadt des Teufels von der Statt Christi trennt; dies ist das Fieber, das Babylon zum Symbole aller Verkehrtheiten gemacht hat.

Unter Sinnlichkeit verstehe ich die ungeregelte Liebe der materiellen Genüsse, den anhaltenden Sieg des Fleisches über den Geist.

Dieses Laster ist dergestalt in die Sitten unseres entarteten Zeitalters übergegangen, daß es das Ziel aller Mühen und Aufopferungen zu sein scheint, die man sich beim Verfolgen des Glückes gefallen läßt. Unser entnervtes Geschlecht gewöhnt sich ohne Gewissensbisse an dasselbe, behauptend, das Leben sei ohne diesen Genuß nichts. Es macht aus der Tugend nur eine Vorsichtsmaßregel für das leibliche Wohl des Menschen, die ihn antreibt sich zu mäßigen, um desto länger dem Sinnengenusse sich hingeben zu können. Die öffentliche Meinung selbst ist in dieser Beziehung erstaunlich nachsichtig.

Hat ein Unglücklicher, etwa von der Noth getrieben, seinem Bruder ein Brod oder einen Zehner entwendet, so steht er als ein ewig gebrandmarkter Elender da; vergeudet aber ein verächtliches und feiges Geschöpf Zeit, Gesundheit und Geld in Ausschweifungen aller Art und häuft um sich unersetzliche Ruinen, von denen, wenn nur das Grab recht übertüncht wird, auch nicht einmal ein Andenken übrig bleibt: so ist das ein Mann, der zu leben weiß, der sein Vermögen benutzt und Niemand Unrecht thut.

Wohlan, dies von der Welt so schief beurtheilte Ungeheuer möchte ich euch als die verhängnißvollste Geißel der Menschheit und den mächtigsten Lieferanten der Hölle bezeichnen.

Ich werde mich mit der Gnade Gottes des gehörigen Ernstes und Maßes bestreben; doch werde ich daran denken, daß ich zu Männern spreche, und daher frei reden.

Ein Mann, welchem die Kirche Altäre errichtet, der heilige Liguori, hat folgendes Wort ausgesprochen, das vielleicht jeder erfahrene Priester mit seinem Zeugniß bestätigen könnte:

„Unter all' den Verdammten, welche die Hölle bevölkern, ist kein Einziger, der nicht auch das sechste Gebot übertreten hätte; und unter hundert Verworfenen sind neunundneunzig gerade wegen dieser Sünde verdammt worden." Warum dies? Weil, wie der heilige Augustin sagt, unter allen Lastern dieses den Vorzug hat, auf rosigen Pfaden zu einer schrecklichen Verderbniß zu führen und dann jeden Ausweg zu versperren.

I.

1. Zur Erfüllung des von der Vernunft uns vorgesteckten Zieles hat Gott dem Willen des Menschen Organe zu Diensten gestellt, und damit die Vernunft sich nicht verirrte, stellte Gott ihr die Leuchte des Glaubens an die Seite. Was thut nun der Sinnliche, der die Pflicht dem Genusse aufopfert? An die Stelle der von Gott gewollten Ordnung setzt er die schändlichste Anarchie; anstatt sich als Beherrscher seiner Organe zu behaupten, macht er sich zu ihrem Sklaven. Während bei andern

Leidenschaften der Geist zwar besiegt, aber nur von sich selbst besiegt wird, sagt der heilige Augustin, wird er bei dieser von dem Fleische überwunden; er gehorcht seinem Sklaven. Die erste Folge, die eine solche Unordnung nach sich zieht, ist die, daß sie den Menschen blosstellt, indem sie ihn verblendet. Ist man so weit gekommen, so gibt es kein Interesse, das man nicht verachtet, keine Ehre, die mau nicht mit Füßen tritt, kein Vermögen, das man nicht verschleudert, keine Würde, die man nicht preisgibt, keine Freundschaft, die man nicht verletzt, keinen guten Namen, den man um der Befriedigung seiner Gelüste willen nicht jeder Gefahr aussetzt. Auch bemerkt ausdrücklich der heil. Geist, ehe er uns den schändlichen Versuch der beiden Greise gegen die keusche Susanna erzählt, daß sie, bevor sie so weit kamen, „ihren Sinn verkehrt und ihre Augen abgewandt hatten, um den Himmel nicht mehr zu sehen[1]).“

Diese Leidenschaft verblendet aber nicht blos den Menschen, sondern entehrt ihn auch. Nicht

[1]) Dan. 13, 9.

zufrieden damit, die Einbildungskraft mit scheußlichen Bildern, das Gedächtniß mit schlüpfrigen Erinnerungen, die Lippen mit frechen Worten zu beschmutzen, lähmt sie auch alle Fähigkeiten der Seele, indem sie den Leib entnervt; sie raubt dem Herzen des Menschen das, was aus ihm einen Heiligen oder einen Helden machen kann, ich meine die Freude, sich aufopfern, das heißt, aus Liebe hingeben zu können. Sensualismus ist vor Allem Egoismus.

Was läßt sich auch von einem Menschen erwarten, dessen Handlungen alle nur den Genuß zum Ziel und zum Gegenstand haben? Wie läßt sich auf einen Menschen bauen, der den Werth einer von ihm verlangten That immer nach dem sinnlichen Gewinne oder Verluste abmißt? Wie läßt sich von Opfer reden bei einem Herzen, das nur schlägt, um die Stunde jener schändlichen und flüchtigen Zeit zu zählen, deren Entfliehen von der Ausschweifung beschleunigt wird? Ach, Paulus, der Völkerlehrer, kannte die Natur dieses Lasters, als er, von den Götzendienern redend, sagte: „Sie

können unserm Herrn nicht dienen, weil sie ihren Bauch zum Gotte gemacht haben [1]."

Nicht blos entehrt dieses Laster den Menschen, sondern beraubt ihn auch seiner Würde. Welches ist die Hauptursache jener Gemeinheit in Grundsätzen, in Ueberzeugung und Charakter, welche der traurige Antheil unseres in anderen Beziehungen so schönen Zeitalters ist? Hier liegt sie, in dieser Leidenschaft; grabe ein wenig nach, und du findest sie im Grunde der meisten jener Apostasien, die edlen Herzen so viele Trauer verursachen.

Versetze dich im Geiste nach Jerusalem; was siehst du da in dem Erker des Prätoriums? Du siehst ein von Schmach verdunkeltes Antlitz und neben ihm einen Mann, einen Richter, der dem Volke sagt: ***Ecce homo!*** Sehet da, welch' ein Mensch! Die Volksmenge wird von dem Anblick dieses Gottmenschen nicht gerührt und besteht darauf, daß Pilatus ihn zum Tode verurtheile. Pilatus sträubt sich, denn er ist

---

[1]) Röm. 16, 18.

in einer dem Römer ziemenden Weise mit seinem Gesetze vertraut. Da heult die Volksmenge ihm zu: Dieser Mensch muß sterben! Pilatus weigert sich, weil ihm das Gewissen sagt, daß Jesus den Tod nicht verdient hat. Doch wartet auf den Ausgang: „Wenn du dich weigerst, diesen Menschen zu verurtheilen, ruft der Pöbel, so werden wir sagen, du seist kein Freund des Kaisers.“ Dies Mal hat ihn das Volk bei seiner Achillesferse gefaßt. Hätte an Pilatus Stelle ein charakterfester Mann gestanden, so würde die Antwort gewesen sein: Was kümmert's mich! Eher gehe die Welt zu Grunde, als die Gerechtigkeit. Der Mann ist aber Pilatus nicht. „In Ungnade beim Kaiser zu fallen, mit seiner Gunst meine Besoldung zu verlieren und dazu einer Stelle, die mir diese zu vermehren verstattet, entsetzt zu werden, das ist zu viel. Was wird aus dir werden, armer Pilatus, dem die behaglichen Wohnungen, die glänzenden Gastmähler und der Zeitvertreib des Feinschmeckers so lieb sind? Ach, vielmehr schweige du, Gerechtigkeit, schweige

du Gewissen; Volk, nimm diesen Menschen da, hänge ihn am Galgen auf, aber verkümmere mir nicht die Gunst des Kaisers."

Sammeln wir uns angesichts einer so lauten Ohnmacht, in welche das Gewissen eines *galant' uomo* vor lauter Sinnlichkeit gefallen ist: in der Geistessammlung werden wir einsehen, daß Pilatus die ihn entehrende Feigheit nicht mit in's Grab genommen hat.

Der charakterfeste Mann ist wie ein Athlet mit geschorenem Haar und mit eingeölten Gliedern; man weiß nicht, wo ihn fassen. Laßt den sinnlichen Menschen in eine Versuchung gerathen, die ihm die Wahl zwischen Armuth oder Abfall aufdringt: so wird er jedesmal schwach sein: feige wird er sein, weil er besorgt ist für seinen Magen, der feine Weine verlangt, für sein Weib, das Spitzen verlangt, für seine Hetäre, die Ansprüche auf Diamanten geltend macht.

Die Laster macht endlich den Menschen zu einem ehr- und trostlosen Martyrer. Ich brauch' nicht zu sagen, was dieser Mensch an

seinem Leibe leidet. Ich überlasse es lieber Andern, die Gräuel zu beschreiben, dergleichen ich in gewissen Spitälern, in diesem und jenem berühmten Cabinete gesehen zu haben mich erinnere, und wünsche gewissen Thoren die heilsame Lehre, die man aus solch' einem Anblicke ziehen kann. Erst nachdem man dies geschaut hat, versteht man den furchtbaren Lehrsatz, den eine in Verwirrung gerathene Wissenschaft aufgestellt hat: Der Mensch stirbt nicht, er bringt sich um [1])!"

Was soll ich von den Martern der Seele sagen, von denen dies Laster oft die Quelle ist? Man liebt, und wird nicht geliebt; man will gefallen, und mißfällt; man brennt und findet überall nur Kälte; man erschöpft sich in Gefälligkeiten, in aufmerksamer Zuvorkommenheit, in Gemeinheit, und erntet nur verächtliche Abweisung. Man gesteht seine Thor-

---

[1]) Ein berühmter Gelehrter hat folgendes tiefe, von den Freudenjägern nicht gehörig beherzigte Wort ausgesprochen: Die Seele macht sich ihren Leib.

heit, ohne geheilt zu werden; man leidet unsägliche Schmerzen, und hat nicht einmal den Trost, beklagt zu werden! Und wenn man das Glück hat, dem Scheine nach eine Erwiederung zu erhalten, mit was kann alsdann die Sklaverei verglichen werden, der man sich um solch' trügerischer Glückseligkeit willen unterzieht!

Unter der Regierung Ludwig XV., zu jener Zeit, wo Versailles sich an Stambul ein Muster genommen, kam ein russischer Gesandter nach Paris und stellte sich der Frau von Pompadour vor. Einige Monate darauf traf der König mit ihm bei einem Feste zusammen; derselbe war erstaunt, ihn noch nicht gesehen zu haben und fragte um die Ursache eines solchen Benehmens. — Sire, antwortete der Gesandte, als ich Moskau verließ, erkundigte ich mich, wohin ich zu gehen habe: da hat man mir geantwortet: du gehst nur gerade auf das Gouvernement. Hier angelangt, fragte ich nach dem Gouvernement; man hat mir's gezeigt, und ich bin hingegangen!

Dasselbe Schicksal, wie Ludwig XV., theilt jeder Mann, der sich von seinem verdorbenen Sinne beherrschen läßt. Das Gouvernement tauscht er um gegen eine Gouvernante! Und was für eine Gouvernante!

Sehet doch diese Gottheiten von Gyps, deren Herzen allein von Marmor sind: zu ihren Füßen sehen sie die Günstlinge des Glückes und des Adels. Was diese zu schön fänden für ihre Gattinnen und Schwestern, das finden sie kaum hinreichend, um die flüchtige Laune dieser Zigeunermädchen zu befriedigen, die in der Kammer eines Thorhüters geboren wurden und einst auf einem Spitalbette ihren Lebenslauf enden werden. Was eine Herzogin in einem Monate kauft, das kaufen diese Weiber an einem Abend. Was eine keusche und getreue Liebe nicht erhält, das erhalten sie durch einen Blick, durch eine Haremslist. Um aus einer guten Haushaltung eine Hölle zu machen, einen Geistesmann zum Narren, einen Staatsmann zum Kinde, einen Millionär zum Bettler, und was noch beklagenswerther ist, einen

Einfaltspinsel zum großen Herrn umzustempeln, dazu genügt für sie der Zeitraum eines Abends. Wie viele Thränen haben sie nicht schon ausgepreßt! Wie viele achtbare junge Mädchen sahen ihre Verlobten die Blicke von sich abwenden, und konnten nicht errathen, warum diese vom Laster getrübten Blicke an ihrer Herzenseinfalt keinen Reiz mehr fanden! Wie viele junge Leute haben an Einem Tage ihren Lebensberuf verloren, wie viele in Einer Stunde ihr Vermögen verschleudert! Und zwar deswegen, weil der verdorbene Sinn aus einer Menge von Männern eben so viele feige Memmen, Tölpel, macht, die nur diejenigen zu lieben wissen, von denen sie betrogen oder im Zaume gehalten werden, herzens- und geistesschwache Thoren, die man nur ein wenig zu kennen braucht, um sich das beständige Glück der Despotinnen und Hofdamen erklärlich machen zu können.

Eben von diesen hat der Herr geredet, als Er durch die Stimme des Propheten ausrief: „Ich habe sie gesättigt, und sie wurden Ehe-

„brecher und trieben Unzucht im Hurenhause. „Sie sind gleich vollen Pferden und Spring„hengsten, ein Jeglicher wiehert nach dem Weibe „seines Nächsten. Sollte ich sie deshalb nicht „heimsuchen, spricht der Herr, und an solchem „Volke sollte sich nicht der Zorn meiner Rache „fühlen lassen [1])?“

2. Unter der Herrschaft einer solchen Leidenschaft und dem Einfluß solcher Elemente, weiß der Mann nicht mehr inne zu halten; er willigt zu allen Rollen ein, die man ihn spielen läßt, wäre es selbst die eines Henkers. Wenn ihr's nicht glauben wollt, so höret:

Eine Frau war in ihrem Hause zwischen ihren Gatten und eine Nebenbuhlerin gestellt.

---

[1]) Jerem. 5, 7—9. Man erzählt, daß Frau La Mezerai, wenn sie, um ihr altes Gebäude nach Möglichkeit wieder auszuflicken, sich geschminkt und angestrichen hatte, die Thüre verschloß und sich dem Feuerherde näherte. Fragte Jemand zu dieser ungelegenen Stunde nach ihr, so antwortete das Kammermädchen: Madame ist nicht zu sprechen, sie trocknet! — Ihr Menschenkinder, wie lange werdet ihr die Lüge lieben?

Seit mehreren Monaten hatte sie Alles geduldig ertragen, zunächst aus Scham, dann auch aus Stolz, aus christlicher Tugend und aus einem Ueberreste von Zartgefühl; denn was das Unglück der Weiber manchmal noch größer macht, ist, daß sie die närrische Liebe zu dem, der sie verhöhnt, nicht aus dem Herzen reißen können. Eines Morgens tritt der alte Bediente der Familie, die Augen voller Thränen, in ihr Gemach. „Was fehlt dir? — Ich wage nicht, es der gnädigen Frau zu sagen. — Sag' es heraus. — Ich komme, um von Ihnen die Schlüssel der Speisekammer und des Kellers zu verlangen; mein Herr hat mir verboten, fernerhin ihre Befehle anzunehmen; eine Andere soll hier zu befehlen haben." Bei diesem letzten Schimpf ist die Gattin außer sich vor Zorn; sie stürzt sich in das Zimmer der Geliebten ihres Gatten und spricht mit dem Nachdrucke, welchen das Bewußtsein der Unschuld und des Rechtes verleiht: „Hinaus, fort von hier, ich jage dich fort!" Die Buhlerin erblaßt und geht hinaus. Eine halbe

Stunde darauf lag die rechtmäßige Gattin zu den Füßen der Concubine, bat um Verzeihung und beschwor sie unter Thränen, als Gebieterin im Hause zu bleiben! Das scheint eine empörende Feigheit zu sein, und doch war es nur eine hehre Feigheit, die eine Mutter ohne zu erröthen, begehen darf. Der Leser höre und urtheile. Als der Gatte das Geräusch gehört hatte, war er zu seiner Frau hingelaufen und hatte ihr gesagt: „Von Gesetzes wegen ist die väterliche Gewalt in meinen Händen: wenn du also nicht augenblicklich diejenige, die du beleidigt hast, um Verzeihung bittest, wenn du sie nicht bestimmst, hier zu bleiben, werde ich dein Kind in die Colonieen schicken, und du wirst es nie und nimmer wiedersehen!" Was sagt der Leser hiezu? Ein Henker kann einem den Kopf abschlagen und den Leib peinigen; aber er hat nicht das Geheimniß, das Herz so zu durchstechen.

Wie viele junge Leute, die sich zwar nicht einer solchen Grausamkeit schuldig machen, dürften ihre eigene Geschichte in jener Erzählung

des weisen Mannes lesen: „Ich schaute aus dem Fenster meines Hauses durch das Gitter; da sah ich einen jungen Mann, der auf der Straße vorbeiging, an der Ecke des Hauses des fremden Weibes; und er schritt dahin im Dunkeln, da der Tag sich geneiget, in der finstern Nacht. Und siehe, das Weib kam ihm entgegen in schamlosem Anzuge, geschickt die Seelen zu fangen, geschwätzig und flatterhaft, der Ruhe ungewohnt, und nicht im Stande, zu Hause zu bleiben mit ihren Füßen, ist sie bald draußen, bald auf den Straßen, bald lauernd an den Ecken. Sie erfaßt den Jüngling, küßt ihn und schmeichelt ihm mit frecher Miene und spricht: Ich habe Schlachtopfer gelobet für mein Heil, und heute mein Gelübde bezahlt; darum bin ich dir entgegen gegangen mit dem Wunsche, dich zu sehen, und ich fand dich. Ich habe mein Bett aufgehängt, und mit bunten Teppichen aus Aegypten belegt; mit Myrrhe, Aloe und Zimmet mein Schlafgemach besprengt. Komm, laß uns trunken werden von Liebe; genießen wir, was wir ge-

wünscht, bis der Tag anbricht... So verstrickte sie ihn mit vielen Reden, und riß ihn fort durch die Schmeicheleien ihrer Lippen... Ihr Haus ist ein Weg zur Hölle, der hinuntergeht in die Kammern des Todes[1]."

Als der noch junge Nelson in Canada gelandet war, vergaß er in einer strafbaren Glückseligkeit sein Schiff und seine Zukunft. Einige seiner Schiffsleute verloren die Geduld, stiegen an's Land und entrissen den Capitän mit Gewalt den Armen, die ihn gefesselt hielten, indem sie ausriefen: Nelson, der Wind wehet, und die Ehre ruft dich!

Jünglinge unseres Vaterlandes, es gibt Arme, die wie Ketten binden, Küsse, die den Geist ertödten, Ausschweifungen, die mit Schande bedecken: seid großmüthig und verachtet nicht die Stimme eines Freundes, der

---

[1]) Sprichw. 7, 6—27. — Dieser junge Mann wird bald das Leihhaus kennen lernen, und wenn er über einem Verpfändungsbureau wohnt, so wird er das schöne Wort wiederholen können: Ich bin über meinen Geschäften.

euch, wie ehemals Nelson's Freunde, zuruft: die Ehre ruft euch!

Frankreich hat manche glorreiche Seite in seiner Geschichte aufzuzeigen; wenn es aber je eine Zeit gab, über die es erröthen muß, so ist es die, wo einer seiner Könige jenes Wort aussprechen konnte, das mit der sorglosesten Verblendung zugleich den ungeheuerlichsten Egoismus kundgibt: Laßt mich genießen: die Monarchie wird wohl noch so lange dauern, wie ich! Ein schreckliches Wort, mit dem er gleichsam sagen wollte: Möglich ist's, daß, wenn die Dinge diesen Gang fortgehen, auf das Kothmeer, in dem ich herum patsche, ein Blutmeer folge. Möglich ist's, daß mein Enkel mit seinem Blute, das reiner ist, als das meinige, die Bretter eines unedlen Schaffots benetze! Vielleicht könnte ich den Sturm beschwören, und könnte mit einer etwas großmüthigen Anstrengung das glorreiche Gebäude stützen, das ich an allen Seiten unter der Last meiner eigenen Laster und der meiner Hausgenossen krachen höre! Aber nein, dazu

bedürfte ich einer Tugend, von der mir kaum noch eine Erinnerung übrig ist. Frankreich gehe eher zu Grunde, mein Geschlecht vergehe, die Monarchie vergehe, nur lasse man mich in meiner Schande ruhen!

So spricht jedes in Genüssen verweichlichte und in Vergnügungen zu Grunde gerichtete Herz. Könige, Völker und Reiche haben stets dieses Wort eine Viertelstunde vor ihrem Untergange ausgesprochen. Sardanapal führte es auf den Lippen am Tage, als Ninive unter den Streichen der Babylonier fiel. Balthasar sprach es in Gegenwart seiner Buhlerinnen aus, zur Stunde, als Cyrus den Euphrat ableitete. Die Krämer von Tyrus hatten es sich zum Wahlspruche genommen, bevor diese Königin der Meere durch ihren Fall Ezechiels Weissagungen bewahrheitete, und das römische Weltreich rief es sich von einem Ende zum andern in allgemeiner Schwelgerei zu am Vorabende des Tages, an dem der rohe Barbar, ein kräftiger Mann, sich an-

schickte, diese verkommenen Geschlechter unter den Hufen seiner Rosse zu zertreten.

Salvian hat mit einem kräftigen Worte die Todesangst einer vor lauter Sinnlichkeit hinsterbenden Welt bezeichnet: *Roma moritur, et ridet:* Rom stirbt, und lacht dazu!

Lassen wir die Geschichte nicht aus den Augen! Wenn ein Volk vor Furcht noch schaudert vor dem Schicksale, das es heimgesucht hat, wenn es sich fragt, welcher Hauch ihm Kraft und Leben verdorrt habe, so antwortet ihm die Geschichte: der Venushauch. Der Tod hat nur Einen Mitschuldigen, das Laster. Dieses Volk hat seine eleganten Weiber, die Göttinnen von Korinth, wieder zu Ehren bringen sehen; es hat die entarteten Erben seiner Helden sich ein Muster nehmen sehen an den schmachtenden Hetärenseufzern des Heliogabal; es hat seine Jugend ausarten sehen in den tödtlichen Freuden des Luxus und der Wollust; es hat sein Blut ausgeschwitzt in den Ausschweifungen einer raffinirten Weichlichkeit, anstatt es in Strömen auf dem fruchtbaren

Felde der Großmuth zu vergießen. Nun aber wird dem so vergossenen Blute eine unausbleibliche Rache zu Theil: für die Individuen die Schande und der Tod, und für die Völker die Sklaverei; denn so will es ein Gesetz Gottes und der Natur, daß, wie die Leichname den Raben anheimfallen, so die verdorbenen Völker den Tyrannen.

Die Sinnlichkeit ist dem einzelnen Menschen, den Familien und Völkern feindlich, ja, heut' zu Tag mehr denn je eine Feindin des Menschengeschlechtes.

Die Tochter der Herodias hat getanzt; Herodes hat darüber den Kopf verloren; und wer sollte ihn nicht verlieren, wenn er beim Gastmahle seine Blicke an den geilen Stellungen einer mit ihrem Handwerke vertrauten Tänzerin gesättigt hat? Ein solcher Rausch muß seine Folgen haben, eine solche Entzückung ihren Lohn finden. Aber, welche Folgen, welchen Lohn? Gib mir auf einer Schüssel das Haupt Johannes des Täufers! Nur eine von einer infamen Mutter inspirirte

Tänzerin konnte eine solche Bitte vorbringen. Um dem gegebenen Worte nicht untreu zu werden (welch staunenswerthes Zartgefühl!) gibt Herodes seinen Satelliten ein Zeichen; bald erfreut das blutende Haupt des heiligen Vorläufers die von doppelter Trunkenheit glühenden Augen und scheint dem schnödesten Verbrechen ein Uebermaß von Beruhigung zu gewähren!

Dies blutende Haupt ist zugleich eine Wirklichkeit und ein Symbol. Es deutet an, daß die Sinnlichkeit Thränen, Verderbniß, Blut braucht, um sich ihre gräßlichen Freuden zu verschaffen. Für sie, ruft Tertullian, vergießt der Mörder menschliches Blut; für sie bereitet der Treulose das Gift; denn durch das Gift hält die Kebsehe sich aufrecht, befreit der Ehebrecher sich eines lästigen Nebenbuhlers und entledigen sich strafbare Weiber der Last, die zu ihrer ewigen Schande, als Strafe ihres Falles, gereichen würde.

Ist dies Alles? Nein. In Folge dieser verderblichen Leidenschaft hat der Mensch, in

unseren Tagen mehr denn je, das Geheimniß gefunden, aus den Quellen des Lebens selbst, den Tod mit der Sinnenlust heraus zu beschwören! Er hat ich weiß nicht was für einer lasterhaften Stimme Gehör gegeben, die ihm zugerufen: Sei weise, und setze dein väterliches Erbgut nicht zu vielen Vertheilungen aus. Und so hat er, unter der Herrschaft der mit dem Egoismus verbündeten Furcht, die Lasten des Ehestandes verstoßen, um nur dessen Vortheile für sich zu behalten. Er hat das Leben, das ihn schreckte, in den Wind zerstreut; Geschlechter, die keine Wiege erhalten haben, hat er dem ewigen Grabe überwiesen; Wesen, für welche Gott nach der Prüfung des Lebens die Freuden des Himmels bestimmt, hat er von der Schwelle des Daseins in das Nichts zurückgewiesen. Das ist es, was dem Priester so vielen Unmuth verursacht, der es mit seinem Berufe ernstlich nimmt; das ist es, was die Geschlechter zusammensinken macht, die Seelen und die Leiber entkräftet, und, wenn die Unfruchtbarkeit andauert, bald gewisse Provinzen

in unbewohnte Steppen umwandeln wird! Ihr Menschenkinder, Gott hat von der Höhe des Himmels herab über euern Nächten geschwebt: *Deus de coelo prospexit.* Er hat euere Werke der Finsterniß gezählt und ist über euere gottlosen Berechnungen entrüstet; Er erwartet seine Stunde; denn „Ihm gehört die Rache und Er wird vergelten.“

II.

Ich weiß wohl, daß es Manche gibt, welche sagen: Laßt uns den Frühling des Lebens benützen und seine Rosen pflücken; wenn der Winter mit seinen langen Nächten kommt, dann haben wir Zeit mit Gott zu rechnen.

Fern sei es von mir, irgend eine Seele entmuthigen, oder, wäre es auch aus übergroßem Eifer, Etwas übertreiben zu wollen. Die Barmherzigkeit des Herrn ist unendlich; denn Er weiß, aus welchem Thon die arme Menschheit gebildet ist. Die Gnade bedurfte nur eines Augenblickes, um das Herz der Magdalena umzuwandeln und einen heiligen Augustin zu reini-

gen. Wer ein wenig nachdenkt, was die Hölle ist, wird nicht leicht die Strenge übertreiben und fast alle Menschen verdammen wollen. Nichtsdestoweniger endet die Leidenschaft, von deren Verheerungen ich gesprochen, oft damit, daß sie dem Herzen, das sie beherrscht, eine ernsthafte Rückkehr zur Tugend unmöglich macht.

Wenn ein Reisender unvorsichtig genug ist, sich zur Zeit der Ebbe auf die den Berg Sanct-Michael umgebenden Sandufer hinauszuwagen, so bemerkt er bald, daß er nur etwas mühsam weiter schreiten kann. Der Boden ist ihm unter den Füßen, wie Leim. Der Sand ist trocken, aber bei jedem Schritte füllt sich die vom Fuße eingedrückte Stelle mit Wasser. Doch bemerkt der Reisende noch keine Veränderung; eben und ruhig dehnt sich das Ufer vor ihm aus; nichts unterscheidet den trockenen Boden von dem wässerigen. Der Unvorsichtige geht seines Weges weiter, ohne sich zu beunruhigen. Warum sollte er auch unruhig sein? Doch seine Füße werden schwerer. Plötzlich sinkt er einige Zoll hinunter. Es wird ihm bange

und er hält inne, um sich zu orientiren. Während er sich umsieht, kommt der Sand ihm an die Knöchel. Er dreht sich rechts, der Sand kommt ihm bis zur Hälfte des Beines; er dreht sich links, und fällt hinein bis zum Knie. Jetzt erst erkennt er, daß er zu seinem größten Unglücke in den lockern Sand gerathen ist. Er lichtet sich, wie ein strandendes Schiff. Er schreit und ruft um Hülfe! Doch vergebens; denn das Ufer ist öde, und das Sandufer ist zudem ein gar verrufener Ort; zu einem langwierigen aber unfehlbaren Begrabenwerden verurtheilt, hat er nur noch Zeit, den herannahenden Tod und das sich ihm entziehende Leben mit offenen Augen sehen zu können. Der Unglückliche versucht, sich zu setzen, zu kriechen; jede Bewegung, die er macht, öffnet ihm weiter das Grab. Er richtet sich auf, und nun fühlt er, wie der Sand ihn verschlingt; er schreit zu den Wolken hinauf, ringt mit den Armen; der Sand steigt bis zur Brust. Er erhebt die Hände, stößt wüthende Seufzer aus; der Sand erreicht die Schultern. Das Gesicht allein steht noch her=

vor. Der Mund schreit, der Sand füllt ihn; die Augen schauen, der Sand schließt sie. Nur die Haare stehen noch vor Schaudern aufrecht über der Oberfläche; noch eine Minute, und das Ufer ist öde und ruhig, und erwartet eine andere Beute.

Dies ist das lebendige Bild des Unglücklichen, der feige genug ist, seinen Sinnen die Herrschaft zu überlassen. Die Gewohnheiten, denen er anheimfällt, sind verrätherisch und unerbittlich, wie dieser Sand. Sie flößen dem Unglücklichen, den sie beherrschen, einen tiefen Ekel vor den heiligen Sakramenten ein, die allein ihn heilen könnten; wenn er zu denselben hinzutritt, so geschieht es gewöhnlich nur so, daß er sie durch einen unwürdigen Empfang entweiht; er macht sich auf solche Weise den Balsam zu Gift und verräth, wie Judas, den Menschensohn mit einem Kuß. In Folge dieser Gewohnheiten sind die besten Entschlüsse nur von kurzer Dauer, weil der Wille unter diesem entehrenden Joche gleichsam ohnmächtig geworden ist. Was hast du gesehen, Menschensohn?

Ich sah, o Herr, diesen jungen Mann, den du lieb hattest; diesen jungen Mann, dessen liebevoller Blick und offene Stirne Allen eine mit Freude vermischte Ehrfurcht einflößte. Aber ich weiß nicht, was für ein böser Geist ihn berührt hat. Ich sah ihn, wie er mit halbverstohlenem Blicke die Einsamkeit, die seine Trunkenheit bergen sollte, aufsuchte. Er fand, daß jene Frucht gut zu essen sei; seine Fälle haben sich mit seinen Jahren gemehrt. Aber ein Feuer hat sich in seinen Nieren entzündet, und bald mehrten sie sich mit den Tagen! Da fand er sich beunruhigt, und, voll Bedauern, sein schönes Erbtheil vergeudet zu haben, sagte er bei sich selbst: Ich will mich aufmachen! Doch er fühlte sich zu schwach, die Fesseln, die ihn banden, zu zerreißen, ließ sich auf sein Schandlager zurückfallen und sprach: Um in Frieden darauf zu schlafen, müssen die Gewissensbisse erstickt werden! Und ich sah ihn, wie er immer tiefer versinkend sich auf gleiche Stufe mit dem Thiere stellte und ihm sagte: Komm' her, man sagte mir, ich sei dein König, ich

will lieber dein Bruder sein; man sagte mir, ich habe einen freien Willen, aber ich verzichte darauf, um, gleich dir, nur dem Instincte zu folgen! ***Cum in profundum venerit, contemnit.*** Wenn der Gottlose in den Abgrund der Schmach gekommen ist, verachtet er Alles, er verachtet sich selbst ohne Gewissensbisse. Wenn ein Bedauern sich in ihm regt, so ist es das Bedauern des „verlornen Sohnes,“ der, wenn auch vergebens, gewünscht hätte, „seinen Magen mit den Träbern zu füllen, welche die Schweine fraßen!“ Und ich sah ihn, wie er als frühzeitiger Greis, von der Schmach seines Wahnsinnes zur Schmach des Grabes überging! Der Mensch, der in Ehren ist, bedenkt es nicht; er gleicht den unverständigen Thieren; diesen ist er ähnlich geworden.

2. Zuletzt wird die Verblendung des Geistes nur zu oft der Lohn der Verderbniß des Herzens.

Ein berühmter Mann [1]) sah einst in seinem Salon die auserlesensten Schriftsteller der

---

[1]) Chateaubriand.

Hauptstadt um sich versammelt. Er hatte die Kühnheit, an seine glänzende Umgebung die Frage zu stellen: Sagen Sie mir, meine Herren, antworten Sie mir auf Ihre Ehre und die Hand auf's Gewissen, hätten Sie nicht den Muth, katholisch zu sein, wenn Sie den Muth hätten, keusch zu sein? Viele lächelten, nicht ein Einziger sagte: nein!

Wem von uns begegnet nicht tagtäglich einer jener Männer von offener und redlicher Gesinnung und freundlichem Umgange, denen alle Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit unbekannt ist; kaum hat man mit ihnen geredet, so fühlt man sich genöthigt, sie zu lieben. Und doch hört man sie mit herzzerreißender Freimüthigkeit sagen: Mir fehlt der Glaube! Ach! wenn wir beim Anhören dieses in seiner Einfachheit so schrecklichen Wortes die Hand nicht auf ihre Stirne, sondern auf ihr Herz gelegt hätten, so könnten wir mit einer schmerzhaften Sicherheit sagen: Hier ist die Wurzel, aus der der Unglaube sproßt. Für diese Menschen gibt es im

Dekalog nur ein überflüssiges Gebot, und das Herz thut ihnen weh im Kopf!

Der Unglaube ist der letzte Versuch, den das menschliche Herz macht, um sich von Gewissensbissen, die seinen leidenschaftlichen Rausch vergällen könnten, zu befreien. Wenn heutigen Tages so viele schwache Seelen den Glauben Christi verleugnen, so kommt dies daher, weil Christus zu erhaben, zu göttlich ist, um mit den Forderungen des Fleisches Unterhandlungen anzuknüpfen. Der fleischliche Mensch, sagt der Apostel, begreift nicht die Offenbarungen des Geistes Gottes. Da herrscht eine beiderseitige Unverträglichkeit. Wie will dieser Sklave der Sinne dem Lichte des Evangeliums zugänglich sein? Vergebens wird er die Worte, die Beispiele, das Leben, den Tod, das Blut des Erlösers nach allen Seiten hin drehen und kehren, nirgends wird er das Wort Sinnlichkeit, das er sucht, finden; überall begegnet ihm das Wort Abtödtung, das ihm bange macht, es fordert von ihm, seinen Leidenschaften

zu entsagen; das will er aber nicht. Er sucht nun sich der Gleichgültigkeit hinzugeben, und um sich in größere Sicherheit zu versetzen, geht er weiter und rafft auf gut Glück alle Einwürfe, alle Spottwörter, alle Skandale, die seinem Unglauben munden, zusammen, und ruft ganz stille: Du, o Gott, Du bist nur eine Mythe! Deine Wunder sind optische Täuschungen; deine Kirche — hat sie nicht die Bartholomäusnacht veranstaltet? hat sie nicht die Scheiterhaufen der Inquisition errichtet, den Gedanken geknechtet und die Freiheit unterdrückt? Nieder mit Jesus!

Das ist die letzte Folgerung eines verdorbenen Herzens. Die Sinnlichkeit ist's, welche die Verfolger erzeugt; die Sinnlichkeit hat Luther und Heinrich VIII. geschaffen; sie hat das Glück Voltaire's und seines Gleichen gemacht. Die Sinnlichkeit erklärt uns die Gunst, mit welcher die Welt alle, auch noch so widersinnigen, außerhalb des Katholicismus auftauchenden Systeme aufnimmt; die Leidenschaften nehmen zu ihnen ihre Zuflucht, weil sie

versichert sind, stets darin zu finden — eine Gemächlichkeit!

Hat dann der fleischliche Mensch seinen Glauben verloren, sind Gott, Seele, Gerechtigkeit, Ewigkeit räthselhafte Dinge für ihn geworden, dann sieht er an die Stelle dieser von seinem Egoismus beseitigten Schreckbilder eine um so gewaltigere Wirklichkeit treten, als nichts derselben das Gegengewicht hält. Er sieht sich, von Allem verlassen, in einen unerbittlichen Zweikampf verwickelt, bei dem die lebendige Natur sich, ihm zum Trotze, durch alle Poren seines Fleisches Luft macht und darin eine unüberwindliche Herrschaft gewinnt. Nackt und arm wirft er sich auf diesen unreinen, aus dem Schiffbruch geretteten Ueberrest. Seine Vernunft dient ihm nur dazu, seinen Sinnen eine gewisse Vorstellung des Unendlichen einzudrücken, die ihren Hunger vergrößern, ihre Roheit vermehren und so gewaltige Bedürfnisse rege machen, daß er bereit wäre, ihnen die ganze Welt zu opfern. Das Sandmeer ist ihm über den Kopf gewachsen.

3. Was thut der rechte Mann, um sich vor einer solchen Entwürdigung sicher zu stellen und ein Held zu bleiben? Er ruft die Kraft Gottes durch Gebet und Empfang der Sakamente zu Hilfe, er bestrebt sich, immer die nöthige Vorsichtigkeit und den gehörigen Ernst zu beobachten.

Seine Gelüste wird er bei jeder Gelegenheit mäßigen und stets die traurigen Eigenschaften eines Feinschmeckers oder Sybariten von sich ferne halten[1]).

Er wird sich in Acht zu nehmen wissen vor den zwei Feinden, die uns der hl. Geist mit den Worten bezeichnet: Wein und Wei-

---

[1]) Das Weibergeschlecht hat ohne Zweifel seine Fehler; zu dessen ewiger Ehre aber sei es gesagt, daß es den Männern das Monopol der Unmäßigkeit überläßt. Von einer an's Wunderbare grenzenden Nüchternheit, die ihm ich weiß nicht was für eine Poesie verleiht, scheint das Weib von Wohlgerüchen, Blumen und Früchten zu leben, und nimmt bei ihm das Herz mehr Raum ein, als der Magen. „Arme Weibsleute sparen sich oft selber wieder am Mund ab, was der Mann zu viel verzehrt, und manchmal ist ihr Mittagsmahl ein dünner Kaffee ohne Zucker.“

der bringen selbst die Weisen zum Abfall und bedecken verständige Männer mit Schande.

Um die Kräfte des Menschen zu erneuern und die großen Schwierigkeiten, die mit seiner Würde verbunden sind, heben zu helfen, hat Gott ihm den Wein gegeben, dieses edle, stärkende und erfreuende Getränk. Doch je kostbarer die Gaben sind, desto mehr Tugend ist erfordert dazu, um sie nicht zu mißbrauchen. Der Mensch mißbraucht diese Gabe leider zu oft. Diesen Balsam wandelt er zu einem Gifte um, unter dessen Reize bald sein Gewissen und seine Vernunft hinschwinden. Man sieht den Armen seinen Herd verlassen und sich nach jener gemeinen Thüre hindrängen, wo die Habsucht ihm für seinen bittern Schweiß einen Augenblick schändlicher Berauschung verkauft. Der Reiche selbst folgt manchmal diesem unedlen Geschmacke: das Bewußtsein seiner Schuld oder seines Nichts treibt ihn zu derselben Lebensentschädigung. Ja, was sage ich? selbst Wissenschaft und Philosophie reichen nicht immer

hin, dem Manne eine solche Herabwürdigung zu ersparen. Wenn das Licht nicht von Gott ist, so hat es rachgierige Bitterkeiten; der Geist leidet zur Genüge daran, um Freude zu finden, sie von Zeit zu Zeit zugleich mit dem Verstande zu ertränken[1]).

Der übermäßig genossene Wein ruft die Empörung der Sinne hervor, dem Worte des heil. Geistes gemäß: Der Wein macht unkeusch, und die Trunkenheit aufrührerisch; wer immer daran Lust hat, wird nicht weise werden[2]). Er zieht den Zorn Gottes auf sich herab, der durch die Stimme des Propheten spricht: Wehe euch, die ihr früh aufstehet, euch der Trunkenheit zu ergeben, und spät bis in den Abend trinket, daß ihr vom Weine glühet[3])!" Er ruinirt den Arbeiter, anstatt ihn zu bereichern; er verräth

---

[1]) Der Wein macht den Kummer vergessen, das ist sein süßester Reiz. Eine tugendhafte Gattin wird Sorge tragen, daß ihr Gatte niemals versucht werde, übermäßig zu trinken, um zu vergessen..., daß er verheirathet ist. — [2]) Spr. 20, 1. [3]) Js. 5, 11.

die Geheimnisse des Herzens; er reizt zur Wuth, er führt Streitigkeiten herbei und bringt um den Verstand.

„Auf wen fällt das Weh? Auf wessen Vater fällt das Weh? Wer hat Zank? Wer fällt in Gruben? Wer hat Wunden ohne Ursache? Wer trübe Augen? Sind's nicht die, so beim Weine verweilen, und sich darauf verlegen, Becher zu leeren? Sieh den Wein nicht an, wenn er so gelb ist, wenn seine Farbe im Glase glänzt; er schleicht lieblich hinunter, aber zuletzt sticht er, wie eine Schlange, und gießt sein Gift aus, wie ein Basilisk. Wenn du getrunken hast, werden deine Augen nach fremden Weibern sehen, und dein Herz wird Verkehrtes reden. Und du wirst wie Einer sein, der mitten auf dem Meere schläft, und wie ein schlummernder Steuermann, der das Ruder verloren, und wirst sagen: Sie haben mich geschlagen, aber es hat mir nicht weh gethan; sie haben mich gezogen, aber ich hab's nicht empfunden: wann werde ich aufwachen und wieder Wein finden [1])?"

---

[1]) Spr. 23, 29—35.

4. Um sich rein zu bewahren, wird der Christ schmutzige Lectüre, schlüpfrige Tänze, erschlaffende Schauspiele, überhaupt alles, was ihm das Blut erhitzt und seinen Willen zum schmählichen Fall bringen kann, sorgfältig vermeiden. Er schöpft Nutzen aus jenen Rathschlägen des weisen Mannes: „Mein Sohn, höre mich an, halte deinen Weg ferne von dem fremden Weibe, und nahe nicht der Thüre ihres Hauses, damit du nicht deine Ehre und deine Jahre einem grausamen Herrn gebest, und nicht etwa Fremde sich sättigen von deinem Vermögen und du sprechest: Warum habe ich die Zucht gehasset, und hat mein Herz die Warnungen nicht angenommen? Wie träufelnder Honigseim, sind die Lippen des bösen Weibes, und glätter als Oel sind ihre Worte; aber am Ende ist sie bitter wie Wermuth und verletzt wie ein zweischneidiges Schwert. Ihre Füße steigen hinunter zum Tode, und bis zur Hölle reichen ihre Schritte [1]).

Ich will mich kurz fassen. Während der Christenverfolgung unter Kaiser Licinius; wur-

[1]) Spr. 5.

den vierzig christliche Soldaten vor das Tribunal eines asiatischen Proconsuls geführt, der ihnen befahl, von ihrem Glauben abzufallen. Als er ihre Standhaftigkeit nicht brechen konnte, befahl er, um einen letzten Versuch zu machen, sie sollten während einer der kältesten Winternächte nackt auf einem gefrornen Teiche ausgesetzt werden; am Ufer ließ er ein laues Bad in Bereitschaft halten für diejenigen, deren Muth etwa brechen würde. Alle blieben standhaft mit Ausnahme eines Einzigen, der sich in's laue Bad legte, um sich darin einen augenblicklichen Tod zuzuziehen. Der Soldat, der als Wächter am Ufer stand, sah vom Himmel vierzig glänzende Kronen herabsteigen, von denen eine in der Luft schweben blieb, und eine Stimme ließ sich hören: Einer fehlt! Von Verwunderung ergriffen, ruft der Soldat: „Ich bin Christ!" gesellt sich den neununddreißig Märtyrern bei und theilt mit ihnen den Kampf und den Triumph. Dieses laue Bad, diese höchst einladende Versuchung für den Menschen, ist die Sinnlichkeit. Die

tugendhafte Standhaftigkeit in Ertragung der strengen Kälte, selbst Angesichts der Lust, heißt Keuschheit: dies ist der höchst glorreiche Sieg, der den wahren Christen zum Helden macht und ihm Recht gibt auf die Seligpreisung Christi: Selig sind, die ein reines Herz haben, denn sie werden Gott anschauen[1])!

[1]) Matth. 5, 8

VI. Kapitel.

Nabuchodonosor.

Nach seinem ruhmvollen, zu Salamis über die Perser errungenen Siege, lustwandelte Themistokles mit einem seiner Freunde an dem Ufer des Aegäischen Meeres, dessen Wogen die Ueberreste der besiegten Perser an's Land trieben. Nimm du die goldenen Hals- und Armbänder, sagte der Held zu seinem Begleiter, denn du bist nicht Themistokles! Er wollte damit sagen: Du kannst noch diese Strandgüter lieben und diese Schätze aufheben, du, den der Sieg nicht gekrönt hat; ich aber, der ich die Perser geschlagen und mein Vaterland gerettet habe, bin zufrieden mit meinem Ruhme und das Gold hat für mich keinen Reiz mehr.

Die Ruhmesliebe steht unter den Leidenschaften des Mannes mit im ersten Range;

ungerecht wäre es auch, ihm daraus ein Verbrechen zu machen; denn sie ist eine edle Leidenschaft. Sie erzeugt die Gelehrten, die Künstler und die Helden; sie besonders hat gewisser Maßen die Heiligen erzeugt; denn Gott selbst will diese Leidenschaft nicht in uns ersticken; Er nährt sie vielmehr, indem Er uns die ewige Glorie als Preis unserer Tugenden verspricht.

I.

1. Der Ruhm, sagt der heilige Thomas, ist für ein vernünftiges und freies Wesen nichts Anderes, als die seiner eigenen, bekannten Vortrefflichkeit geleistete Huldigung. Jeder Mensch hat ein Recht, ich sage noch mehr, Jeder hat eine Pflicht, vor Allem dem Ruhme nachzustreben, der ihm aus dem guten Zeugnisse seines eigenen Gewissens erwächst. Stets soll er so handeln, denken, trachten, daß ihm dieses innere und ruhmreiche Zeugniß nicht abgehe. Von diesem Ruhme sprach der Apostel, als er sagte: Unser Ruhm ist das Zeugniß unseres Gewissens. Der Mensch hat

aber auch das Recht, nach der Achtung seiner Mitmenschen zu streben, wofern er diese, wie der Engel der Schule uns weiter belehrt, auf die Ehre Gottes, auf den Nutzen seiner Brüder oder seinen eigenen Nutzen zurückführt [1]).

Leider ist das Streben nach Ruhm, wie so manches andere Streben des Menschen, oft nicht geregelt, und wird somit, anstatt eine Tugend, eine verderbliche Leidenschaft, die viele Seelen zu Grunde richtet und Stürme und Drangsale über die Welt bringt. Dieses ungeregelte Streben nach Ruhm wurzelt im Stolze.

---

[1]) Das Verlangen, das der Mensch in sich trägt, geachtet zu werden, ist ein lautes Zeugniß für seine Größe. Er will im Geiste seines Nebenmenschen einen schönen Platz einnehmen; denn er fühlt, daß der Geist, wie ein Schriftsteller sich ausdrückt, der schönste Platz in der Welt ist; daher auch kein Mensch zufrieden ist, wenn er nicht diesen Platz eingenommen hat. Selbst die Verächter des Menschen, die ihn in ihren Systemen dem Thiere gleichstellen, wollen nichtsdestoweniger von ihm geachtet werden und verfallen so mit sich selbst in einen Widerspruch, der über ihre Theorien den Stab bricht.

Was ist der Stolz? Er besteht darin, daß der Mensch sich eine übertriebene Vorstellung seines eigenen Werthes und Verdienstes macht. Wie viele Menschen sind nicht davon ergriffen! Wie viele sich wichtig machende Nullitäten gibt es nicht, die in ihren eigenen Augen ein unentbehrliches Rad in der Harmonie des Weltalls sind! Wie viele Laffen sieht man, die es mit ihrer eigenen Größe überaus ernst nehmen! Man könnte in größter Schnelligkeit zu einem bedeutenden Vermögen gelangen, würde man diese Eingebildeten um das ankaufen, was sie wirklich werth sind, und dann wieder so hoch losschlagen, als sie sich selbst schätzen.

Der Stolz ist also ein großer Irrthum, und nicht blos ein Irrthum, sondern auch eine Ungerechtigkeit. Der Stolze ist nicht blos in dem Sinne ein Wunderding in seinen eignen Augen, daß er blind ist in Bezug auf seine eignen Fehler und in sich nur Vollkommenheit sieht, sondern auch in jenem andern, daß, wenn sich Solche finden, die gefällig genug sind, ihn wegen der guten Eigenschaften, die er besitzt

oder zu besitzen glaubt, zu loben, er den Weihrauch, den man ihm streut, mit solchem Wohlgefallen einathmet, daß er darüber alle Pflicht der Dankbarkeit vergißt. Er vergißt, die Ehrenbezeigungen, die man ihm erweiset, auf Gott, von dem alles Gute herkommt, zurückzuführen; er eignet sich den Ruhm zu und beraubt also den Allerhöchsten seines Gutes.

Diesem Irrthum und dieser Ungerechtigkeit stellt der Christ jene Gerechtigkeit und Wahrheit entgegen, welche man Demuth heißt. Worin besteht diese Tugend? Besteht sie darin, daß man sich, ohne sich zu rühren, mit Füßen treten lasse, oder daß man die Schande hinunterschlucke, ohne sie zu fühlen? Sicherlich nicht, denn Demuth ist kein Cynismus. Besteht sie etwa darin, daß eine Seele ihre eigenen Verdienste durchaus nicht kenne? Dann würde sie zu Gunsten des Irrthums das Unmögliche verlangen. Die Demuth, sagt der heil. Thomas, besteht nicht darin, daß man die von Gott erhaltenen Gaben nicht kenne oder verachte. Gott ist nicht stolz, und doch ist Er die un-

endliche Vollkommenheit selbst und weiß, daß Er sie ist. Er ist in Wesenheit und Einfachheit das, was Er ist, und verachtet keines der Wesen, die Er geschaffen hat. Maria war demüthig, wenn je ein Geschöpf es war; welches war aber ihr Benehmen, als sie die herzlichen Glückwünsche von Elisabeth empfing? Hat sie etwa die durch die Kraft des Allerhöchsten in ihr gewirkten Wunder und die unvergleichliche Größe geleugnet, zu der sie durch ihre Auserwählung zur Mutter des Erlösers erhoben worden war? Nein, sie nimmt die auf sie fallenden Ehrenbezeigungen an, aber um sie auf Gott zu beziehen. Der Herr hat angesehen die Niedrigkeit seiner Magd, ruft sie aus, alle Geschlechter werden mich von nun an selig preisen, weil der Allmächtige große Dinge an mir gethan hat! Das ist der Gedanke, den ihr wunderprächtiges Magnificat in sich schließt.

Nein, der wahre Christ steht an wahrem Stolze Keinem nach. Wenn er sich im Gedanken an seine Fehler und an sein Nichts

vor Gott demüthigt, so beugt er sich doch nie vor den Menschen. Er hat von sich selbst eine hohe Vorstellung; denn er denkt an das, was Gott in seine Seele gelegt, und kennt die Größe seiner Verantwortlichkeit und seines Berufes. Sein Benehmen gleicht dem des heil. Ludwig in den Banden. Einer der Gefängnißwärter stellte sich ihm mit dem Säbel in der Hand vor und sagte: Mach' mich zum Ritter. — Mach' dich zum Christen! antwortete der Monarch, und der Ungläubige zog sich zurück und rief: So einen stolzen Gefangenen haben wir noch nicht gesehen.

Wie der Stolz darin besteht, daß man von sich eine falsche Meinung hat, so besteht die Demuth darin, daß man von sich die richtige Meinung habe. Von sich eine richtige Meinung haben, heißt sich nach seinem wahren Werthe abschätzen; an sich sowohl das Gute als das Böse sehen, das Gute, um Gott dafür zu danken, das Böse, um darüber zu seufzen und sich zu bessern. Der Demüthige mag sich sagen: Ja, ich bin groß; ich bin das Meisterwerk der

Hand Gottes; ich besitze in meiner unsterblichen Seele staunenswerthe Fähigkeiten, die mich über alle Geschöpfe der Erde erheben. Ich bin groß, denn das Blut eines Gottmenschen ist mein Lösegeld gewesen, die Erde dient mir zum Schemel, und der Himmel ist mein Vaterland. Aber der Demüthige fügt hinzu mit dem heil. Augustin: Unsere Vorzüge und Verdienste, o Gott, sind Deine Gaben und Geschenke! Der Demüthige gesteht zu: Was ich auch immer dem äußern Anscheine nach sein mag, so bin ich doch in Wirklichkeit klein, sehr klein, oder vielmehr aus mir selbst bin ich nichts. Was mir eigen ist, sind nur die aus der Sünde sich ergebenden Gebrechlichkeiten und Mißbräuche, durch die ich die Gaben Gottes entehre. Wenn seine sanfte und starke Hand mich nicht zurückhielte, würde ich durch meine Aergernisse diejenigen in Verwunderung setzen, deren Lobsprüche mich jetzt beschämen. Das ist die Sprache eines demüthigen Herzens, eines Herzens, das sich kennt und sich Gerechtigkeit widerfahren läßt. Je mehr eine Seele heilig und gottergeben ist, desto

mehr verachtet sie sich selbst. Sie gleicht jenen fruchtreichen Bäumen, deren Aeste sich um so mehr beugen, mit je mehr Früchten sie beladen sind. Wie die Sterne am Morgen vor dem Sonnenstrahle verschwinden, so schwinden ihre guten Eigenschaften vor dem demüthigen Blicke, den sie auf sich selbst wirft.

Der wahrhaft demüthige Mann begnügt sich aber nicht damit, seinen eigenen Werth richtig abzuschätzen, sondern er erlaubt auch den Andern, ihn ebenfalls so zu schätzen und demgemäß zu behandeln. Daher ist er so weit entfernt, die Ehren aufzusuchen, daß er sie vielmehr flieht. Eine Unbilde empfängt er, ohne sich darüber zu wundern, weil er die Ueberzeugung hegt, etwas dergleichen verdient zu haben; die Ehrenbezeigungen dagegen, die Rücksichten, die man ihm gegenüber nimmt, überraschen ihn, weil er nichts gethan zu haben glaubt, um solch eine Behandlung zu verdienen. Nimmt er sie dennoch an, so geschieht es mit einer Bewunderung erregenden Beschämung und mit den Worten Davids im Herzen:

„Nicht uns, o Herr, gib den Ruhm, nicht uns, sondern Deinem Namen!“

Doch wie selten sind die Männer, die das Lob so überrascht! wie zahlreich dagegen die Selbstanbeter, die sich nie genug darüber wundern können, daß man sich damit begnügt, sie, wie andere werthvolle Männer, zu achten!

2. Der Stolz ist aber der große Ruhestörer der Welt, weil er die Wurzel aller Laster ist. Verleitet die Eitelkeit das Weib zu Fehlern, so treibt der Stolz den Mann zu Verbrechen an. Die Demuth ist dagegen die Bedingung des Friedens und der Heiligkeit, weil sie die Grundlage aller Tugenden ist. Auch hat unser Heiland, der dessen nicht unbewußt war, von einem Ende seiner langwierigen, freiwilligen Erniedrigung bis zum andern, von der Krippe bis zum Calvarienberge, nicht aufgehört, uns das Beispiel der Demuth zu geben. Er hat sich entäußert, sagt der heilige Bernard, um uns durch sein Beispiel zur Ausübung dessen zu ermuthigen, was Er uns mit seinen Worten lehren wollte.

Wohl wissend, sagt der heilige Thomas, daß die Welt durch Stolz zu Grunde gegangen war, hat Er sie durch Verdemüthigung retten wollen; wohl wissend, daß der Mensch gefallen war, weil er in seiner Thorheit sich zur Gleichheit mit Gott erheben wollte, hat Er ihn wieder erheben wollen, indem Er sich zum Menschen herabließ und zum Geringsten unter den Menschen ward.

Mit dem Beispiele das Wort verbindend, sprach er: Lernet von mir — nicht, Welten schaffen, Sterne in's Firmament aussäen, dem Winde und dem Meere gebieten, die Todten wieder auferwecken, sondern — sanftmüthig und demüthig von Herzen sein. Eine ähnliche Lehre gibt Er uns, indem Er gleichnißweise sagt: „Zwei Männer gingen hinauf in den Tempel, um zu beten; der Eine war ein Pharisäer, der Andere ein Zöllner. Der Pharisäer stellte sich hin und betete bei sich selbst also: Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin, wie die übrigen Menschen, wie die Räuber, Ungerechten, Ehebrecher oder auch wie

dieser Zöllner. Ich faste zweimal in der Woche, und gebe den Zehnten von allem, was ich besitze. Der Zöllner aber stand von ferne, und wollte nicht einmal die Augen gen Himmel erheben, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott sei mir Sünder gnädig! Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt nach Hause, jener aber nicht; denn ein Jeder, der sich selbst erhöhet, wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöhet werden[1])".

Dies große Wort der göttlichen Wahrheit, diese unfehlbare Prophezeiung wird in der Zeit und in der Ewigkeit in Erfüllung gehen. „Auf Stolz folgt Erniedrigung: aber Ehre erlangt, wer demüthigen Geistes ist[2]);" denn der Demüthige macht sich bei Gott und den Menschen beliebt, während „die Hoffart vor Gott und den Menschen verhaßt ist[3])."

---

[1]) Luk. 18, 10. [2]) Spr. 29, 23. [3]) Eccli. 10, 7.

II.

1. Der Stolze erntet Schande und macht sich lächerlich. Vor lauter Durst nach Lobsprüchen wird er ungeschickt. Bei jeder Gelegenheit spricht er von sich und von den ihn betreffenden Dingen; das Ich aber ist immer gehässig. Er spricht von dem, was er nicht versteht, mit aller Sicherheit eines Sachverständigen; er allein lacht über seine Thorheit nicht. Da er nichts weiß, und doch etwas Bedeutendes sagen möchte, so schwatzt er albernes Zeug. Geräth er in einen Wortstreit, so muß er Recht behalten, wäre er auch selbst von seinem Unrecht überzeugt; Recht bekommt er aber doch nie; denn selbst wenn er für die Wahrheit einsteht, hat er Unrecht wegen des Benehmens, mit dem er sich Recht verschaffen will. Legt er eine Ansicht vor, so verlangt er, daß man sie ohne weiters annehme. Zieht man sich Klugheits- oder Höflichkeitshalber zurück, so triumphirt er bei sich selbst wie wenn er einen Sieg errungen hätte. Er erkennt zwei Päpste an, von denen aber der

unfehlbare nicht der ist, den man etwa meinen möchte, sondern er selbst. Er gehört zu denjenigen, über die man die Achseln zuckt, oder von denen man sich ferne hält, ohne sich die Mühe zu geben, sie zu hassen. Von ihm eben hat der heilige Geist gesagt: „Ein Mann, der seinen Geist im Reden nicht zurückhalten kann, ist wie eine offene Stadt ohne Ringmauern[1]). Das Gespräch eines Thoren drückt, wie eine Bürde auf dem Wege[2]). Ein kluger Mensch verbirgt seine Einsicht; aber das Herz des Thoren ruft seine Thorheit aus[3]). Wer seinen Mund bewahrt, bewahret seine Seele; wer aber unbedachtsam im Reden ist, dem wird es übel gehen[4]). Der Mund des Thoren ruft nach Schlägen, er wird sein eigenes Verderbniß, und seine Lippen sind der Untergang seiner Seele[5]).

In Ermangelung wahren Verdienstes, bildet der Stolze sich etwas ein auf das, was der

---

[1]) Spr. 25, 28. [2]) Eccli. 21, 19. [3]) Spr. 12, 23. [4]) Das. 13, 3. [5]) Spr. 18, 7.

Mühe nicht werth ist. Er affectirt in seiner Person und in seiner Haltung das Unmögliche, oder er glaubt etwa von einer andern Menschenraçe als die übrigen Sterblichen zu sein, weil er hofft, eines Morgens beim Erwachen durch den unversehenen Tod eines alten Oheims eine halbe Million reich zu sein.

Denen, die an solcher Albernheit leiden, möchte ich folgende Geschichte zur Betrachtung empfehlen: Der Türkenkaiser Bajazet war hinkend; der Mongolenkaiser Tamerlan einäugig. Als jener in der berühmten Schlacht bei Ancyra von diesem besiegt worden, wurde er seinem Sieger vorgeführt; als aber Tamerlan seinen Gefangenen hinken sah, fing er an zu lachen. Bajazet meinte, er lache über ihn, und rief: Wozu dies unmäßige Lachen, Tamerlan? weißt du nicht, daß das Glück, das Einem heute zulächelt, ihm morgen den Rücken kehren kann? — Nicht über dein Unglück lache ich, erwiderte der Tartare, aber ich sehe dein Gebrechen und das meinige, und denke bei mir selbst: Es müssen doch Kaiser-

reiche und Reichthümer in den Augen Desjenigen, der da Oben ist, sehr wenig Werth haben, da er sie so ungestalteten Menschen übergibt, wie wir sind!

Das ungeregelte Verlangen nach Ruhm gibt den Mann der Schmach preis, indem es ihn zu herabwürdigenden Schritten bewegt. Es gibt Höhen, die man nur kriechend ersteigen, es gibt Ehren, die man nur mit Kniebeugungen erkaufen kann.

Die ungeregelte Ruhmsucht macht heutigen Tages das Glück der Posamentirer und das Glück aller sich aus dem Staube emporschwingenden Regierungen. Die unbegründeten Anmaßungen der Ruhmsüchtigen rauben den Völkern die Ruhe, und die Revolutionen sind oft nichts Anderes, als die in Zorn ausbrechende Eitelkeit der Unzufriedenen im Kampfe mit der Eitelkeit der Befriedigten[1]).

---

[1]) Der Verfasser deutet im Originale an, daß er dies von seinem eigenen Vaterlande gesagt wissen

Diesem unersättlichen Streben, sich empor zu schwingen, verdanken alle Höfe jene zierlich ausstaffirte Schmach, die man einen Höfling nennt. Sehet da einen Mann, der seine Gefühle erstickt, seine Meinung verhehlt, sein Gewissen schweigen heißt, seine Freunde verräth, den günstigen Wind abwartet, um zu blasen, ein Zeichen ablauert, um zu sprechen: der ist ein Höfling. Sein Rücken ist gebeugt von lauter Kratzfüßen, sein Gesicht gerunzelt von dem falschen Lächeln, seine Wangen eingefallen von Neid. Er ist blaß vor Langeweile und Sorgen, stets bereit, seinen Gott und seine Seele für eine Gunst zu verkaufen; denn Er kennt nur Einen Gott, seine Ruhm-

---

wolle. — Er erzählt in einer Anmerkung, der Spartaner Philaretes habe, als er nicht in den Rath gewählt worden war, den Göttern Dank gesagt, daß Sparta noch dreihundert erleuchtetere und ergebenere Bürger besitze, als er sei. Er wünscht, zum Frieden Frankreichs, allen Prätendenten eine solche Bescheidenheit, und erbittet, ohne an ihrer Fähigkeit und Ergebenheit zu zweifeln, seinem Vaterlande die Erlaubniß, ihrer entrathen zu dürfen.

sucht, nur Einen Muth, nämlich zum Verleumden, nur Eine Furcht, nämlich durch Bekenntniß der Wahrheit Jemand zu mißfallen, nur Ein Ziel, nämlich emporzukommen, um sich für die Qual, die ihm das innere Gefühl seiner eigenen Niedrigkeit verursacht, zu entschädigen. Er ist ein Leuchtkäfer, das heißt ein Thier, das kriecht und leuchtet. Wenn jemals die heilige Kirche Christi Ursache hatte, ihr Angesicht vor Trauer zu verbergen, so war es zu jener Zeit, als Gott zuließ, daß unter ihren Dienern, wie ehemals zu Byzanz, viele jener Thiere sich befanden [1]). Und wenn der Despotismus furchtbar ist, so ist er es besonders aus dem Grunde, weil er der Sumpf ist, der sie erzeugt, oder wenigstens der Dünger, der sie aufkeimen läßt.

O heilige Demuth, die du den Menschen lehrst, die Stelle, die ihm in der Weltordnung

[1]) In solcher Zeit leben wir, Gott sei Dank, nicht, da es nicht leicht ein Jahrhundert gibt, in welchem die Kirche Christi so ergebene und zugleich so demüthige Bischöfe besaß, wie in unserm. A. d. U.

angewiesen ist, freudig und ergeben anzunehmen, du wirst stets die sicherste Wächterin seiner Ruhe und seiner Würde sein! Von allen Pfaden, die zum Ruhme führen, ist keiner gerader, als die Liebe; die Demuth aber versteht es, beliebt zu machen, weil sie bescheiden, geduldig und sanftmüthig macht.

2. Der Stolz dagegen zieht Verdemüthigung nach sich, weil er die gehässigsten Leidenschaften zum Gefolge hat. Empfindlich über alle Maßen, vermag der Stolze nicht den geringsten Widerspruch zu ertragen. Will man sein Freund bleiben, so muß man ihn beständig loben. Entweder flieht man ihn, oder betrügt ihn; denn er versteht nicht die Worte des Weisen: „Die Rüge ist für den Weisen und für ein gelehriges Ohr, wie ein Ohrenring und eine schimmernde Perle [1]). Besser sind die Wunden des Liebenden, als die listigen Küsse des Hassers [2]). Wer den Verweis liebt, liebt Weisheit; wer aber Tadel haßt,

---

[1]) Spr. 25, 12. [2]) Das. 27, 6.

ist ein Thor [1]). Es ist besser, von einem Weisen gerügt, als durch der Thoren Schmeicheleien betrogen zu werden [2]).

Wer uns bewundert, täuscht uns; wer macht, daß wir bewundert werden, liebt uns; das weiß aber der Stolze nicht. Dem Tadel, der ihm nützt, zieht er das Lob vor, das ihn verblendet und verdirbt. Da er nichts zu ertragen vermag, so wird er bei jedem Anlaß aufgebracht. Ein unbedachtsames Wort, ein Mangel an Rücksicht, ein weniger schmeichelhaftes Benehmen, oder auch ein Leiden, irgend eine Widerwärtigkeit reicht hin, ihn außer Fassung zu bringen. Der Zorn, vom beleidigten Stolze erzeugt, zieht dem Menschen viele Stürme über's Haupt. „Wie die Kohlen bei der Gluth, und Holz beim Feuer, also richtet ein zorniger Mensch Hader an [3])." Er schreckt die Kinder, bringt die Gattin zum Weinen, dient den Nachbarn zum Spotte und rechtfertigt die Worte des hl. Geistes: „Die

---

[1]) Spr. 12, 1. [2]) Eccle. 7, 6. [3]) Spr. 26, 21.

Rede des Fluchenden macht die Haare zu Berge stehen, und seine Unehrerbietigkeit die Ohren verstopfen. Blutvergießen entsteht aus dem Zanke der Stolzen: und ihr Fluchen ist unerträglich [1])."

Im Zorn beherrscht der Mensch seine Worte nicht, er nimmt Alles schief und muß gewöhnlich seine That bald bereuen. Einst vergaß sich ein Araber im Zorne so weit, daß er einem französischen Gesandten einen Schlag mit dem Fächer versetzte, und dieser Schlag

[1]) Eccl. 27, 15. Die Gotteslästerung ist eine sehr schwere Sünde, sagt der heil. Thomas, weil sie eine direkte Beschimpfung Gottes ist. Welch' böser Geist kann wohl den Menschen treiben, seinen Schöpfer so ohne weiters zu beschimpfen und den heiligsten Namen, den menschliche Lippen auszusprechen vermögen, zu entweihen, und zwar ohne irgend einen Genuß davon zu haben? Gott sei's gedankt, daß die Unsitte sich mehr unter dem gemeinen Volke, als bei den höhern Ständen, findet. Unter diesen muß man wenigstens den Frauen Gerechtigkeit widerfahren lassen: sie haben Seelengröße genug, um den Männern solch' trauriges Privilegium zu überlassen.

kostete ihm die Krone. Nach Umständen ist dies die Geschichte eines Jeden, der sich nicht zu mäßigen weiß. Der Zorn ist unter allen Leidenschaften diejenige, welche die Vernunft am meisten beirrt. Unter seiner Gewalt sieht man Menschen und Dinge in schiefem Lichte, spricht und handelt, ohne sich die möglichen Folgen der Worte und der Handlungen recht zu vergegenwärtigen und verwickelt sich so in viele Verlegenheiten.

„Besser ist ein Geduldiger als ein Starker, sagt der Weise; wer sein Gemüth zu beherrschen weiß, ist stärker als ein Städte-Eroberer[1]). Eine liebreiche Rede vermehrt die Zahl der Freunde und besänftigt die Feinde; die sanfte Sprache eines guten Menschen schafft viel Gutes[2])."

---

[1]) Spr. 16, 32. [2]) Eccli. 6, 5. Indem Gott dem Manne mehr Gewalt gab als der Frau, hat Er ihm auch einen stärkeren Verstand gegeben, um sie zu mäßigen. Ludwig XIV. verstand dies, als er ausrief: „Ich würde zürnen, wenn ich nicht König wäre!" So sagte auch ein Anderer in Betreff eines

Aus dem beleidigten Stolze entsteht der Neid, jene ekelhafte, zänkische und grausame Traurigkeit, die der heilige Thomas definirt: **tristitia de bono alterius**," und die der heilige Geist „Knochenfäulniß" nennt.

„Als David den Philister Goliath erschlagen hatte und heimkehrte, da zogen die Weiber aus allen Städten Israels und sangen und gingen im Reigen Saul, dem Könige, entgegen mit Pauken der Freude und Triangeln. Und sie sangen und spielten und sprachen: „Saul hat tausend geschlagen, aber David zehntausend!" Da erzürnte Saul sehr, und die Rede mißfiel in seinen Augen, und er sprach: „David haben sie zehntausend, und mir tausend gegeben; was ist ihm noch übrig, als allein das Königreich?" Darum sah Saul den David seit jenem Tage mit mißgünstigen Augen an. Aber am andern Tage kam der böse Geist über Saul, und er phantasirte in

---

ungeschickten Pagen: „Ich würde ihn schlagen, wenn ich nicht im Zorne wäre!"

seinem Hause; David aber spielte wie gewöhnlich Harfe. Und Saul hatte den Spieß in seiner Hand, und warf ihn, und gedachte David an die Wand zu heften [1]."

Saul's Geschichte ist die Geschichte vieler, selbst achtbarer Männer, und mancher David hätte sich über die Nachwehen zu beklagen, die ihm nur all zu häufig die indiscreten Beifallsstimmen der Töchter Sions verursachen. Das Geräusch, das Einem nicht selbst gilt, fällt immer zur Last; doch die Saule mögen sich nicht täuschen; sie tragen gewöhnlich nur dazu bei, den Ruf, den sie zu verunglimpfen trachten, zu verbreiten; sie vermehren nur den Beifall, dem sie wehren möchten. Die Höhe der Thürme bemißt man nach ihrem Schatten, und die Größe der Männer nach der Zahl ihrer Verleumder.

Dem unheilbaren Grolle Sauls steht nicht immer eine Lanze zur Hand; aber er waffnet sich mit Ehrabschneidung, Verleumdung, Ohren=

---

[1]) I. Kön. 18, 6—11.

bläserei und all' jenen giftig schlauen Reden, die den guten Leumund lästiger Leute vernichten, Zwietracht säen und jene Bannflüche der ewigen Weisheit auf das Haupt des Neidischen herabziehen: „Wer heimlich verleumdet, gleicht einer Schlange, die in der Stille sticht[1]). Sechs Dinge sind, die der Herr haßt, und das siebente verabscheut seine Seele: Hohe Augen, lügenhafte Zungen, Hände, die unschuldig Blut vergießen, ein Herz, das mit bösen Gedanken umgeht, Füße, die rasch sind, dem Bösen zuzulaufen, einen falschen Zeugen, der Lügen vorbringt, und wer Zwietracht säet unter Brüdern[2]). Die Worte des Ohrenbläsers scheinen arglos, dringen aber bis in's Mark des Leibes. Wie ein irdenes Gefäß, das man mit Silberschaum zieren will, sind aufgeblasene Lippen bei einem bösen Herzen. Ob er auch den Haß unter seinem Gerede zu verbergen sucht, so sind doch der Greuel viele im Innersten seiner Seele[3]). Der Ohrenbläser ver-

[1]) Eccli. 10, 11. [2]) Spr. 6, 16–19. [3]) Spr. 26, 22–24.

unreinigt seine eigene Seele, und wird allenthalben gehaßt [1]. Der Doppelzüngige wird verwünscht; denn unter Vielen, die im Frieden leben, richtet er Verwirrung an. Geißelstreiche machen Striemen; aber der Schlag der Zunge zermalmet die Gebeine [2]."

3. Wäre der Stolze auch geschickt genug, um sich nicht zu solchen Gehässigkeiten hinreißen zu lassen, so macht ihm doch das Ziel, das er erreichen will, stets viel zu schaffen. Der gar zu brennende Durst nach Ehren stößt immer bei der Eigenliebe Anderer an, die aus demselben Grunde, um dessentwillen wir den Ruhm suchen, hindern möchten, daß derselbe keinem Andern als ihnen zukäme.

Was ist die Welt anders, als ein Kampfplatz, auf dem alle Ehrgeizigen sich um die ersten Plätze streiten? Du willst der Erste sein; meine Eigenliebe verbietet mir aber der zweite zu sein. Deine Eitelkeit ruft dir zu: Steig' hinauf! Die meinige sagt mir: Bleib'

---

[1]) Eccli. 21, 31. [2]) Eccli. 28, 15—21.

du! Und doch können nicht alle Anmaßungen auf gleicher Stufe stehen; was ist da zu thun? Die Stufenleiter muß gestürzt werden; das geschieht tagtäglich. Ein römischer König führt seinen Sohn in einen Garten, zeigt ihm die Mohnköpfe, die sich über die andern erheben, und sagt: Schneide alle diese Köpfe ab, mir gefällt die Gleichheit. Wie Tarquinius, liebt jeder Stolze die Gleichheit, wenn er nicht an der Spitze ist; und da Jeder seinen Stolz hat, so ist das sichere Mittel, um nicht kürzer gemacht zu werden: sich bescheiden zu halten.

Prinz Condé pflegte, wenn er von seinen Siegen sprach, zu sagen: wir schlugen sie! und wenn er von seinen Niederlagen redete: ich floh! In dieser Bescheidenheit lag viel Geschick, sie verringerte seinen Ruhm nicht, sondern hob ihn noch mehr hervor.

Schließlich, wäre man auch glücklich genug, die gesuchte Verwunderung und die gewünschten Ehren zu erlangen, so ist das noch kein Grund, um sich für mehr zu halten. Der Ruhm ist nichtig, sagt der heilige Thomas,

wenn er aus den Ehrenbezeigungen derjenigen hervorgeht, die kein gesundes Urtheil haben. Nun aber ist das Urtheil der Welt eben oft solcher Art. Die Welt urtheilt nach dem Scheine, der Schein aber täuscht; als Maßstab dienen ihr sowohl ihre Vorurtheile, als ihre eigenen Interessen. Auch spendet sie oft Lob da, wo Tadel besser am Platze wäre. Selten wägt sie Menschen und Dinge nach dem Gewichte des Heiligthums, das heißt nach der Gerechtigkeit ab: daher rührt's, daß die Ehren, weit entfernt, immer dem wahren Verdienste zuerkannt zu werden, gewöhnlich einer pfiffigen Verkommenheit oder einer mit Gönnern umgebenen Mittelmäßigkeit anheim fallen.

Daraus folgt aber nicht, daß der Mensch Verachtung aufsuchen soll. In der Geschichte wird erzählt, daß einem römischen Kaiser nach außerordentlichem Waffenglücke die Ehre eines Triumphzuges zuerkannt wurde. Er zog durch die ihm zujauchzende Menge, doch plötzlich erblaßte und weinte er. Als man ihn um die Ursache seiner Thränen fragte, antwortete er,

indem er mit dem Finger auf den Namen einer Grabschrift deutete: Dort liegt ein Mann, der mich einst verachtete! Dieser Gedanke reichte hin, um seine Freudetrunkenheit zu verbittern — und es ist mir ganz begreiflich, besonders wenn jene Verachtung ernstlich und verdient war.

Die Verachtung richtet Alles, was sie erreicht, zu Grunde. Auch wollte Jesus, der Demüthigste unter den Menschenkindern, nicht, daß in dem Kelche, den Er trinken sollte, selbst nicht unter der Hefe, irgend ein Tropfen davon sich befände [1]). Sein Haß gegen sie war weiter

[1]) Wenn es bei dem Verfasser heißt, man müsse vor der Verachtung als einem Hauptübel fliehen, so ist damit die verdiente Verachtung gemeint. Unverdiente Verachtung hingegen läßt sich ein Christ freudigen Muthes gefallen, so oft es in dem Willen Gottes liegt, eben wie ja auch Christus bei seinem Leiden verachtet und verspottet worden. Von gebührender Verachtung aber durfte und konnte freilich nicht ein Tropfen in die Mischung des Leidenskelches Christi mit unterlaufen. Auch sollte es Ihm nie an jener Achtung mangeln, deren Er bedurfte,

und tiefer als der Ocean; alle Unbilden und Schmerzen hat Er ausgestanden, hat aber nicht gewollt, daß inmitten dieser furchtb.iren Verschwörung die Achtung Ihm gänzlich fehlte. Pilatus wäscht sich die Hände, die Töchter Sions weinen, der Centurio schlägt sich an die Brust, die ganze Natur erbebt, und alle diese Thatsachen waren gleichsam eine mächtig erhobene Einsprache, welche die erstaunte Welt in Spannung und Ehrfurcht hielt. Seit jenem denkwürdigen Tage hat Christus seine Stellung der Welt gegenüber nicht verändert: man beschimpft Ihn, oder betet Ihn an, man verachtet Ihn nie.

III.

1. Doch vergebens würden wir bei unserm Streben nach Ruhm auf Menschen bauen:

---

um die Herzen der Menschen für sich zu gewinnen. Darum ward Ihm selbst über den Verdemüthigungen seines Leidens und Sterbens eine großartige Verherrlichung zu Theil, und zollen Ihm auch noch heute sogar die Leugner seiner Gottheit (Strauß, Renan zc.) und die Ungläubigen aller Art wider Willen ihre Verehrung. A. d. Ueb.

vor Allem müssen wir uns Gott wohlgefällig machen, denn Ihm allein steht das Vorrecht zu, unvergänglichen Ruhm und unauslöschliche Schmach zu ertheilen. Nun aber hat Gott einen grenzenlosen Abscheu vor dem Hochmuthe. Er hat seine Freude daran, die Demüthigen zu erhöhen und die Hoffärtigen zu erniedrigen. Indem Er ihnen seine Gnade entzieht, läßt Er zu, daß sie sich den entsetzlichsten Begierden hingeben und unnennbarer Schmach verfallen; oder wenn sie noch Klugheit genug behalten, um der Schmach ihrer Unthaten zu entgehen, so verliert Er die Geduld und rafft sie weg.

„Ich will heimsuchen, spricht der Herr, das hochmüthige Herz des Königs von Assyrien und den Stolz und die Pracht seiner hochblickenden Augen. Darum daß er sprach: Durch die Pracht meiner Hand hab' ich's gethan, und durch meine Weisheit bin ich klug gewesen; ich habe die Grenzen der Völker verrückt, ihre Fürsten beraubt, und wie ein Held die Mächtigen von ihrem Thron gestürzt. Wie ein Vogelnest war für meine Hand die Stärke der

Völker, und alle Lande raffte ich zusammen, wie verlassene Eier, ohne daß die Mutter eine Feder bewegte oder den mindesten Schrei hören ließ. Rühmt sich wohl die Axt wider den, der damit haut? Brüstet sich die Säge wider den, der sie zieht? Führt wohl die Ruthe den Arm desjenigen, der sie erhebt? Und dieser Ohnmächtige erhebt sich wider Gott! Darum wird der Herrscher, der Herr der Heerschaaren, die Starken Assyriens ausdorren und unter der Herrlichkeit ihres Königs wird ein Brand angehen, der ihn verzehren soll[1]."

Die Geschichte hat viele solcher Beispiele der Ungeduld des Allerhöchsten aufzuweisen, dessen Eifersucht nicht zuläßt, daß er einem Andern seinen Ruhm gebe. Wenn Er dem Demüthigen seine Gnade gibt, so widersteht Er den Hoffärtigen. Das Schicksal jenes vom höchsten Gipfel des Ruhmes herabgestürzten und bis zur Stufe des Thieres herabgewürdigten Königs von Babylon ist das lebendige Bild

---

1) Is. 10, 12—16.

der Strafe, die Gott über die Stolzen verhängen wird.

„Zerbrochen hat der Herr den Stab der Gottlosen, die Ruthe der Herrscher, denjenigen, der die Völker schlug im Zorne mit unheilbaren Wunden, der die Nationen beherrschte im Grimm und sie grausam verfolgte. Nun ruhet die ganze Erde und ist stille, sie freuet sich und frohlocket. Auch die Tannen freuen sich über seine Niederlage und die Cedern des Libanon! Seitdem du dich gelegt hast, sagen sie, kommt Niemand herauf, der uns abhaue. Die Unterwelt ist bei deiner Ankunft bis in ihren Abgrund bewegt worden; alle Fürsten der Erde erheben sich von ihren Sitzen, alle Fürsten der Völker treten dir als Schatten entgegen. Alle heben an und sagen dir: Auch dich hat's getroffen wie uns, und du bist uns gleich geworden! Dein Hochmuth ist zur Hölle gefahren, dein Leichnam dahin gefallen; das Lager unter dir sind Motten und deine Decke Würmer! Wie bist du vom Himmel gefallen, du glänzender Morgenstern? Wie bist du zur Erde

gestürzt, der du die Völker schlugest! Du sprachest in deinem Herzen: Zum Himmel werde ich aufsteigen, über die Sterne Gottes setzen meinen Thron, auf dem Berge des Bundes wohnen, auf der Seite gegen Mitternacht. Ich steige auf der Wolken Höhen, dem Allerhöchsten will ich gleich sein! Doch zur Hölle fährst du hinab, in den tiefsten Abgrund wirst du geschleudert[1])."

Die schrecklichen Urtheilssprüche und der gewaltige Zorn des Herrn dürfen uns nicht wundern. Die Stolzen wollen es Ihm gleich thun: darum ist Er ihr Feind.

Die Welt ist sein Werk; Er allein ist der Ursprung, die Kraft und das Leben; der Mensch ist nur ein Werkzeug seiner Hand. Daher kommt Ihm allein aller Ruhm und alle Ehre zu. Das ist sein Gut, das einzige, das Er beansprucht, aber Er hält darauf. Der Stolze genießt das seiner Verwaltung anvertraute Besitzthum und läßt die Einkünfte Demjenigen,

---

[1]) Is. 14, 5—15.

dem sie gehören, nicht zukommen; seine selbstgefällige Hoffart ist daher in den Augen Gottes ein Raub, durch welchen er in die Rechte des Allerhöchsten eingreift. Den Weihrauch, der zum Throne des Ewigen hinaufsteigen soll, fängt er auf und behält ihn für sich, ähnlich jenem Türkenkaiser, der es wagte, sich zu Constantinopel auf den Hochaltar der Sophienkirche zu setzen, um dort die Ehrenbezeigungen eines verkommenen Volkes zu empfangen!

Hier liegt auch das Geheimniß der Vorliebe Gottes für die Herzen der Demüthigen. Er hat seine Freude daran, sie mit Gnaden zu überhäufen: weil Er ihre Treulosigkeit nicht zu befürchten hat. Er hat seine Freude daran, sie zu erhöhen, *ponit humiles in sublime*, weil die Erhöhung ihre Dankbarkeit steigert, ohne ihnen den Kopf schwindelig zu machen.

2. Der Stolz führt den Mann zur ewigen Schande, weil er ihn von dem entfernt, was ihn zum ewigen Ruhme führen kann, nämlich von der Tugend und dem Glauben, von dem

Gehorsam des Herzens und dem Gehorsam des Geistes. Der Mann ist stark, und dieser Stärke, die ihn zum Könige macht, ist er sich bewußt. Dies Bewußtsein wird aber in seinem Herzen, wenn er es nicht bewacht, zum Vorläufer einer Hoffart, die ihn zum Rebellen macht, indem sie ihn vergessen läßt, daß er ein Geschöpf ist. In Folge des übertriebenen Gefühles ihrer eigenen Kraft, lehnen zu unserer Zeit viele Männer die ihnen von der Religion auferlegten Pflichten als eine entehrende Tyrannei ab. Sie empfinden eine so gewaltige Abneigung davor, das Knie zu beugen, wie wenn sie von Stahl wären; ein demüthiges Gebet zu verrichten, um den Beistand Gottes herabzuflehen, eine aufrichtige Beicht abzulegen, um Verzeihung ihrer Sünden zu erlangen, und dergleichen religiöse Pflichterfüllungen kosten ihnen eine unsäglich schwere Selbstüberwindung. Jede Pflicht erscheint ihnen als ein Zwangsjoch, nicht nur wegen der Anstrengung, die sie erheischt, sondern auch und besonders wegen der Autorität desjenigen, der sie vorschreibt

oder auferlegt. *Non serviam!* ich will nicht gehorchen! das ist der Ruf der Stolzen.

Nun aber wird Gott nur die gelehrigen Kinder krönen, und nur der gehorsame Mann wird Siegesgesang anstimmen!

Der gehorsame Mann wird Siegesgesang anstimmen, weil er demüthig seinen Willen unter das Joch des Gesetzes gebeugt und seinen Verstand dem geheimnißvollen Lichte des Glaubens erschlossen hat, jenem Lichte, das Gott den Kleinen offenbart und vor den Hoffärtigen verborgen hält.

Ein berühmter Mann sagte einmal: Wenig Wissenschaft bringt von der Religion ab, und viel Wissenschaft führt zu derselben zurück. Dies ist aber nur unter der Bedingung wahr, daß Demuth die Begleiterin und Schirmwache der Wissenschaft sei: denn eine stolze Wissenschaft war von jeher die Mitschuldige des Unglaubens.

Gelehrtenstolz nennt man jenen lächerlichen Dünkel eines in sich selbst vernarrten Geistes, der sich in seinen Kenntnissen spiegelt,

wie Narcissus in seinem See, und mit Gott wie mit seines Gleichen umgehen möchte, da jede Beschränkung seines Wissens ihm wie eine seiner Weisheit zugefügte Beleidigung vorkommt. Er studirt nicht, um die Wahrheit zu erkennen, sondern um sie zu bekämpfen. Ihm gefällt es, Alles in Nebel einhüllen und Einwürfe erheben zu können. Sieht er die Gestirne an, so geschieht es in der Absicht, das Geheimniß der Ewigkeit der Welt darin lesen, und zeigen zu können, daß Moses geirrt oder gelogen habe. Steigt er in den Schooß der Erde hinab und studirt deren Lager und Schichten, so geschieht es, um sich gegen die Lehre von der Sündfluth schlagfertig zu machen. Befragt er die Grabmäler Egyptens oder die Ruinen Babylons, so will er darin eine Inschrift auffinden, die mit den bewährtesten Traditionen im Widerspruche stehe. Seine Wissenschaft ist nichts Anders als ein erbitterter Zweikampf mit dem lebendigen Gott der Christen. Oder er pflegt die Wissenschaft, um zu wissen, ohne Gott um eine Erleuchtung

zu bitten, ohne an Gott zu denken, ohne zu fragen, ob auch jeder Schritt, den er auf seinem Wege thut, ihn dem Ziele näher bringt. Er sieht Alles außer dem Schlusse des Ganzen, ähnlich dem berühmten Astronomen Arago, dem Unglücklichen, der vor wenigen Jahren in Paris starb, ohne unter all' den von ihm beobachteten Sternen denjenigen entdeckt zu haben, der ihn mit den Weisen aus Morgenland zur Krippe des Heilandes geführt hätte!

Was sich noch mehr dem Glauben widersetzt, ist jene nur allzu gewöhnliche Verdorbenheit, den ich den Stolz des Lasters nennen möchte.

Nicht alle Schwächen unseres armseligen Fleisches sind ein unüberwindliches Hinderniß für den Glauben; denn der Glaube selbst ist der Ursprung der Keuschheit, und Jesus Christus hat gegen die Pharisäer jenes für verirrte Herzen so trostreiche Wort ausgesprochen: Jene Weiber, die ihr schlecht nennet, wer-

den noch eher in das Reich Gottes kommen, als ihr [1])!

Es gibt ein Laster, das sich verdemüthigt, ein sich kennendes, sich verachtendes und demüthig an die Brust klopfendes Laster. Daß es Gott angenehm sei, will ich nicht sagen; aber Gott kann es heilen, wie Er den Schächer geheilt hat. Dagegen gibt es ein vom Hochmuthe verpestetes Laster, ein blühendes, rosiges, mit sich selbst zufriedenes Laster, das die Nase hochträgt, lacht und spottet. Dieses Laster haßt Gott; auch ist es für den Glauben ein fast unüberwindliches Hinderniß, weil es die Vereinigung zweier Verkehrtheiten ist, die naturgemäß einander auszuschließen scheinen, und deren Zusammentreffen der Seele den letzten Anhaltspunkt an das Gute benimmt. Schon der Stolz allein ist Gott so unausstehlich, daß Er das demüthige Laster der stolzen Tugend vorzieht. Wie wird Er erst das sich brüstende Laster verabscheuen? Nun aber ist heutigen

[1]) Matth. 21, 31.

Tages eine solche Gemüthsverfassung nicht eine Seltenheit. Ob auch ein Sklave der gemeinsten Leidenschaften und der schändlichsten Umtriebe, prunkt man doch mit dem Stolze auf ein tadelloses Gewissen, beruft sich bei jedem Anlaß auf seine Rechtlichkeit, seine Ehre, sein Genie, und nennt es liebenswürdige Schwäche, wenn man alle seine Sinne der unbändigsten Wollust preisgibt! Ein halbes Jahrhundert verwendet man darauf, die Unerfahrenheit der Jugend und die Schönheit der Tugend in möglichst allgemeinem Maßstabe zu mißbrauchen und zu verderben, und nachdem man unzählige Seelen, deren Ruinen nicht einmal einer Erinnerung gewürdigt werden, in den Abgrund der Verkommenheit gestürzt hat, ruft man nicht mit David: Habe Erbarmen mit mir, o Herr! sondern stellt sich aufrecht mit stolzer Miene vor Gott hin und frägt hohnlächelnd, warum Er so wenig Aufklärung in seinen Werken gezeigt habe! Gott beeilt sich nicht, dieser Verruchtheit zu antworten. Er schweigt, und wiegt sie in Selbstzufriedenheit ein, das

ist seine erste Strafe; um die zweite zu verhängen, wartet Er seine Stunde ab, welche Er geduldig erwarten darf, da Er ewig ist, *patiens quia aeternus!*

Brüder, die ihr diese Zeilen leset — ihr werdet der Schmach, die den Stolzen von Seiten der menschlichen sowohl als der göttlichen Gerechtigkeit vorbehalten ist, zu entgehen wissen; ihr werdet die wahre Sanftmuth und Demuth des Herzens üben, wenn ihr die Rathschläge befolgt, die Jesus seinen Jüngern gab: „Ihr wisset, daß die Fürsten der Völker über sie herrschen und die Großen Gewalt über sie ausüben. Nicht so soll es unter euch sein, sondern wer immer unter euch der Erste werden will, der sei euer Diener; gleichwie des Menschen Sohn nicht gekommen ist, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen und sein Leben zur Erlösung für Viele hinzugeben [1]."

O der anbetungswürdige Erlöser! Er machte sich gleichsam ein Gewissen daraus, unserer

---

[1]) Matth. 20, 25—28.

Natur ein Opfer aufzuerlegen, von welchem Er uns nicht zuerst selbst das Beispiel gegeben hätte. „Vor dem Festtage der Ostern, da Jesus wußte, daß seine Stunde gekommen sei, um aus dieser Welt zum Vater zu gehen, und Er die Seinigen, die in dieser Welt waren, lieb hatte, so liebte Er sie bis an's Ende. Und nach gehaltenem Abendmahle, als schon Satan dem Judas Iscariot, Simon's Sohne, in's Herz gegeben hatte, ihn zu verrathen, stand Jesus, obwohl Er wußte, daß der Vater Ihm Alles in die Hände gegeben habe, daß Er von Gott ausgegangen sei und zu Gott zurückkehre, vom Mahle auf, legte seine Kleider ab, nahm ein leinenes Tuch, und umgürtete sich damit. Dann goß Er Wasser in ein Becken, und fing an, seinen Jüngern die Füße zu waschen und mit dem Linnentuche abzutrocknen, mit welchem Er umgürtet war. . . Nachdem Er nun ihre Füße gewaschen, und seine Kleider angethan hatte, setzte Er sich wieder zu Tische und sprach zu ihnen: Wisset ihr, was ich euch gethan habe? Ihr nennet mich Meister und Herr,

und ihr habt Recht, denn ich bin es. Wenn nun ich, der Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, so sollet auch ihr, Einer dem Andern, die Füße waschen. Denn ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr so thuet, wie ich euch gethan habe [1]). "

Zum Schluß eine geschichtliche Erinnerung.

Als der berühmte Verbannte der Insel Elba in dem Meerbusen von Juan gelandet war, wagte er sich auf die rauhen, mit Schnee bedeckten Alpenwege. Nach einem mühseligen Marsche ruhte er einige Augenblicke in einer von einem alten Weibe mit ihren paar Kühen bewohnten Hütte aus. Während er die matten Glieder an einem Reisigfeuer erquickte, wandte er sich an die Bäuerin, die nicht wußte, was für Gäste sie unter ihrem Strohdache beherberge, und fragte sie, ob man keine Neuigkeiten von Paris erhalten habe. Sie schien über eine so ungewöhnliche Frage nicht wenig erstaunt und antwortete natürlich, sie wisse

---

[1]) Joh. 13, 1—15.

nichts. — Ihr wißt also nicht, was der König macht? erwiderte Napoleon. — Der König? fragte mit noch größerem Erstaunen die Alte, der König? Ihr wollt sagen, der Kaiser? Er ist noch immer da unten! — Napoleon schaut Drouot an und sagt: Nun, Drouot, was hilft's, die Welt in Bewegung zu setzen, um sie mit dem Rufe unseres Namens zu erfüllen? Der große Verbannte hatte Recht. Das heißt, sich viel Mühe geben, um der Vergessenheit oder dem Fluche anheimzufallen. Weiser benimmt sich der Christ; er begnügt sich damit, das Gute zu thun, und ist zufrieden mit dem Zeugnisse seines Gewissens; er ahmt nicht die Niedrigkeit der Einen nach und beneidet nicht das Glück der Andern; den Staub läßt er den Staub verehren und sagt bei sich selbst: Gott sieht mich, wenn nur Er mit mir zufrieden ist, mehr verlange ich nicht.

VII. Kapitel.

Die Perle der Gatten.

Nachdem der Allmächtige seinem Schöpfungswerke die Krone aufgesetzt hatte dadurch, daß Er den Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen, sprach Er bei sich selbst: Es ist nicht gut für den Menschen, daß er allein sei. Lasset uns ihm eine Gehülfin machen, die ihm ähnlich sei — mit andern Worten, laßt uns die Anmuth mit der Stärke, die Zärtlichkeit mit der Macht paaren. Er sandte darum über Adam einen geheimnißvollen Schlaf, und während dieser im Schlafe versunken war, legte Er die Hand auf dessen Herz, riß ihm einen Theil des Schildes, der es bedeckte, weg und baute daraus ein Weib. Er baute sie — mit diesem wunderbaren Worte, das der heilige Geist gebraucht, deutet Er an, daß der

höchste Künstler ein Meisterstück, etwas Großes, Reizvolles und Vollendetes machen und die Schätze seines Genie's darüber ausgießen wollte.

Nachdem Er nun den Mann aufgeweckt hatte, stellte Er ihm jene vor, die Er dazu bestimmt hatte, sein Glück zu theilen und so zu verdoppeln. Adam ward entzückt bei dem Anblicke; denn er erkannte sich selbst in einer Andern wieder, und er sprach jenes erste Liebeswort: „Das ist nun Bein von meinen „Beinen, und Fleisch von meinem Fleische! Diese soll Männin heißen, weil sie vom Manne genommen ist. Darum wird der Mensch seinen Vater und seine Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen; und es werden Zwei in Einem Fleische sein [1]."

Und Gott segnete das glückliche Paar und sagte zu ihnen: Wachset und mehret euch. Das war die erste, vor dem ganzen Himmel geschlossene, von Gott gewollte und eingesegnete Ehe. Mehr konnte Gott nicht thun, um den

---

1) Gen. 2, 23—24.

Ehegatten anzudeuten, welche untergeordnete Gleichheit unter ihnen herrschen, welch' tiefsinniges, zartes, enges und heiliges Bündniß sie mit einander vereinigen soll.

Christus sollte später diese Vereinigung durch seine Gegenwart bei der Hochzeit zu Kana beehren. Er sollte, indem Er auf's Neue ihre Einheit und Unauflösbarkeit aussprach, die Ehescheidung und Vielweiberei auf ewig verpönen. Noch mehr! Er hat dies Bündniß zu einem Sakramente erhoben, das die Vereinigung Christi mit seiner Kirche sinnbildet, und das die Gläubigen im Stande der Gnade empfangen sollen. Die Kirchenväter haben die Würde der Ehe gerühmt, ohne jedoch deren Leiden und Gefahren zu verkennen. „Der eheliche Bund, sagt Tertullian, wird von der Kirche geschlossen, durch das Opfer bestätigt, durch die (priesterliche) Weihe besiegelt, von den Engeln verkündet und von dem himmlischen Vater bekräftigt [1])".

---

1) Tert. An d. Eheweib. B. 2. K. 9.

Wird dieser heilige Stand ernsthaft angetreten, so trägt er zur Sittlichkeit des ihn ergreifenden Mannes bei, und kettet ihn durch stärkere und heiligere Bande an die Erfüllung seiner Pflichten. Als Gatte und Vater sieht er um sich herum eine Welt, die er zu beschützen, zu lieben, zu bedienen, zu erbauen und zu erfreuen hat. Da will Alles von seinem Schweiße leben, sich an seinem Beispiele stärken, sich seiner Thaten rühmen, mit einem Worte, durch ihn glücklich werden. Das innere Gefühl einer mit solcher Verantwortlichkeit verbundenen Stellung bestärkt den Mann auf dem Wege der Ordnung, den er eingeschlagen hat, oder führt ihn darauf zurück, wenn er ihn verlassen, und hat oft aus einem Gottlosen einen Christen gemacht [1]).

---

1) Der alte Junggesell (der aus Selbstsucht vor der Heirath flieht) ist nicht nur ein unfruchtbares, lächerliches und verkommenes Wesen, sondern auch eine Plage. Da er auf aller Leute Kosten leben will, so bringt er Haushaltungen in Unordnung, macht den Gatten bange und ist Schuld daran, daß es alte Mädchen gibt.

Doch wie selten sind die Männer, die das Erhabene dieses Standes begreifen, denselben in einsichtsvoller Weise antreten und die mit ihm übernommenen Pflichten als Christen erfüllen! Die Einen heirathen, um sich empor zu schwingen, die Andern, um sich an einem Mitbewerber zu rächen, noch Andere, um mit ihrem Bummlerleben abzuschließen. Der Weise hingegen heirathet, um einem Berufe zu entsprechen, und dann weiß er eine kluge Wahl zu treffen.

I.

1. „Unter den Töchtern ist die eine besser, als die andere. Wer ein gutes Weib hat, der legt den Grund zu seinem Wohlstande; er hat ein anderes Ich, das ihm hilft, und eine sichere Stütze, auf der er ruhet. Ein gutes Weib verdoppelt die Jahre ihres Mannes, indem sie ihn glücklich macht. Ein wackeres Weib erfreuet ihren Mann; er wird die Jahre seines Lebens in Frieden zubringen. Sie mögen reich oder arm sein, so ist ihr Herz allezeit guter Dinge und ihr Antlitz fröhlich. Die Anmuth

eines sorgsamen Weibes ergötzet ihren Mann und träufelt Salbung und Stärke bis in seine Gebeine. Wie die aufgehende Sonne an Gottes hohem Himmel, so gereicht die Schönheit des guten Weibes zur Zierde ihres Hauses [1])."

Dahingegen „alle Qual erträglich ist, nur nicht Herzensqual, auch alle Bosheit, nur nicht Weiberbosheit. Kein größerer Zorn, als Weiberzorn. Ihr Mann seufzet unter seinen Nachbarn, er seufzet in der Stille, wenn er hört (was über sein Weib gesagt wird). Ein böses Weib macht ein beschwertes Herz, ein traurig' Gesicht und Herzenspein. Bei einem eifersüchtigen Weibe ist die Zunge eine Geißel; sie plaudert bei Allen, theilt Allen ihre Klagen mit; sie ist wie ein schlecht aufgelegtes Joch; wer nach ihr greift, erfasset einen Scorpion. Ein dem Trunke ergebenes Weib ist ein Gegenstand des Zornes und der Schmach für ihren Mann; ihre Schande wird nicht verborgen bleiben. Besser ist's, in der Wüste wohnen, als mit einem zänkischen und zornmüthigen

[1]) Eccli. 36 u. 26, *passim.*

Weibe. Eine Dachtraufe zur Regenzeit und ein zänkisches Weib sind einander gleich; wer sie aufhält, gleicht dem, der den Wind halten und Oel in seiner Rechten fassen will. Vater und Mutter geben Häuser und Reichthümer, aber der Herr allein gibt dem Manne ein verständiges Weib[1])."

2. Der christliche Jüngling trifft aber auch seine Maßregeln, um bei der einzugehenden Verbindung die zum Glücke vor Allem nothwendige Bedingung zu erfüllen, nämlich die Gerechtigkeit.

Ja wohl die Gerechtigkeit! Mag es auch Manchen Wunder nehmen, so behaupte ich doch, daß sie aus den meisten Ehebündnissen ausgeschlossen ist. Wohl haben die Notare, nach vorläufiger Verständigung, die Papiere in's Reine gebracht. Die Ehe, ein wahrer Contract, besteht vor Allem in der gegenseitigen Uebereinkunft zweier Wesen, sich einander zu schenken. Nun aber — o schreiende Ungerech-

---

[1]) Ecclesi. 25; 26 u. Spr. 20; 27, *passim.*

tigkeit! — wie manche junge Gattinnen sind bald genöthigt, den Brautanzug gegen die Kleidung einer Krankenwärterin umzutauschen! wie manche, die nur Trümmer, mithin nur Gebrechlichkeiten geheirathet haben! wie viele lösen von den ihnen angetrauten Junggreisen gegen ihre reine und unversehrte Jugend nichts als eine verwelkte Seele, ein verrostetes Herz und ein mit Quecksilber beschwertes Blut ein [1])!

„Freund, Kind deiner Mutter, die dich in ehelicher Keuschheit geboren hat, Bruder deiner Schwester, deren Tugend du einathmest und beschützest, ach! entehre nicht in dir selbst das große Gut, das dich zum Manne macht. Sei keusch, mein Freund, bewahre in deinem schwachen Fleische die Ehre deiner Seele, den Born, aus welchem Leben fließt und an welchem die Liebe blüht. Bereite deinem künftigen Brautgemache eine heilige Liebe und Umarmungen,

[1]) Wenn es so viele unglückliche Ehegattinnen gibt, so rührt dies daher, daß es so wenige Gatten gibt, von welchen sich sagen läßt: er ging jung aus seiner Jugend heraus.

die des irdischen und himmlischen Segens würdig sind. Sei keusch, um lange zu lieben und lange, ja stets geliebt zu werden. Es gibt irgendwo auf der Welt ein schwaches, sanftes, von Gott dir zugedachtes Geschöpf. Aller Augen verborgen, nährt sie im Geheimen die dir zu gelobende Treue. Ja, sie lebt schon für dich, wenn sie dich gleich noch nicht kennt; sie weihet dir ihre Neigungen, sie macht sich einen Vorwurf aus allem, was einst gegen den leisesten deiner Wünsche verstoßen sollte. Ach! bewahre ihr dein Herz, wie sie dir das ihrige bewahrt; bring' ihr nicht Trümmer und Ueberbleibsel zum Tausche für die Jugend, die sie dir aufbewahrt; gleichwie sie sich dir zum Voraus in frühzeitiger Liebe aufopfert, so bringe auch du dieser Liebe in den verborgenen Tiefen des leidenschaftlichen Dranges ein gerechtes und blutiges Opfer [1]).

3. Wenn der christliche Jüngling bei dem Abschlusse des Ehebündnisses die Gesetze der Ge-

---

[1]) Lacordaire Confer. LXI.

rechtigkeit beobachtet, so will er auch dabei Gebrauch von seiner Freiheit machen.

Ferne sei es von mir, der heiligen Autorität der Eltern auch nur im Geringsten zu nahe treten zu wollen. In einer so ernsthaften Sache, wie die Ehe, sind sie vor Allem die natürlichen Führer ihrer Kinder; wie sie den Kindern zu Rath verpflichtet sind, so sind auch die Kinder verpflichtet, ihren Rathschlägen die gebührende Rücksicht zu schenken, denn im Allgemeinen gehen diese aus der aufrichtigsten Liebe hervor und wurzeln in langjähriger Erfahrung. Gleichwohl sollten die Eltern bedenken, daß unter Umständen, welche das Glück oder Unglück eines ganzen Lebens bedingen, der Mißbrauch ihrer Autorität ein dem Kindermorde sehr verwandtes Verbrechen wäre. Deswegen werden sie sich wohl hüten, aus irdischen Rücksichten dem göttlichen Willen ihren Eigenwillen vorzuziehen und eine Jungfrau von dem Verlöbnisse, das sie mit dem göttlichen Bräutigam einzugehen wünscht, abwendig zu machen und ihr ein ihr verhaßtes Joch aufzudrängen. Ist

sie jedoch Willens, ihr Herz einem Manne zu geben, so soll dies Herz, da wo es sich um die Wahl handelt, auch eine Stimme im Rathe haben. Das Kind soll bei Vater und Mutter eine liebevolle Aufklärung, niemals egoistische Tyrannei finden.

Fassen nun aber wirklich heut' zu Tage die Eltern ihre Pflicht in dieser Weise auf? Wie manche berücksichtigen bei diesem Geschäfte einzig den ihnen anscheinend durch Familienverbindungen oder durch sonstige Verhältnisse gebotenen Anstand! Bei wie manchen ist kein anderer Beweggrund maßgebend, als das eigene, sich unter dem Scheine einer falschen Zärtlichkeit versteckende Interesse! England und Frankreich dürfen sich rühmen, die Schmach der civilisirten Völker, ich meine den Negerhandel, nahezu unterdrückt zu haben; dagegen gibt es eine Schmach, die aus unserer modernen Gesellschaft noch nicht getilgt ist, und diese Schmach nenne ich dreist.. den Schacher mit Weißen[1])!

---

[1]) Mama, ich sag's dir, ich liebe ihn nicht, er ist mir zum Abscheu häßlich! — Er ist freilich häß-

Dieser gemeine Schacher schleppt tagtäglich so manche schönbekränzte Opfer zum Altare, wo ihnen das schüchterne Wort der Lüge entpreßt wird. Diese Plage ist schuld, daß so manche Unglückliche die Urheber ihrer Qual im Herzen verfluchen und tropfenweise den bittern Inhalt eines Kelches hinunterschlucken, der nur mit dem Leben selbst sich erschöpfen läßt.

Ein edelmüthiger Jüngling wird sich wohl hüten, die Schuld an einem so verderblichen Bündnisse mittragen zu wollen, und willigt nur dann ein, sein Herz dem ihm zugedachten Wesen zu weihen, wenn er Zuversicht hegt, daß ein anderes, stärkeres und süßeres Gefühl, als der Gehorsam, sie zur Annahme bestimmt. Diese beiderseitige Freiheit ist die wesentliche Bedingung der Liebe, und eine Heirath ohne Liebe ist ein Rosenstock ohne Rosen. Die beidersei-

---

lich, meine Tochter, aber was willst du? Es muß doch geschehen; ist doch in dieser Heirath Alles vortrefflich, er allein ausgenommen!

tig freie Wahl verleiht den freudigsten Gefühlen des Herzens Schwung. Man fühlt sich glücklich, wählen zu können, und noch glücklicher, gewählt worden zu sein. Zwei Wesen sind sich in der Unermeßlichkeit der Zeit und des Raumes, in Mitten der unzähligen Abenteuer dieser irdischen Wanderschaft begegnet: sie kennen sich nicht, doch nur ein Blick . . . und sie erkennen sich, gleich als hätten sie sich von Ewigkeit her verabredet, und sie beehren sich mit dem Vorzuge, der einem reinen und ehrenwerthen Gefühle des Stolzes zusagt. Dem jungfräulichen Reize dieses feierlichen Augenblickes läßt sich nichts vergleichen. Mögen auch Stürme sich erheben und manchen Eindruck verwischen, dieser bleibt in seiner Jugendfrische bestehen und läßt mit immer neuem Entzücken die zwei christlichen Ehegatten auf jenen glücklichen Augenblick schauen, wo sie den Ruhm erlangten, zu wählen und gewählt zu werden. Ohne Freiheit aber ist eine Wahl unmöglich. Die Freiheit leiht dem Vorzuge Werth; denn der Vorzug ist nur in so ferne eine Ehre und erzeugt nur

in so fern Freude, als er ein Akt eines unumschränkten Willens ist [1]).

4. Der christliche Jüngling geht aber noch weiter: um sich seines Glückes zu versichern, verlangt er von seiner Bevorzugten sichere Bürgschaft ihrer unverbrüchlichen Liebe.

Er mag es auf Reichthum absehen. Ist ja doch der Reichthum eine schöne Macht, wenn er einem Manne von verständigem und edlem Sinne zu Gebote steht. Doch der Reichthum ist noch nicht die Fülle des Glückes; oft ist er gar nicht ein Glück zu nennen, und Viele dürften aus trauriger Erfahrung sprechen: Wollt ihr euch zu Grunde richten, so heirathet eine reiche Frau.

---

[1]) Adel legt Pflichten auf, sagt ein Sprichwort; freilich, aber die den Seelen gebührende Achtung soll doch, unter gewissen Umständen, vor der der socialen Hierarchie zu zollenden den Vortritt haben. Hätte der Sohn Gottes eine so große Scheu vor ungleichen Heirathen gehabt, wie manche Marchesen, so würde er nie auf eine Verbindung mit der menschlichen Natur eingegangen sein.

Er mag sich in seiner Wahl, innerhalb gewisser Grenzen, von jenem magischen, Schönheit genannten Reize bestimmen lassen. Denn vermag sie auch nicht immer das Glück zu bringen, so ist doch Schönheit mehr werth als Reichthum, weil sie die Liebe erzeugt. Mag ein Mensch alles für uns gethan haben, was nur eine erfinderische Liebe eingeben kann; mag er unsere Schulden bezahlen, unsere Ehre retten, uns einen glänzenden Ruf verschaffen; mag er auch sein Leben einsetzen, um uns aus der Gefahr zu befreien, so sind wir zwar unzweifelhaft von innigster Dankbarkeit durchdrungen, sinnen auf ein Mittel, unsere Erkenntlichkeit für so viele Wohlthaten zu beweisen, und es schmerzt uns zu sehen, daß wir ohnmächtig sind, es mit unserm Danke seinen Wohlthaten gleich zu thun. Und doch werden wir diesem Menschen für all' dies nicht jenes Vertrauen, jene unaussprechliche Ergebenheit schenken, welche die Schönheit mit einem einzigen Blicke einem jungen Herzen abgewinnen kann! Vor der Schönheit entsagt der Jüng-

ling seinem Stolze; zitternd, aber ohne zu erröthen, kniet er nieder. Auf ein Zeichen von ihr setzt er sein Glück darein, sein Leben um ein Nichts in die Schanze zu schlagen. Im Taumel unsäglicher Freude jauchzt er auf, wenn sie ihm mit einem Lächeln das Vergnügen entgeltet, das es ihm machte, ihren Handschuh aufheben zu können. Daher auch Dante, während ihm Beatrix im Paradiese begegnet, nahe daran ist, sich in der Wonne ihres Anblickes aufzulösen, und sie sich genöthigt sieht, ihn aus seiner Verzückung zu ziehen mit jenem Worte, das besser als alles Uebrige den magischen, überwältigenden Reiz der Tugend schildert: Sieh doch ein wenig auf den Glanz, der dich umringt, denn in meinen Augen ist nicht das ganze Paradies!

Ein Jüngling hört also darum noch nicht auf, weise zu sein, wenn er diesen Reiz nicht verschmäht. Doch gibt es einen Schatz, dem er mit noch größerer Sorgfalt nachgehen soll, weil kein anderer Schatz das Glück, welches dieser durch die Befestigung in der Liebe be-

reitet, bieten kann. Welches ist dieser Schatz? Das sollt ihr sofort erfahren:

„Als Abraham alt geworden war, sandte er seinen Knecht Eliezer, um seinem Sohne Isaak ein Weib zu nehmen. In Mesopotamien angelangt, hielt derselbe mit seinen Kameelen an einem Wasserbrunnen inne, am Eingange der Stadt Nachors, als eben zur Abendzeit die Weiber herauskamen, um Wasser zu schöpfen, und er betete zu Gott: Herr, du Gott meines Herrn Abraham, komm mir doch heute zu Hülfe; siehe, ich stehe an dem Wasserbrunnen, und die Töchter der Einwohner der Stadt werden herauskommen, um Wasser zu schöpfen. Mache doch, daß das Mägdlein, zu dem ich sagen werde: Neige deinen Krug, daß ich trinke, und mir, so wie auch meinen Kameelen, zu trinken geben wird, diejenige sei, die du deinem Knechte Isaak bestimmt hast, und daß ich an diesem Zeichen erkenne, daß du Gnade an meinem Herrn gethan hast [1]).“

---

[1]) I. Buch Mos. 24.

Der alte Diener sagt nicht: Mache, daß die Reichste oder die Schönste diejenige sei, die Du meinem Herrn zum Eheweibe bestimmst, sondern als Zeichen der Wahl des Allerhöchsten setzt er einen Tugendact. Er schließt weder den Reichthum, noch die Schönheit aus, will aber, daß dies Alles durch Tugend gekrönt sei.

Die Tugend, die Schönheit einer unsterblichen und reinen Seele, — das ist die kostbare Perle, die er nie zu theuer erkaufen wird. Solcher Gesinnung war einst der junge Ludwig von Thüringen. Er war mit Elisabeth von Ungarn verlobt und hörte, wie seine Hofleute Manches an der zukünftigen Braut tadelten. Als er nun einst mit einem seiner Ritter auf einer Bürsch an einem abgelegenen Orte ausruhte, fragte ihn dieser: Was gedenkt nun Euere Hoheit mit Fräulein Elisabeth, die ich Ihnen zugeführt habe, zu thun? Werden Sie dieselbe zur Gemahlin nehmen, oder soll ich sie zu ihrem Vater zurückführen? — Da erhob sich Ludwig vom Rasen, auf dem er ruhte, und indem er mit der Hand auf den

Inselberg deutete, fragte er: Siehst du da diesen Berg vor uns? Wäre er vom Fuße bis zum Gipfel ganz von Gold und all' dieses Gold sollte mir gehören mit der Bedingung, daß ich Elisabeth heimschickte, so würde ich es nie und nimmer thun! Man denke und sage, was man will: ich sage, daß ich sie liebe und nichts auf Erden mehr liebe als sie. Meine Elisabeth ist mir um ihrer Tugend und Frömmigkeit willen mehr werth, als alle Reichthümer der Welt. Sag' ihr dies, und gib ihr hier dieses Pfand meiner wandellosen Treue." Er durchsuchte bei diesen Worten seine Tasche und langte einen kleinen orientalischen Spiegel hervor, an welchem ein Bild des Gekreuzigten angebracht war. Der Ritter überbrachte Elisabeth den Spiegel und wiederholte ihr, was der Fürst gesagt hatte. Elisabeth lächelte mit großer Freude, öffnete den Spiegel, sah das Bild des Gekreuzigten, küßte es und drückte es liebevoll an ihr Herz. —

O Jüngling, bewundere und ahme nach; sei nicht leichtsinnig. Bald wirst du dich an

den Stufen des Altars befinden, wirst deiner Verlobten versprechen, sie immer zu lieben. Wenn du die Tugend mit dir vermählst, dann kannst du es ohne Lüge versprechen, denn dann steht es in deiner Gewalt; deine Liebe wird allen Stürmen, allen Prüfungen und selbst der Zeit Trotz bieten — der Zeit, die mit der Müdigkeit den Wunsch nach Wechsel herbeiführt, der Zeit, welche Runzeln, Schwächen und jene allgemeine Niedergeschlagenheit, die man die Hinfälligkeit des Alters nennt, im Gefolge hat. Diesem Feinde bietet deine Liebe Trotz, denn die Tugend ist wie der gute Wein, der mit dem Alter an Güte zunimmt. Oder vielmehr die Tugend altert nicht; denn sie ist gestützt auf die ewige Schönheit Christi, von dem sie ihren Wohlgeruch entlehnt; wie der Priester, kann auch sie, der Zahl der Jahre unachtet, sagen: Ich werde hinzutreten zu Gott, der meine Jugend erfreut. Vermählst du dich aber nur mit dem Golde, oder mit jenem gebrechlichen Gute, das man die Schönheit des Körpers nennt, o, dann schweige,

sprich dies Wort immer nicht aus, denn auf deinen Lippen würde es nur Lüge sein. Ein Unfall nur, und das Glück, das dich verleitet, ist dahin; ein Kummer, ein Leiden nur, und dieses hübsche Gesicht ist entstellt, jene weißen Zähne sind ausgefallen und die Rabenhaare gebleicht. Bald wird der schöne Palast ein altes Gemäuer sein[1]). Was bleibt dir dann noch zu lieben übrig? Auf deine erste Freude wird bald der Ekel folgen, und die Ewigkeit deiner Schwüre wird stückweise verschwinden; denn die Ewigkeit gehört nicht jenem Stoffe zu, den du dir vermählt hast!

Was sieht man aber nicht in der Welt? Actien heirathen Actien, Felder heirathen Weinberge, Titel heirathen Gold. Männer sind feig genug, auf Mittel und Wege zu sinnen und den Heuchler zu spielen, um solch' einen Handel ab-

---

[1]) Das hübsche Gesicht ist nicht von Eichenholz und mit Eisen beschlagen, sagt ein beliebter Volksschriftsteller. Wenn die junge Dame am Leben bleibt, so wird sie eben eine alte Frau, sie mag sich dagegen wehren, wie sie will, da hilft Alles nichts. A. d. Ü.

zuschließen; sind um Alles bis zur Aengstlichkeit besorgt, nur nicht darum, zu erfahren, ob sie geliebt werden; tragen kein Bedenken, ein Weib, von dem sie bald verabscheut werden: unglücklich zu machen, und behalten sich vor, anderwärts sich für die zugefügte Verachtung Trost zu holen.

Oder was sieht man weiter? Gesichter heirathen Gesichter, Artigkeiten heirathen Artigkeiten, unter dem gebieterischen Einflusse der Lectüre eines Romanes oder unter dem vorübergehenden Taumel eines Balles. Wer aber kümmert sich um Tugend? Wer schätzt sie über Alles und gibt ihr vor Allem den Vorzug? Ach, leider, wie Viele fürchten sich vor ihr! Anstatt, nach dem Beispiele des Tobias, auf das freudenvolle Geheimniß, das sie mit einem beschämenden Schrecken erfüllen sollte, den Segen Gottes herabzurufen, fangen sie damit an, Gott in einem leidenschaftlichen Fieber, das sich nicht zu beherrschen weiß, zu beleidigen. Daher denn bald so viele Seufzer die Schutzengel des häuslichen Kreises in Aufregung bringen;

daher auch viele Unglückliche nur zwei schöne Tage in ihrem Leben kennen: den Tag der Heirath und den Tag des Begräbnisses [1])!

II.

Es genügt nicht, daß der Christ das Sakrament der Ehe unter jenen Bedingungen empfange, die der Glaube, die Vernunft und das Herz stellen; er soll auch Seelengröße genug haben, um die von ihm auferlegten Pflichten zu erfüllen.

Worin bestehen diese Pflichten? Für den Gatten bestehen sie darin, daß er seine Maßregeln treffe, um den Zweck der Ehe zu erreichen. Dies Sakrament hat zum Zweck die

---

[1]) Die Ehegatten dürfen nicht außer Acht lassen, daß die bloße bürgerliche Ehe in den Augen Gottes und der Kirche nur eine gesetzliche Prostitution ist. Der Priester legitimirt die Ehe im Namen Gottes, der Magistrat legalisirt sie im Namen des Staates. Der Priester heiligt sie und macht sie im Gewissen verbindlich; der Magistrat constatirt sie und sichert ihre Wirkungen vor dem Gesetze.

Fortpflanzung des Menschengeschlechtes, die Beschwichtigung der Sinnlichkeit und den Reiz des Familienlebens. Von den beiden ersten Zwecken werde ich nichts sagen, weil ich besorgen würde, mir beim Anfassen eines zu glühenden Stoffes die Finger zu verbrennen. Ich begnüge mich damit, aus Achtung vor dem Zartgefühle meines Lesers, an sein Gewissen zu appelliren und ihn daran zu erinnern, wie sehr es zu befürchten ist, daß ein einziger Sohn bald Vater und Mutter, sei es durch sein Leben oder durch sein Sterben, zum Weinen bringen werde.

Ich gehe zum letzgenannten Zwecke der Ehe über, der in dem Reize und der gegenseitigen Hülfe besteht, welche das Zusammenleben zweier Eheleute gewährt.

Im Augenblicke, da du vor den Priester hintratest, reichtest du ihm einen Ring, den er segnete und den du alsdann deiner Braut an den Finger thatest. Was hat dieser Ring zu bedeuten? soll er für dich nur ein wenig

Gold ohne Sinn und ohne Leben sein? Nicht doch, in deinen Augen ist er das Sinnbild eines großen Gedankens, mit dem schwere Pflichten verwachsen sind. Siehe die Fahne, die am Giebel unserer öffentlichen Gebäude weht. Was ist sie an und für sich anders, als ein am Ende einer Stange befestigtes Stück Leinwand? Weiter nichts — und doch wallen und wogen in diesem Lappen der Ruhm und die Heldenthaten ganzer Jahrhunderte. Ja, in den Falten dieses dreifarbigen Lappens wohnen gleichsam die Herzen von Millionen, die von denselben Erinnerungen begeistert, von demselben Stolze beseelt, von derselben Liebe hingerissen werden. Millionen Männer sind bereit, wenn es sein muß, ihr Blut stromweise zu vergießen, um diesen Lappen von dem ihm zugefügten Schimpfe rein zu waschen!

Was für die Nation eine Fahne ist, das soll, wenn Kleines mit Großem verglichen werden darf, dem Ehegatten der geweihte Brautring sein: das Denkzeichen seiner Versprechen, das Sinnbild zweier Seelen, die in den Freu-

den wie in den Leiden einer ewigen Liebe zu Einer Seele für immer vereinigt sind!

1. Aus diesem Ringe, oder vielmehr aus der Liebe, deren Sinnbild er ist, geht für den Gatten zunächst die Pflicht unverbrüchlicher Treue hervor.

Das Band der Ehe war von Anfang an in Einheit und Unauflösbarkeit von Gott selbst gestiftet worden. Hat auch die Leidenschaft in der Folge der Zeiten diese beiden Eigenschaften verkannt, so hat doch die Alles wieder herstellende Macht des Christenthums, auf die Autorität des göttlichen Lehrmeisters gestützt, diesem Bündnisse seine ursprüngliche Heiligkeit zurückgegeben. Sie werden zwei in einem Fleische sein, sagte Christus, und zwar nur zwei, und so innig wird die Einheit sein, daß sie wie zwei in Einem sein werden. Oder vielmehr, sie werden nicht mehr Zwei, *jam non sunt duo*, sondern nur Eins sein. Nicht blos ihre Geschicke, sondern auch ihre Wesenheiten werden sich auf's Innigste vereinigen.

Dann schloß er mit den Worten: Was also Gott verbunden hat, das soll der Mensch nicht trennen[1]).

Den von ihrem Stifter überkommenen Lehren getreu, spricht die Kirche folgendes Gebet über die Brautleute: „O Gott, der Du das Bündniß der Ehegatten durch ein so erhabenes Geheimniß geheiligt hast, daß ihre Vereinigung die heilige Vereinigung Jesu Christi mit der Kirche vorstellt: o Gott, der Du das Weib mit dem Manne verbunden hast, der Du dieser wesentlichsten aller Gesellschaften einen derartigen Segen gegeben hast, daß weder die Strafe der Erbsünde, noch der Untergang der Menschen in der Sündfluth ihn zu zerstören vermochten: o Gott, in dessen Händen allein Aller

[1]) Matth. 19, 5. Wenn man einmal verheirathet ist, ist man es nicht zum Spaß; das gestattet einen Blick auf die Thorheit derjenigen, die sich mit der Predigt des Civil-Magistrates begnügen. Um das ganze Leben vereinigt zu bleiben, bedürfen die Ehegatten übernatürlicher Gnade, welche auch der tugendhafteste Schulze nicht zu ertheilen vermag, sondern Gott allein durch den Segen des Priesters spendet.

Herzen sind, Du, dessen Vorsehung alle Dinge durchschaut und kräftig regieret, so daß Niemand, was Du vereinigest, trennen, noch was Du segnest, unglücklich machen kann, wir bitten Dich, vereinige die Seelen dieser zukünftigen Ehegatten, die Deine Diener sind; flöße ihrem Herzen eine aufrichtige, gegenseitige Anhänglichkeit ein, damit sie in Dir nur Eines ausmachen, sowie Du nur Eines bist, Du, der allein wahre, der allein mächtige Gott."

Das Herz stimmt hierin mit der Kirche, dem Evangelium und der Genesis überein. Man liebt nicht zu Dreien, sondern zu Zweien. Unmöglich ist's, sich eine Anhänglichkeit von gleicher Art und Stärke unter drei Menschenseelen zu denken. Die Liebe verträgt keine Theilung. Wenn das Herz sich hingibt, so gibt es sich nur Einem; die Macht Jesu Christi allein war im Stande, das Herz zu erweitern, ohne dessen Kraft zu vermindern. Wenn man liebt, so will man immer lieben. Wo ist ein Wesen feig genug, um den Augenblick zu berechnen, wo es nicht mehr lieben wird? Welche An-

hänglichkeit mag wohl Einer haben und verdienen, der so mit derjenigen, die er liebt, und von der er geliebt wird, lebt, als sollte er sie eines Tages nicht mehr lieben? Wer von uns hegt nicht im Gegentheil, wenn er liebt, die Ueberzeugung — eine sogar für den von ihr Getäuschten ehrenvolle Ueberzeugung, daß er ewig und mit aller Begeisterung seiner jugendlichen Kraft lieben werde?

Ich weiß wohl, daß das Herz seine Unbeständigkeit zu bekämpfen, die Familie ihre Prüfungen zu bestehen hat; unser ganzes Wesen ist aus Unvollkommenheiten zusammengesetzt. Doch die Ehe hat ja gerade zum Zwecke, der Unbeständigkeiten des Herzens und den Ausschweifungen der Selbstsucht einen Damm zu setzen. Durch sie wird die Liebe in die Grenzen der Gerechtigkeit zurückgeführt; die Begierden werden der Pflicht aufgeopfert. Der Mensch verpflichtet sich durch Schwur, um vor seiner eigenen Unbeständigkeit sicher zu sein. Gegen das hingegebene Herz hat er ein anderes eingelöst; um untreu zu werden, müßte er ein Meineidiger,

ein Dieb, ja er müßte ein gräßlicher Bösewicht werden.

Ehegatten, die ihr diese Zeilen leset, ersparet doch einer Gattin die Beklemmung, die ihr Herz ergreift, wenn sie sich im Anblicke des Verrathes, dem sie unterliegt, sagen muß: „Er liebt mich nicht mehr; Gott hat in meine Person nicht Reichthum genug gelegt, damit ich ein Herz, das mir gehört, glücklich machen könnte. Mir die Lasten und Ketten, mir die Verlassenheit und die Thränen, einer Andern seine Liebe und alle ihre Schätze!" Folgt vielmehr jenem Rathe des Weisen: „Lebe in der Freude mit dem Weibe deiner Jugend. Sie sei dir lieblich wie eine Hirschkuh, und holdselig wie ein Reh; ihre Zärtlichkeit soll dich allezeit sättigen, und an ihrer Liebe sollst du dich immerdar weiden [1])."

2. Der Brautring soll den Ehemann an eine zweite Pflicht, an die der Gattin schuldige Ehrfurcht erinnern.

---

[1]) Spr. 5, 17—18.

Die theuerste, tiefste, schönste Liebe und das vollkommenste Bild jener Glückseligkeit, die der Mensch hier auf Erden erlangen kann, ist jene Vereinigung, welche zwischen dem Gatten und seiner rechtmäßigen Gefährtin besteht. Wo aber Liebe ist, da ist auch Mittheilung der Würde. Die Liebe hat niemals geschmäht, im Gegentheil sie achtet, ehrt und verehrt. Das ist ja eben auch ein Lieblingstraum unserer Seele, Solche zu lieben, die unter uns stehen, um das Vergnügen zu haben, die Geliebten auf gleiche Höhe mit uns zu erheben. Verstehe ich recht, so hat der Ruhm, den ein edler Mann aus seiner Tapferkeit oder seinem Talente erntet, eben darum einen Werth, weil er dadurch seine Ehegattin, zu deren Füßen er ihn hinlegt, erhöhen und ehren kann.

Uebrigens hat das Weib in doppelter Beziehung Recht auf die Ehrfurcht des Mannes: von Seiten ihrer Größe nämlich und von Seiten ihrer Schwäche. Deswegen wird ein edelmüthiger Gatte — ich brauche es kaum zu sagen — es sich selbst zur Schande anrechnen, wenn

er sich so weit vergäße, Hand an seine Gefährtin zu legen. Eine solche Unmenschlichkeit schließt ihn aus der gebildeten Welt aus und macht ihn zum Barbaren, und zwar zum unglücklichen Barbaren, denn der Mann, der sein Weib schlägt, begeht einen Todtschlag. Ein edelmüthiger Gatte befürchtet nicht, durch übermäßige Zärtlichkeit zu fehlen. Nie wird er in Gegenwart eines Dritten ein feindseliges oder beleidigendes Wort seiner Gattin gegenüber sich erlauben. Noch mehr: vorsichtig wie Tobias, wird er sich hüten, sie zu frühe fühlen zu lassen, daß er gewisse Rechte hat, und daß er Meister ist. Er wird sich erinnern, daß eine engelreine Gattin, die für's erste Mal in die Brautkammer eintritt, sich, einem Weltendecker Columbus gleich, auf ein unbekanntes Meer hinauswagt. Die Liebe ist die süßeste aller Wohlklänge, und das Weib ist die Zither, die, je zarter sie ist, desto wunderbarer klingt. Ein weiser Gatte soll den Gefühlssaiten nachforschen, soll den wechselnden Fingersatz und die schüchternen Tasten kennen. Er soll sich wohl hü-

ten, diese Saiten durch unstatthaftes Benehmen, durch Verstöße gegen die Achtung, sei es aus Unachtsamkeit, oder in der fieberhaften Ungeduld einer über die Grenzen der Rechtmäßigkeit hinausschwärmenden Liebe zu zerreißen.

„Männer, rufe ich euch mit dem Apostel zu, gehet vernünftig mit euern Frauen, als dem schwächern Geschlechte, um, und haltet sie in Ehren, weil auch sie Miterben der Gnade des Lebens sind [1])."

3. Der Brautring hält dem Ehegatten auch die Pflicht der Beschützung vor Augen.

Wenn es heißt, das Kind sei ein Engel, der der Menschen bedarf, so kann man auch sagen, das Weib sei ein Engel, der eines Beschützers bedarf; dieser Beschützer ist der Ehemann. Wie die junge Ulme die Reben in die Höhe hält und sich mit ihren Ranken schmückt, so stützt der Ehemann die Gattin und macht sich eine Freude aus ihrer Anmuth. Um diesen Beruf

---

[1]) I. Petr. 3, 7.

zu erfüllen, hat er von Gott eine weiter tragende Erkenntniß, kräftigere Arme und ausdauernden Muth erhalten.

Seine Gefährtin ist für ihn ein Engel, der ihm gleichfalls Hilfe und Trost gewährt. Ihr kommt es zu, den Angelegenheiten des kleinen Reiches, das man das Haus nennt, was dessen Einzelheiten anbelangt, vorzustehen. Sie soll ihrem Manne eine Gnade der Stärkung, der Geduld und eine Quelle frischen Lebens sein; sie soll seine vom Schweiße triefende Stirne abwischen, die Hitze seines Blutes kühlen, seinem ermüdeten Haupte eine erquickende Ruhe in ihrem Schooße gewähren, sie soll seinen Zorn besänftigen, indem sie ihn zum Verzeihen geneigt macht. Sinkt der Mann vom Unglücke oder von der Schuld überwunden nieder, so athmet er in den Armen seiner Gattin hoffnungsvoll wieder auf. Liegt er auf dem Krankenbette, so ist sie ihm gleichsam eine Zauberin, die Alles vorzusehen, Alles zu errathen, Alles mit ihrem Hauche zu beleben

versteht, und deren Herz ihn vor der Schlafsucht sichert [1]).

So vieler Zärtlichkeit gegenüber schuldet der Mann den Schutz seiner Stärke. Dieser Schutz besteht darin, daß er ihr Leben, ihre Ehre, ihre Gesundheit vertheidigt; daß er ihre Schwäche mit allen Dienstleistungen, die sie von seiner energischen Hand beansprucht, umgibt; daß er für ihren Unterhalt und ihr Wohlsein durch Aufmerksamkeit oder Arbeit sorgt. Wenn ich nicht irre, kann eine solche Aufgabe für einen Gatten, der sich geliebt weiß, nur Angenehmes enthalten. Ruhet der Ackers- oder Handwerksmann bei seiner tagtäglich wiederkehrenden Arbeit Athem schöpfend ein wenig aus, so ist ein Engel, der ihm die Augen berührt, die Stirne abwischt, den sinkenden Arm stärkt und das Herz erweitert. Dieser Engel ist die Erinnerung an die theuere Gattin, die

[1]) Wie manche Ehemänner konnten auf den Irrwegen, in welche sie durch die Hazard- und Leidenschaftsspiele gerathen waren, ausrufen: Ich hab' Herzdame, und diese wird mich retten!

er am häuslichen Herde, im Schatten zurückließ, um das Kind zu wiegen und das Abendessen zu bereiten; denn sie erwartet ihn, um ihm den Kuß, den schönsten Tagelohn, auf die Stirn zu drücken. So war auch der Taglohn des heiligen Joseph ein unaussprechlich süßer Blick Mariens, eine den Engeln des Himmels beneidenswerthe Liebkosung Jesu; damit war die Mühe, die er ohne Klage auf sich nahm, um ihnen das tägliche Brod zu gewinnen, hinreichend vergolten.

Und den Beruf als Schützer seiner Gattin zu erfüllen, soll der Gatte sich so benehmen, daß er die ihm gebührende Stellung behauptet. Er ist das Haupt der Familie. Zwar nicht als Despot, aber als Herr soll er auftreten und die Eigenschaften eines Herrn zu tragen verstehen. Will ein Gatte von seiner Gattin geliebt werden, so soll er in ihren Augen groß bleiben. Hat aber eine Gattin über ihren Gatten gelacht, so ist sie nicht weit mehr davon, ihn zu hassen: nun aber lacht sie ungefähr immer über ihn, wenn sie ihn klein sieht.

Sie muß an ihm ein Wesen erblicken, dem, um ein großer Mann zu werden, nichts als die Gelegenheit gefehlt hat. Da sie einen Schützer braucht, so will sie einen starken haben; denn sie weiß, daß man sich nur auf das stützen kann, was Widerstand zu leisten vermag. Wie das Gestirn der Nacht leuchtet, weil es die Strahlen der Sonne zurückwirft, so will die Gattin glänzen in dem Ruhme ihres Gatten; und wenn es einen Fehler gibt, den sie ihm nicht verzeihen mag, so ist es der, daß er ihr an Schwäche gleicht[1]).

4. Schließlich erinnert der Brautring den Ehemann nicht nur daran, daß er seine Ehefrau lieben, sondern auch, daß er liebenswürdig genug sein soll, um sie glücklich zu machen.

---

[1]) Manche Ehemänner fürchten die Prosa nicht genug, und sollten in ihrer Person und in ihrem Benehmen die Poesie besser pflegen. Mit bedauernswerther Zuversicht verlassen sie sich auf ihren Titel als Gatten und bedenken nicht, daß dieser Titel, wie rühmlich er auch sein mag, nicht immer hinreicht, denjenigen, der ihn trägt, seiner Grillen ungeachtet, beliebt zu machen.

Die Liebe, ruft der heil. Johannes Chrysostomus aus, ist die Seele der Sanftmuth, der Mäßigkeit und aller häuslichen Tugenden; nichts widersteht ihr. Stark wie der Tod ist die Liebe. Sage nicht, du habest ein stolzes auffahrendes, fehlerhaftes und launiges Weib. Gedenke doch, daß sie ein schwaches Geschöpf ist; du aber bist ein Mann. Eben darum bist du zu ihrem Haupte gesetzt worden, damit du die Schwachheit derjenigen, die dir gehorchen soll, ertragest. Dein Schutz sei also nicht eine Unterdrückung. Ehrenhaft sei dein Befehl; wenn du aber diejenige, die nächst dir im Hause befiehlt, mit Schmach überhäufst, so wirst du der Ehre deiner Herrschaft keinen geringen Schaden zufügen. Erinnere dich an jenen Tag, an welchem du sie aus der Hand ihres Vaters erhieltest; wie einen kostbaren Schatz gab er dir sie in Verwahrung und vertraute sie deiner Ehre und Treue an. Dein Haus sollte fortan das Ihrige und du Alles für sie werden. Sie hat nächst Gott dir die Kinder und mit ihnen den Namen Vater gegeben; sei also nicht ihr

Tyrann. Was für ein Unglück dir auch immer ihretwillen begegnen mag, so vermehre doch den Schmerz nicht dadurch, daß du sie mit Schmach überhäufst. Denn hättest du Alles verloren, so bestünde doch das größte Unglück darin, daß du nicht verstündest, in Frieden mit ihr zu leben [1])."

Ein Ehemann ist einigermaßen für seine Gattin, was der heilige Petrus für die Auserwählten; er hält hienieden die Schlüssel des Paradieses.

Um seiner Gefährtin die Glückspforte zu öffnen, soll der christliche Gatte sich erinnern, daß sie eine Seele hat, eine Seele, die das Bedürfniß und das Recht zu leben hat. Dieses Leben soll er befördern und dessen Schwung erleichtern, nicht ihm die Flügel beschneiden. Ein Weib lernt Alles von demjenigen, den sie liebt; so kann denn auch der Gatte, je nachdem er seinen Beruf versteht oder vernachläs-

[1]) Hom. XXVI. in ep. I. ad Cor.

sigt, aus diesem Kinde, das ihm anhängt, entweder einen flatterhaften Schmetterling, der ihn zu Grunde richten oder gar vor Langeweile entehren wird, oder ein starkes, Bewunderung verdienendes Weib machen, die sein Herz erfreuen wird, weil sie es in seiner Größe erfaßt. Er soll sich daher zuvorkommend zeigen, wäre es auch nur, um sich die Mühe zu ersparen, eifersüchtig zu werden. Diesem zarten Herzen, an dem er die Stelle der Vorsehung vertritt, schuldet er, was Gott den Blumen zukommen läßt, Sonnenwärme und Thautropfen; sonst wird er wohl den Schmerz erdulden müssen, es vor der Zeit hinwelken zu sehen und einst vor ihrem verblichenen Angesicht eine Stimme zu hören, die ihm sagt: Du hast aus deinem zarten, liebenden und gebrechlichen Weibe ein gemeines Möbel gemacht; in dem Leichentuche der Langweile hast du eine Seele erstickt, die nur zu leben und sich aufzuopfern begehrte; aus dem unauflöslichen Bande, das vor dem Falle bewahren und zum Himmel führen soll, hast du eine Gefangenenkette gemacht. Liebe allein

gibt Leben; und du hast den Tod gegeben, weil du vor lauter Genußsucht nicht lieben konntest.

Will ein Ehemann seine Gattin glücklich machen, so wird er sich wohl hüten, solche Fehler zu entwickeln, die von manchen Weibern mehr geschätzt werden, als die Tugenden. Wenn sie zum Beispiel Furcht hat, Mutter zu werden, soll er Beispiele anführen, um ihr nachzuweisen, daß sie sich vor einem großen Ruhme und einem großen Glücke fürchtet. Wenn sie ihren Mann aus Ehrgeiz zu Gemeinheiten bereden will, so soll er ihr antworten: Meine Theuere, bleiben wir ungekannt, wenn es sein muß, aber bleiben wir rechtschaffen. Wenn sie ihn in ihre Streitigkeiten verwickeln und ihm einen Theil ihres Weibergrolles aufdrängen will, so soll er der Falle ausweichen und die Freunde zu bewahren wissen, die seine Achtung verdienen. Wenn sie zu ihrer Anmuth Thränen und Schwächen hinzufügt, um mit deren Hülfe die Befriedigung kostspieliger Lau-

nen durchzusetzen, so soll er gütig, aber unerbittlich sein [1]).

Frauen haben das Recht, von ihren Männern alle Tugenden zu verlangen, welche den mit Recht von ihnen gehaßten Fehlern entgegengesetzt sind.

Der heilige Franz von Sales hatte einen Bruder, der zwar Priester war, wie er, dessen Gemüthsart aber die den heiligen Bischof kennzeichnenden liebenswürdigen Eigenschaften gänzlich entbehrte. Als sich einst eine Unterredung entsponnen, in welcher die schwache Seite des Bruders mehr denn je hervorgetreten war, sagte ihm der Heilige: Weißt du wohl, daß du ein Weib glücklich gemacht hast? — Und

[1]) Nimmt das Weib sich Manches mehr zu Herzen, als Vernunft und Glauben es zulassen, so liegt der natürliche Grund hievon in der Zartheit ihres Gefühles. Der Mann ist da, um ihre Gefühle zu mäßigen. Er soll sich erinnern an die Wahrheit, die ein Schriftsteller so schön ausgedrückt hat: Das Weib denkt tief; der Mann denkt weit; ihm ist die Welt das Herz; ihr ist das Herz die Welt.

Anm. d. Ueb.

welche denn? — Diejenige, mit welcher du dich nicht vermählt hast!

Wie manche Ehemänner hätten Mönche werden sollen, um ein gleiches Compliment zu verdienen! Wie manche scheinen es übernommen zu haben, einen Beweis für die Nützlichkeit der Klöster zu liefern, denn dazu mag ihr verschwenderisches, eigensinniges, zänkisches, unreinliches und eifersüchtiges Wesen dienen [1]).

Christliche Ehemänner, erforschet euch selbst mit unparteiischem Blicke und fraget euch als-

---

[1]) Ich habe einen gar häßlichen und eifersüchtigen Ehemann gekannt, der selbst die Hauben für seine Neugebornen kaufte, die Frau unter'm Schlüssel hielt, und sie nur dann und wann zur Schau hinausführte, wenn er sie nämlich mit eigenen Händen wie eine spanische Madonna geschmückt hatte. — Andere gibt es, die übermäßig Gebrauch von Tabak machen und nicht bedenken, daß die Frau dem Gestanke die Wohlgerüche vorzieht. Noch Andere fliehen das Innere des Hauses wie ein Gefängniß und machen das Casino oder Café zu ihrem Hausherd; sie sollten bedenken, daß eine an Langweile oder Trübsinnigkeit leidende Gattin, wenn sie nicht heroische Tugend besitzt, sich nur zu oft selbst tröstet!

dann, ob nichts in euerem Betragen oder euerem Charakter ist, was die Tugend euerer Gattinnen auf eine zu harte Probe stellen dürfte! Seid ja nicht bitter gegen sie: ***Nolite amari esse ad illas.*** Machet eine edele Anstrengung, um einen Fehler durch eine gute Eigenschaft, ein Laster durch eine Tugend zu ersetzen; thuet dies aus Liebe zu Gott vor Allem, dann auch aus Liebe zu denjenigen, denen ihr euer Glück zu verdanken habt. Verschaffet ihnen namentlich jene Freude, die sie vielleicht seit Langem in der Stille von Gott erbitten, nämlich euch mit ihnen auf dem zur ewigen Liebe führenden Pfade wandeln zu sehen.

Ein gar schmerzlicher Anblick bietet sich heut zu Tage mehr denn je dem Auge des Allerhöchsten dar, wenn er von seinem Throne auf unsere Städte herabblickt. Unter demselben Dache, an demselben Tische, in demselben Bunde, sieht er nur zu oft eine Auserwählte und einen Verworfenen; eine gläubige Gattin und einen ungläubigen Gatten, das heißt eine fromme Gattin und einen in-

differenten Gatten; eine Gattin, die ihr tägliches Gebet verrichtet, und einen Gatten, der das Kreuzzeichen nicht mehr machen kann; eine Gattin, die alle acht Tage zur heiligen Kommunion geht, und einen Gatten, der sich nie am Tische des Herrn blicken läßt, kurz eine Gattin, die, weil sie ihre Religion kennt, sie auch liebt und ausübt, und einen Gatten, der, weil er sie nicht kennt, sie vernachläßigt oder verleumdet. Welcher Abstand, welcher Widerspruch!

Wie ist es möglich, eine völlige Einigkeit unter Herzen zu bringen, deren Gedanken, Ueberzeugungen und Hoffnungen in so grellem Widerspruche miteinander stehen? Wie darf man hoffen, sich auf immer zu lieben, wenn man so von einander abweichende Wege geht? und wie kann man sich nach Behagen lieben, wenn man fürchten muß, sich bald in jener Trennung, die entweder das Nichts oder die Ewigkeit herbeiführen wird, nicht mehr lieben zu können?

Bruder, hast du niemals in den Augen deiner Lebensgefährtin, deren freundliches Lä-

cheln und zarte Besorgniß dich von Tag zu Tag erquickt, den leisen Nebel einer Melancholie gesehen, der dich merken ließ, daß ihr Glück nicht vollständig ist? Sie schweigt aus Zartgefühl für dich: sie begnügt sich damit, im Stillen zu beten und vielleicht im Geheimen Thränen zu vergießen. Wenn sie aber wagte zu sprechen, so würde sie dir das sagen, was ich eben gesagt habe, und der schönste Tag wäre für sie derjenige, an welchem du ihr sagen würdest: „Meine Theuere, von nun an soll dein Gott auch mein Gott, deine Kraft auch meine Kraft, dein Führer auch der meinige sein; denn ich will dich lieben mit der freudigen Zuversicht, dich ewig lieben zu können.“

Der heilige Ludwig von Frankreich hatte in seinen Brautring das heilige Bild des Gekreuzigten, in einem Lilienkranze mit Maßliebchen, welche die Franzosen Margarethen nennen, stechen lassen. Die Lilien sinnbildeten die Krone Frankreichs, die Maßliebchen waren eine Anspielung auf den Namen seiner gelieb-

ten Gattin. Unter diesem anmuthigen Sinnbilde waren die drei Worte zu lesen, die als Wahlspruch alle Gegenstände seiner Liebe bezeichneten: Gott, Vaterland und Margaretha!

Christlicher Gatte, Bruder, der Wahlspruch des hl. Ludwig sei auch der deine! Dann wird mit dem Segen Gottes der Friede auf deine Hütten herabsteigen; dann wird dein Weib sein wie ein fruchtbarer Weinstock an den Wänden deines Hauses[1])". Am trauten Familienherde wirst du Freuden genießen, deren Süßigkeit dich für alle Mühseligkeiten entschädigt. Einer wird in dem Andern seine Zufluchtsstätte finden, in die er flüchtet, und seine Freude, in der er sich wohlgefällt. Deine Kinder wirst du wie Oelbaumpflanzen blühen und um deinen Tisch einen Gnadenkranz bilden sehen[2]); unter deinen entzückten Augen werden sie an Gnade und Weisheit zunehmen, wie die Hoff-

[1]) Ps. 127, 3. — [2]) Das.

nung im Schatten der Liebe; und man wird von dir sagen können, was der heilige Geist von Jakob und Rachel gesagt hat: Die Jahre däuchten ihm wenige Tage zu sein ob der Größe der Liebe, die er zu ihr hegte[1])!

---

[1]) I. Buch Mos. 29, 30.

VIII. Kapitel.

Der Vater.

Wo gibt es sonst einen geachteten Namen, seit das Wort König seines Nimbus beraubt und selbst der Name Gottes nicht vor vermessenem Mißbrauche der ihn allzu oft entweihenden Menschenzunge sicher ist? Will ja doch der Hochmuth den Namen Gottes nicht einmal mehr genannt wissen; während dagegen dem Vaternamen eine Achtung gezollt wird, gegen welche Jahrhunderte nichts vermocht und an denen die Stürme der Empörung mit schüchternem Schweigen vorübergingen.

Wenn es dem Muthe oder dem Genie eines Helden gelang, eine Nation zu gründen oder der Retter seines Heimatlandes zu werden, so legte ihm das Volk den Namen Vater des Vaterlandes bei, als den schönsten Ehrentitel, welchen es in seiner Dankbarkeit finden

konnte. Schon das Wort Vaterland selbst ist eine ehrende Benennung für das Land, welches den Bürger erzeugt, erhält, schützt und so an ihm die Stelle eines Vaters an seinem Kinde vertritt. *Patres conscripti* hießen die Mitglieder des römischen Senates, jener hochansehnlichen Versammlung, die einem fremden Gesandten wie eine Versammlung von Königen vorkam. Väter werden jene unvergleichlichen Männer genannt, welche die Kirche Christi während ihrer denkwürdigen Kämpfe in Schutz nahmen, und das Haupt dieser Kirche, der Stellvertreter Jesu Christi, heißt Papst oder Vater, als der größte unter den Vätern hier auf Erden. Endlich wird Gott selbst, der Grund alles Seins, die Quelle alles Lebens, der Inbegriff aller Vollkommenheit, unter dem ewig gepriesenen Namen „ewiger Vater" angebetet und angerufen.

Gott ist Vater aller Wesen, Grund aller Fruchtbarkeit; Er allein besitzt die nie versiegende Fülle des Lebens, welches Er aus seinem Schooße, dem immerwährenden Lebensstrome,

auf alle Geschöpfe ergießt. Von Ihm hat alle Vaterschaft Namen im Himmel und auf Erden; im Himmel, wo Er das ewige Wort zeugt, auf Erden, wo Er den Menschenkindern den Geist des Lebens einhaucht.

Mit dem Leben gab aber Gott auch dem Menschen die Fähigkeit, das Leben mitzutheilen, und zwar ein Leben, welches eine einfache, untheilbare Seele voraussetzt, die gleich Gott ganz und immer zu sein befähigt ist und wunderbar zu ihrem Dienste eingerichtete Werkzeuge besitzt. So wie daher Gott im unzugänglichen Lichte seiner Wesenheit bei sich selbst zu einem Andern als Er selbst spricht: Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeugt, so hat der Mensch, als ein Leib und eine Seele, das Vermögen erhalten, durch einen freien Willensakt eine lebendige Seele und einen lebendigen Leib, beide nach seinem Ebenbilde hervorzurufen, so daß er auch nach seiner Art sprechen darf: Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeugt! Auf diese Weise

tritt der Mensch gleichsam als Schöpfer auf, und werden ihm eine unbestreitbare, mit schwerer Verantwortlichkeit verbundene Größe und unverjährbare Rechte verliehen.

I.

1. Aus dieser Schöpfermacht rührt her des Vaters königliche Gewalt in der Familie. Diese Gewalt besteht in unveräußerlichen Rechten, die ihm Gott zugleich mit der Vaterschaft übertrug.

Dem Vater kommt die oberhoheitliche Befugniß zu, den Segen Gottes über sein Kind auszusprechen, und zuweilen auch als Werkzeug zu dienen, wodurch Gott seinen Fluch dem Kinde verkünden läßt.

Im Anfange segnete Gott unsere Stammeltern, und aus seinem Segen ging das Menschengeschlecht hervor. Vierzig Jahrhunderte darnach segnete Christus seine Apostel auf dem Hügel, von wo aus Er sich gegen Himmel erhob, und aus diesem Segen ging die Kirche hervor. In der Familie ist nun auch der Vater Spender des göttlichen Segens.

Wie allgemein das religiöse Gefühl in unserer Zeit auch gesunken ist, so übt doch ein Vater dieses Vorrecht selten aus, ohne lebhaft erregt zu werden. Ist es ein strafbarer Mensch, der den Vatersegen sprechen soll, so wird ihm bange; denn er fühlt, daß er sich zu etwas Heiligem anschickt. Man stelle sich vor, wie einem Vater, dessen Seele mit einem schweren, die Gerechtigkeit oder die Ehre verletzenden Vergehen befleckt ist, seine zehnjährige, jugendfrische und lilienreine Tochter vorgeführt wird. Wenn die Kleine niederkniet und ihr in Seelenreinheit sich spiegelndes Taubenauge nach dem Vater aufschlägt mit der Bitte: Vater, segne mich, so wird er ihr etwa auszuweichen suchen und verstohlen eine Thräne abwischen; er wird es nicht wagen, sie zu segnen, oder doch wenigstens nicht, ohne im Innersten des Herzens wie vor einem Gottesraube erschüttert zu werden. Ist er hingegen gut, ist die Freude seiner Seele bei der Unschuld seines Kindes durch keinen Gewissensbiß getrübt, so wird er sie segnen und wird bei diesem

Segen ein innigeres Gefühl seiner Würde und Pflicht und vor Allem das Verlangen, besser zu sein, empfinden, — er ist Gott um einen Schritt näher gekommen.

Diese Macht und Größe ist aber dem Vater nur dazu verliehen, daß er an dem Kinde den hohen Beruf erfülle, der ihm von Gott zu Theil geworden; dieser Beruf besteht wesentlich darin, daß der Vater die Stelle Gottes selbst an dem Kinde vertrete.

2. Gott hat die einmal erschaffene Welt nicht sich selbst überlassen, sondern er erhält und regieret sie mit Kraft und Milde. Seine Vorsehung sorgt für die Bedürfnisse aller Geschöpfe, gibt der Blume Thautropfen und Sonnenstrahlen, läßt dem Vogel das Insekt als Nahrung für seine Brut zufliegen und richtet die gesammte Natur zu einem Tische für den Menschen her. Diese Vorsehung soll der Vater an seinen Kindern vertreten, indem er für Erhaltung und Entwicklung des leiblichen Daseins, dessen Schöpfer er gleichsam ist, Sorge trägt. Um diesen Theil seines Berufes zu erfüllen,

wird er Muth entfalten und sich mit Klugheit waffnen müssen.

Der Klugheit bedarf er, damit er Vorsicht zu gebrauchen und Fürsorge zu treffen wisse. Seine Fürsorge erstreckt sich auf Zukunft und zukünftige Wirkung seiner Handlungen. Den Zweck hält er vor Augen, die möglichen Hindernisse beseitigt er und wird so der Gründer des Geschickes seiner Familie, welches durchweg nur eine Folge seiner eigenen Entschlüsse ist, ob es auch häufig dem Verhängnisse zur Last gelegt wird. Klugheit soll der Väter Tugend sein, wie sie die Tugend der Könige ist.

Folglich wird ein vom Gefühl seiner Verantwortlichkeit durchdrungener christlicher Vater alle Ausschreitungen vermeiden und sich vor Lastern bewahren, welche die Zukunft so mancher Familien gefährden und im Herzen so vieler unglücklichen Kinder das Gefühl, heruntergekommen zu sein, zurücklassen. Er sehe sich wohl vor, daß er nicht in Spiel und Sorglosigkeit zum Verschwender werde, er hüte sich auch vor jener heillosen Gutmüthigkeit,

welche eine Menge unbefangener Leute allen Ausbeutungen zugänglich macht[1]).

Er wird sich auch die Rathschläge des Weisen zu Nutzen machen: „Wo viele Hände sind, halte Alles verschlossen; gib Alles nach Zahl und Gewicht, und vergiß nicht, Gegebenes und Empfangenes aufzuschreiben[2]). Hüte dich vor Betrügern, führe nicht Jedermann in dein Haus; denn die Nachstellungen des Listigen sind vielfach[3]). Rathschlage nicht mit dem, der dir nachstellt, und verbirg deine Absicht vor denen, die wider dich eifern. Sei auf deiner Hut vor einem Rathgeber; bedenke zuerst, was ihm Noth thut; denn er kann ja für sich bedacht sein. Er wird vielleicht einen Pfahl in die Erde schlagen und zu dir sagen: du bist

[1]) Er vermeide es, als obligater Aktienhändler für alle nie zur Ausführung kommenden Unternehmungen einzutreten, und soll darum gegen großartige gedruckte Pläne und Anzeigen mißtrauisch sein und bedenken, daß sie von Füchsen ausgehen.

[2]) Eccli. 11, 11—17. — [3]) Das. 11, 31.

auf gutem Wege. Indeß steht er gegenüber, um zu sehen, was dir begegne[1])."

Ein des Vaternamens würdiger Vater fühlt sich in gütiger und edelmüthiger Weise glücklich, wenn er seine Kinder froh machen kann; und erlauben ihm seine Mittel den Aufwand zu einem mäßigen Festschmause, so theilt er ihn mit seiner Familie und freut sich nur am Glücke der Seinigen — ganz anders als so ein Rabenvater, der sich in irgend einem gemeinen Wirthshause, um den Preis seines achttägigen Schweißes, einen periodisch zurückkehrenden Rausch holt! Ach, hätte so ein unseliger Vater Ueberlegung, so würde er den Becher, aus welchem er sich Vergessenheit und Verthierung trinkt, nur unter Zittern an die Lippen setzen und sich von seinem Gewissen und seinem Herzen sagen lassen, daß man recht elend sein muß, um es über sich zu gewinnen, Hab und Gut derer, welchen man das Dasein gegeben, selbstsüchtig zu verschlingen und ihnen nur Elend als Erbgut zu hinterlassen.

---

1) Eccl. 37, 7—11.

3. Gott regiert seine Geschöpfe, indem Er sie durch Gewissen, Vernunft und Freiheit zum sittlichen Leben und vor Allem durch das übernatürliche Leben zur Erreichung ihres Endzieles erzieht und erhebt. Ja, der Schöpfer des Menschengeschlechtes wollte sogar dessen Lehrer werden und gab ihm die Offenbarung, welche man als den höheren Unterricht, den Gott der Menschheit zu Theil werden ließ, bezeichnen kann. Zu diesem Zwecke stiftete Er auch die Kirche, welche lediglich das Leben Christi der Zeit nach zu verlängern und dem Raume nach auszudehnen und durch sein Licht und seine Liebe die Menschheit ihrer Bestimmung zuzuführen berufen ist.

Bei diesem großen Werke ist der Vater der natürliche Gehülfe und ich möchte sagen der Diener Gottes und der Kirche, wenn ich nicht mit dem heiligen Augustin noch mehr sagen und ihn einen Bischof in seiner Familie nennen will.

Der Vater soll die Seele des Kindes erziehen und ist deshalb verpflichtet, durch Un-

terricht bei seinem Kinde gleichsam das Amt eines Offenbarers zu üben. Allerdings darf dieser Unterricht alle, den Menschen durch Erweiterung seines geistigen Gesichtskreises hebende Wissenschaft umfassen, soll aber vorzugsweise die einzig nothwendige, durch nichts zu ersetzende Wissenschaft der Wissenschaften, ich meine das Wissen um den rechten Glauben und die wahren Pflichten, die Wissenschaft über Gott und Menschen, die Religion, in seinem Bereiche, einschließen. Dazu gehört aber, daß man die Religion kenne, während leider viele Väter unserer Zeit Alles wissen, mit Ausnahme dessen, was jeder Christ wissen soll[1]).

[1]) Ein großer Gelehrter, dessen jüngst erfolgtes Hinscheiden für alle Katholiken ein tief zu bedauernder Verlust ist, war früher leider ein Ungläubiger, jedoch ein sehr rechtlicher Mann, gewesen Er hatte eine ihm sehr theure Tochter. Als der Zeitpunkt eingetreten war, wo die Kleine sich zur ersten heiligen Kommunion vorbereiten sollte, ließ ihr Vater sich von der Mutter bereden, sie den Katechismus zu lehren, und nahm das Büchlein zur Hand, um in den zu lehrenden Inhalt einzudringen. Bald ent-

Das Wort eines Vaters hat für sein Kind darum eine so große Bedeutung, weil der Vater bei ihm so viel gilt als ein Papst; genießt er ja in seinen Augen das Vorrecht der Unfehlbarkeit, weil er es zuerst, den Absichten Gottes gemäß, in die Wahrheit einführt. Eben an seinen Vater wendet sich das fragende Kind und es fällt ihm nicht einmal ein, die ihm vom Urheber seines Lebens ertheilte Antwort zu prüfen.

Dieser Nimbus soll dem Vater zu Statten kommen, um seinen Kindern jene Tugenden einzuflößen, die sie zu Christen machen, jene heut' zu Tage so seltenen, männlichen Tugenden der wahren Ehrenmänner und Helden. Mit Rath und Beispiel soll er ihm sagen: Mein Sohn, liebe Gott, deine Geschwister und das Vaterland; liebe die Gerechtigkeit und sei

---

deckte er immer Neues darin und ward endlich von der Harmonie der Gesammtheit dieser ihm bisher unbekannten Lehrsätze überwältigt. Er kniete nieder und stand gläubig wieder auf; wenige Tage später empfing er mit seiner Tochter die heilige Kommunion.

bereit, lieber zu sterben, als dich an ihr zu vergehen. Beuge dein Knie vor Gott, nie vor Menschen, und erkaufe nie mit Verrath oder Niederträchtigkeit Gold oder Ruhm. Wurzle in festen Grundsätzen, und untersuche nicht erst, ob du durch sie zu zeitlichem Glücke gelangest. Sei lieber arm als feige, und bedenke, daß es etwas Kostbareres als Gold, etwas Rühmlicheres als Gunst, etwas Süßeres als Sinnengenuß gibt, nämlich das Zeugniß eines reinen Gewissens, welches mit edlem Stolze dem glücklichen Laster entgegnen darf: ich kann eben so reich sein wie du, sobald ich überdrüssig sein werde, noch länger ein wackerer Mann und ein edler Christ zu sein.

So redete einst der Held Mathathias seine Söhne, die Machabäer, an, als er fühlte, daß seine letzte Stunde gekommen sei: „Stark ist jetzt der Uebermuth und es ist eine Zeit der Strafe, der Verwüstung und des grimmigen Zornes. Darum, o Kinder, eifert nun für das Gesetz und gebet euer Leben für den Bund eurer Väter. Gedenkt der Thaten der Väter,

die sie gethan in ihren Zeiten, und ihr werdet großen Ruhm erlangen und einen ewigen Namen. Wurde nicht Abraham treu erfunden in der Prüfung, und ward es ihm nicht zur Gerechtigkeit angerechnet? Joseph beobachtete in der Zeit seiner Bedrängniß das Gesetz und wurde Herr von ganz Egypten. Phinees, unser Vater, hatte brennenden Eifer für Gott und erhielt die Verheißung des ewigen Priesterthumes. Josua erfüllte das Wort und ward Führer in Israel. Caleb legte Zeugniß ab in der Versammlung und erhielt ein Erbe. David erlangte durch seine Barmherzigkeit den Thron des Reiches auf ewige Zeiten. Elias entbrannte von Eifer für das Gesetz und wurde aufgenommen in den Himmel. Ananias, Azarias und Misael glaubten und wurden gerettet aus den Flammen. Daniel ward in seiner Einfalt gerettet vor dem Rachen des Löwen. Und so erinnert euch von Geschlecht zu Geschlecht, und ihr werdet finden, daß Alle, die auf ihn hoffen, nicht unterliegen. Und fürchtet euch nicht vor den Worten eines sündhaften Menschen;

denn alle seine Herrlichkeit wird eine Speise der Würmer und des Kothes. Heute erhebt er sich und morgen ist er nicht zu finden, denn er wandelt sich wieder in seinen Staub und seine Anschläge sind vernichtet. Darum, o Kinder, ermannet euch und seid wacker für das Gesetz; denn darin wird euer Ruhm sein[1])."

Der Vater soll seinen Lehren durch Thatkraft einen wirksamen Nachdruck verschaffen, seine Kinder den Zügel der Zucht verspüren und in seiner Hand die Fahne der Gewalt nicht erschlaffen lassen. „Hast du Söhne," spricht der Weise, „so ermahne sie und beuge sie von Jugend auf. Wer seinen Sohn lieb hat, hält ihn beständig unter der Ruthe, daß er zuletzt eine Freude an ihm erlebe und nicht an der Nachbarn Thüre klopfen muß[2]). Verzärtle deinen Sohn, so mußt du dich vor ihm fürchten; spiele mit ihm, so wird er dich betrüben. Ein unbändiges Pferd wird unlenksam, und ein sich selbst überlassener Sohn wird frech. Eine

[1]) 1. Machab. 2, 49 ff. — [2]) Eccli. 30, 1.

Tochter, die nicht eingezogen ist, halte in strenger Hut; sie möchte sonst der Gelegenheit, die sich findet, sich bedienen. Gib auf alle Schamlosigkeit ihrer Augen Acht und wundere dich nicht, wenn sie nichts nach dir frägt. Wie ein durstiger Wanderer öffnet sie ihren Mund der Quelle und trinkt von jedem nahen Wasser. Sie läßt an jedem Pfahle sich nieder und nimmt jeden Pfeil in ihren Köcher auf, bis sie sich zu Grunde richtet[1])."

Wie selten dagegen verfährt ein Vater nach diesen Rathschlägen! Seit die Sitte erschlafft und verderbliche Nachsicht in unsern Gesetzen eingetreten ist, steht die väterliche Macht nahezu wehrlos da; es ist nicht mehr jene obrigkeitliche Gewalt, welche Kraft für die Rüge hatte, ohne bei Herablassung an Würde einzubüßen; nicht mehr jenes patriarchalische Königthum, welches im Lobe und im Tadel Maß zu halten und seinen Befehlen durch einen Blick Achtung zu verschaffen wußte; nicht mehr jenes

---

[1]) Eccl. 26, 15.

erhabene Priesterthum, in welchem der Vater dem Kinde als ein belohnender und strafender Vertreter der Gottheit erschien. Der allgemeine Grundsatz der Gleichheit ist aus der Staatsgesellschaft in die Privatgesellschaft übergegangen und hat bei den Vätern die Gewohnheit, Alles geschehen zu lassen, erzeugt: so daß man lieber gewissen Lastern durch die Finger sieht, als daß man sich den Zwang anthun wollte, sie mit einem der menschlichen Trägheit beschwerlichen Nachdrucke zu verbessern. Aus grausamer Empfindsamkeit bereitet man seinen Kindern lieber schmerzlichen Verdruß für die Zukunft, als daß man sich unangenehm berühren läßt, indem man sie zum Weinen bringt.

Wohl sollt ihr als Vater gütig und nachsichtsvoll sein — denn ferne sei es von mir, zu behaupten, daß ein Vater vor seinen Kindern immer eine strenge Miene annehmen, nicht zu ihrem Streben lächeln, dem ihrem Alter eigenen Leichtsinne nichts nachsehen oder gar den guten Willen durch übermäßige Strenge entmuthigen soll. Das hieße den Geist des

Evangeliums verkennen und die berechtigsten natürlichen Gefühle verletzen. Wehe dem Vater, welcher seine Kinder nie anders zurecht weist als mit Flüchen auf den Lippen, einer Ruthe in der Hand, mit donnernder Stimme und flammendem Blicke. Seine aufbrausende Härte erbittert den Charakter des Kindes, verthiert seine Seele, macht es zum Lügner und Heuchler und benimmt dem Vater allen Einfluß auf sein Herz: weil er die Gerechtigkeit in Gestalt der Rache auftreten läßt.

Muß man hingegen vielleicht, um ein gütiger Vater zu sein, ein Kind wie einen kleinen Gott behandeln und ihm wie mit einem unterhaltenden Spielzeuge umgehen? Soll der Vater als ein Sklave der Launen des Kindes allen kindischen Einfällen zu Willen sein? Soll er von seiner einmal getroffenen Entscheidung sogleich wieder abgehen, und soll, wenn die Strafe vorüber ist, die Verzeihung den Ton eines demüthig um Gnade Bittenden annehmen? Soll er eine häufig nur unverschämte Erwiderung übermäßig bewundern? Soll er seinem erwach-

senen Sohne das trotzige Auftreten und emanzipirte Wesen, die barschen Antworten, das verspätete Nachhausekommen und die verdächtigen, häufig auf böse Liebschaften deutenden Besuche nachsehen? Gott behüte! Hat doch ein Vater ein Richteramt zu versehen und soll von den Insignien der Gerechtigkeit nicht die Wage und das Schwert weglegen, um nur die Augenbinde zu behalten.

Sehet den Baum, die Zier des Gartens; sehet, wie ein beobachtender Blick dessen Natur und Reize wahrnimmt, eine vorsichtige Hand die Auswüchse an ihm beseitigt, den zu langsamen Wuchs beschleunigt, die müßigen Aeste ausschneidet und ihn nach der für sein Fortkommen günstigen Himmelsgegend verpflanzt: so richtet ein wachsamer Vater seine Aufmerksamkeit auf Erfassung der Naturanlagen seiner Kinder und weiset einem Jeden das Passende zu, macht dem schüchternen Charakter Muth, spornt den unempfindlichen, beugt den unlenksamen und hemmt den überfeurigen.

Sehr nachsichtig gegen alles, was allein den wunderlichen Einfällen des Kindes- und Jünglings-Alters zur Last zu legen ist, soll sich ein christlicher Vater gegen alles die Heiligkeit der Sitte und der Religion Verletzende strenge und unerbittlich zeigen. In Verweisen soll er mäßig sein, um sie gelegentlich wirksamer anzubringen, noch mäßiger aber in Lobsprüchen, weil sie der Zunder eines immer frühreifen Dünkels sein dürften; er läßt dagegen nie eine gute Handlung unvergolten, sondern lohnt ihr mit einem Blicke, mit einem Lächeln, mit einem wohlwollenden Worte; er hütet sich aber wohl, ganz weltliche Beweggründe anzuwenden, um das Kind zu einer heiligen Handlung zu bestimmen, und wird nicht etwa zu seinem Sohne sagen: wenn du die erste hl. Kommunion gut verrichtest, will ich dir eine Uhr geben.

Ein christlicher Vater überwacht die Vergnügungen seiner Kinder und nimmt sich ein Vorbild an dem Patriarchen von Idumäa, von welchem es heißt: „Seine Söhne gingen hin

und richteten ein Gastmahl zu von Haus zu Haus, ein jeglicher an seinem Tage. Und sie sandten hin und luden ihre drei Schwestern ein, mit ihnen zu essen und zu trinken. Und als die Tage des Gastmahls um waren, sandte Job zu ihnen und heiligte sie und machte sich des Morgens frühe auf und opferte Brandopfer für einen jeglichen. Denn er sprach: es möchten vielleicht meine Söhne gesündigt und Gott beleidigt haben in ihrem Herzen. Also that Job alle Tage [1]."

Er überwacht ihr Lesen. „Schlechte Reden beflecken das Herz," sagt der Apostel. Was ist aber das Lesen eines schlechten Buches anders, als eine Unterhaltung mit einem verdorbenen Schriftsteller, und zwar eine viel gefährlichere, weil reizende, lange und geheime Unterhaltung? Hier sieht im Glanze des Stiles das junge, sechzehnjährige Mädchen die Menschheit in ihren Schwächen verherrlicht, die Heiligkeit lächerlich gemacht, sie sieht die Recht-

[1] Job 1, 4–5.

fertigung der Schande und die Ehrenrettung aller Arten von Ruchlosigkeit. Da wird der Gehorsam als eine Sklaverei, das Gewissen als ein Vorurtheil, die Frömmigkeit als eine Narrheit dargestellt, und die Leidenschaft wird ihrer in athemloser Spannung hingehaltenen und verlockten Seele mit ihren gebieterischen Tönen, ihrer Raserei, ihrem Schmachten und ihrer Poesie und dem Grinsen ihrer mörderischen Lust geschildert. Purpurröthe färbt das engelgleiche Gesicht der Kleinen, ihr Blut wallt in Fieberglut und beschleunigt die Pulse ihres aufgeregten, von tödtlicher Rührung überwältigten Herzens.

Ach, Jakob liebte den Joseph als den jüngsten und unschuldigsten seiner Söhne am meisten, darum gab er ihm ein schönes Kleid. Doch die eifersüchtigen Brüder verkauften den Joseph an die Ismaeliten. Dann tauchten sie seinen Rock in das Blut eines Ziegenböckchens und schickten ihn seinem Vater. Als der das blutige Gewand sah, zerriß er seine Kleider und rief: Das ist das Kleid meines Soh-

nes; ihn aber, mein liebes Kind, hat ein grausames Thier gefressen! Auch ihr, wenn ihr nicht wußtet, wie man über sein Theuerstes wachen soll, weint mit Jakob! Denn von euerm reinen, vielgeliebten Kinde ist nur das Kleid, die Hülle geblieben; seine Unschuld aber, sein reines Herz und sein Taubenauge — ein grausames Thier hat sie gefressen! und um euch Thränen der Scham und Wuth auszupressen, fehlt der Kleinen nichts weiter als ein Schmeichler, — läßt der auf sich warten, wird sie sich an dem ersten Besten genügen lassen!

Ein Vater, der dieses Namens würdig ist, wird bei Erfüllung seiner Aufgabe im Einverständnisse mit der Mutter handeln, wenn sie fromm ist, und welche Mutter wäre nicht fromm? Er wird ihren Entscheidungen mit der Macht seines Ansehens Nachdruck verleihen und sich wohl hüten, ihr Bemühen durch Entkräftung ihrer Aussprüche zu lähmen.

Ferner wird er Sorge tragen, sein Benehmen mit seinen Rathschlägen in Ueberein-

stimmung zu bringen, damit diese mehr Kraft gewinnen, und seinem Kinde nicht die traurige Wahl zwischen seinen Sittenlehren und seinen Aergernissen bleibe. O ihr alle von der Vorsehung mit dem glorreichen Priesterthum der Vaterschaft Betrauten, etwas Großes thut ihr, wenn ihr euren Kindern durch das bedeutsame Aufblühen eurer Tugenden ein christliches Lebensbeispiel gebt! Im Stillleben der Familie thut ihr, was alle Priester in der Welt thun: ihr dient als Beweis für die Göttlichkeit der Religion, zu welcher ihr euch bekennt, und redet in einer euch unbewußten Weise mit wunderbarer Gewalt zu euern Kindern: Liebe Kinder, dort unten gibt es eine Hölle für die Bösen, dort oben einen Himmel für die Guten, und für Alle lebt ein Gott, welcher uns sieht. Unter euern blonden Locken und in euerer jugendlichen Brust wohnt eine unsterbliche, von Christus erkaufte Seele. Das ist nicht ein Trug der Priester und Lehrer, welche es euch in Schule und Kirche sagen und wiederholen. Wenn sie euch täuschten, müßte ich, euer lie-

bender Vater, der auf Grund langjähriger Erfahrung mehr als ihr in dergleichen Dingen kennt, es wohl auch wissen, und würdet ihr mich nicht mehr thun sehen, was ich täglich thue; — ich würde nicht das Abendgebet mit euch und der Mutter verrichten, noch an Sonntagen die heilige Messe hören und an unsern schönen Festtagen kommuniziren.

Wenn dagegen der euch liebende und beobachtende Jüngling ein ganz entgegengesetztes Beispiel von euch erhält und euch von nichts als Aktien, Kapitalien, Börse, Beförderungen, und Plänen für's Emporkommen sprechen hört; wenn er euch im Zorn den Namen Gottes lästern hört; wenn er bemerkt, daß ihr nie das Knie in Anbetung vor Gott beugt; wenn ihr zu ihm sagt: dies und das will ich aus dir machen, sobald du einmal deine erste Kommunion vom Halse hast: dann, weh euch! Unter der Wucht des euch von Gott verliehenen Ansehens erdrückt ihr die junge Seele, welche, wenn sie über dem Beispiele euerer Gottlosigkeit oder Gleichgültigkeit erwacht und

an sich selbst irre wird, bei sich selbst spricht: Es ist keine Ueberzeugung in der Seele meines Vaters; also ist die Religion nichts als Lüge, sind die Geistlichen Dummköpfe oder Betrüger und die Tugend nur ein Name, sowie die Hölle nur eine Fabel ist. Da mag die Mutter reden, seufzen und weinen, Alles umsonst. Reißt doch der Vater mit einer Hand nieder, was sie mit der andern baut, und wird ihr der Knabe bald grinsend antworten: Liebe Mutter, die Religion ist gut für die Weiber; daß meine Schwestern dir es nachahmen, finde ich natürlich; muß aber recht sehr bitten, mich nicht zu nöthigen, meinen Vater durch ein dem seinigen widersprechendes Betragen zu verurtheilen.

Ein solches Räsonnement des Sohnes spricht um so lauter vom Frevel des Vaters, als sich dagegen nichts von ihm einwenden läßt. Durfte Gott zu Kain sprechen: Was hast du mit deinem Bruder gemacht? so darf Er auch zu so einem Vater sagen: Was hast du mit deinem Sohne gemacht?

3. Gott regiert seine freien Geschöpfe, indem Er ihr zeitliches Interesse ihrem ewigen unterordnet. So läßt er oft zu, daß der Gerechte zu seiner Läuterung von Prüfungen heimgesucht und der Gottlose vom Glücke verhätschelt werde, wäre es auch nur, um ihn einzuwiegen und für den Tag der Rache reif zu machen.

Das soll auch die Handlungsweise eines echt christlichen Vaters sein. Er soll sich vom Worte Christi bestimmen lassen: „Suchet vor Allem das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, das Uebrige wird euch zugeworfen werden." Ich will, so sage er bei sich selbst, in meinem Sohne einen Bürger für den Himmel heranziehen, wenn es mir auch nicht gelingt, einen Millionär, ein Mitglied der Akademie oder einen Regierungspräsidenten aus ihm zu machen. Vor Allem Gott und sein Seelenheil, dann erst das Glück. So wird mein Sohn wenigstens das Glück entbehren lernen, falls es auf sich warten läßt.

Deshalb wähle er für seinen Sohn Lehrer, deren Unterricht ihm in dieser Beziehung am

sichersten verbürgt ist. Es soll ihm nicht so sehr darauf ankommen, unter welchen Opfern seinem Sohne unfehlbar zu jeder Laufbahn, auf welcher sich Gold oder Ruhm erwerben läßt, Zugang verschafft werde, sondern unter welchem Einflusse sein Herz, seine Grundsätze und seine Tugend am besten vor Schaden bewahrt seien. Ja, wenn es sein muß, wird er für seinen Sohn sogar an dem niedrigen Stande, in welchen Gott ihn bei seiner Geburt stellte, sich genügen lassen, wenn in ihm größere Sicherheit für sein Seelenheil ist. Schließlich wenn der Herr diesen Sohn durch Zeichen eines bewährten Berufes für seinen Dienst verlangt, hüte er sich wohl, diesem heiligen Willen seine ehrgeizigen Berechnungen oder die Rücksichten einer grausamen Zärtlichkeit entgegenzustellen; er erlaube ihm hingegen und biete ihm nach Vermögen die Mittel, seinem Gotte mit Samuel zu antworten: ***Ecce adsum***, hier bin ich!

Thun wirklich so die meisten Väter unserer Zeit? Ach, da heißt es: ich will vor Allem

einen Baccalaureus[1]) aus meinem Sohne machen, weil ich überhaupt will, daß er Arzt oder Richter oder General oder im schlimmsten Falle ein großer Kaufmann werde. Wenn er dann noch sein Christenthum als überflüßigen Aufwand betreiben will, geht das ihn an.

Oder man ist bemüht, seinen Knaben über seinen Stand hinaus erziehen zu lassen, eine Sucht, welche das Land entvölkert, die städtische Bevölkerung überladet, Sittenverderbniß, Staatsumwälzungen, und was Alles eben aus Selbstsucht und unrichtiger Werthschätzung der Dinge hervorgeht, nährt: so daß man seine Ehre nicht in herkömmlichem, anständigem Gewerbe oder in erblicher und edler Uebernahme der Pflugschar, sondern in der Rolle eines Emporkömmlings sucht, welcher weder die kräftigen Tugenden eines stillen Kreises hat, aus welchem er austritt, noch die zierliche Einfachheit der hohen Sphäre, in die er eintritt.

---

[1]) einen Abiturienten in Deutschland.

Dagegen gilt bei vielen Vätern ein Sohn, welcher in den geistlichen Stand eintritt, für ein betrogenes, in den Tod gehendes Kind. Darum werden Hindernisse vor ihm aufgehäuft, und setzt er sich thatkräftig über sie hinweg, so wird er beweint oder verflucht. Zur Zeit, als die Kirche reich, mächtig und geehrt war, und angesehenen Familien die reichen Abteien und fetten Pfründen nebst einem reichlichen Antheil an Ehrenstellen und Einfluß in den berathenden Versammlungen der Nation in Aussicht stellte, da war es anders: da verpesteten die höchsten Kreise der Gesellschaft das Heer der heiligen Streiter mit ihren ins Heiligthum gesteckten, jüngsten Söhnen oder Bastarden und es geschah, was aus der Geschichte bekannt ist. In unserer Zeit haben sich die Verhältnisse anders gestaltet. Jetzt steht der durch die große Staatsumwälzung geläuterte und verjüngte Klerus mit seinen heiligen Werken, seinem Wissen und seiner Tugend vor uns; er ist, ungeachtet theilweiser, allem Menschlichen anklebender Schwächen, immerhin die

tugendhafteste und aufgeklärteste Körperschaft im Staate und bildet mit dem Richterstande und dem Heere die dreifache den gesellschaftlichen Bau stützende Säule. Gleichwohl ist der Priester arm, wenig besoldet und nicht mehr seines Standes, sondern nur noch seiner Tugend wegen geachtet, so daß er, zu ruhelosem Kampfe mit einer ihm auflauernden, rationalistischen und sinnlichen Gesellschaft genöthigt, die Lasten seiner Größe ohne den Genuß ihrer Vortheile trägt. Kurz er steht dem Himmel näher und weidet sich um so weniger am Fette der Erde, was eben vor vielen Vätern sein Vergehen und Unglück ist. Darum zählt die Geistlichkeit wenige Schooßkinder des zeitlichen Glückes unter den Ihrigen. Ja, mit einigen um so bewunderungswürdigern und seltnern Ausnahmen besitzt das Volk, das anständige, arbeitende und betende Volk, ausschließlich das Vorrecht, Gott Priester und dem Vaterlande Streiter zu geben.

Ihr Väter, hört einmal zu: „Gott prüfte Abraham und sprach zu ihm: Abraham, Abra-

ham! Er aber antwortete: Hier bin ich. Und Gott sprach zu ihm: Nimm deinen einzigen Sohn, den du liebest, Isaak, und ziehe ins Land Morija und opfere ihn daselbst zum Brandopfer auf einem Berge, den ich dir zeigen werde. Also stand Abraham des Nachts auf, gürtete seinen Esel und nahm mit sich zwei Knechte und seinen Sohn Isaak. Und als das Holz zum Brandopfer gespalten, zog er nach dem Orte, den Gott ihm anbefohlen hatte. Am dritten Tage aber erhob Abraham seine Augen und sah den Ort von ferne. Und er sprach zu seinen Knechten: Wartet hier mit dem Esel; ich und der Knabe wollen dorthin eilen, und zu euch zurückkehren, wenn wir angebetet haben. Er nahm auch das Holz zum Brandopfer und legte es auf seinen Sohn Isaak. Er selbst aber trug das Feuer und das Schwert in seinen Händen. Und als beide miteinander gingen, sprach Isaak zu seinem Vater: Mein Vater! Dieser aber antwortete: Was willst du, mein Sohn? Siehe, sprach er, hier ist Feuer und Holz, wo ist das Schlachtopfer zum Brand-

opfer? Abraham aber sprach: Gott wird sich ein Schlachtopfer zum Brandopfer ausersehen, mein Sohn! Also gingen beide miteinander.

„Und sie kamen an den Ort, den Gott ihm gezeigt hatte: Daselbst baute er einen Altar und legte das Holz darauf. Und als er seinen Sohn Isaak gebunden hatte, legte er ihn auf den Altar über die Lage des Holzes. Und er streckte seine Hand aus und ergriff das Schwert, um seinen Sohn zu schlachten. Und siehe, der Engel des Herrn rief vom Himmel und sprach: Abraham, Abraham! Dieser antwortete: Hier bin ich. Und er sprach zu ihm: Strecke deine Hand nicht aus über den Knaben und thu' ihm nichts; denn nun erkenne ich, daß du Gott fürchtest und auch deines einzigen Sohnes nicht geschont hast um meinetwillen. Ich habe bei mir selbst geschworen, spricht der Herr, weil du das gethan hast und deines einzigen Sohnes nicht geschont hast um meinetwillen: so will ich dich segnen und deinen Samen mehren wie die Sterne und wie den Sand, der am Ufer des Meeres ist; dein Name soll

besitzen die Thore seiner Feinde, und in deinem Samen sollen gesegnet werden alle Völker der Erde, weil du meiner Stimme gehorcht hast [1])."

Das, ihr Väter, sei euch ein Vorbild, und wenn Gott euern Sohn verlangt, so antwortet Ihm mit Abraham: Ich bin bereit, ihn Dir hinzugeben. Du magst ihn Dir zum Opfer nehmen, indem Du ihn zum Propheten salbest. Eben wenn ihr euch in dieser Weise durch Unterwerfung unter seinen heiligen Willen gerecht gegen den Herrn zeigt, dürft ihr auch euere Vaterrechte in Anspruch nehmen.

II.

Als Schöpfer hat Gott unverjährbare Rechte auf das Geschöpf; er hat Recht auf seinen Gehorsam als die oberste Gewalt, auf seine Anbetung als die unendliche Vollkommenheit, auf seine Liebe als das höchste Gut und die höchste Schönheit. Aehnlich hat der Vater Recht auf den Gehorsam, die Achtung und die Liebe seiner Kinder und somit auch auf ihren Bei-

---

[1]) I. Buch Mos. 22.

stand, ihre Hülfe und alles, was die Liebe in sich faßt.

Wie mancher entartete Sohn verletzt diese Rechte und verkennt alle Pflichten gegen die Urheber seines Daseins! Wie mancher übertritt ihren Befehl, verachtet ihre Rathschläge in den wichtigsten Angelegenheiten! Wie mancher schämt sich ihrer, verhöhnt, beraubt sie und läßt sie dann in schmählichem Darben hinschmachten! Eben weil solchen Kindern das Gedächtniß des Herzens, das, was man Kindesliebe nennt, abgeht. Ihr Kinder! Man durfte euch vielleicht Undank nachsehen, als ihr klein und schwach waret, weil ihr damals die Schützlinge waret, und die Liebe abwärts, d. h. von den Eltern auf die Kinder fließen mußte. Da aber das Alter eine Rückkehr zur Kindheit, weil zur Schwachheit ist, sind jetzt die Rollen umgetauscht, wird der Vater zum Schützling und soll die Liebe aufwärts gehen. Undank rührt bei vielen Kindern daher, daß man auf die Worte des Weisen vergißt: „Gib deinem Sohne nicht Gewalt über dich, so lange du lebst und übergib

Niemanden dein Vermögen, damit es dich nicht etwa reue, und du wieder darum bitten müssest. So lange du lebest und athmest, laß dich von keinem Wesen darin irre machen. Denn es ist besser, daß deine Kinder dich bitten, als daß du auf die Hände deiner Kinder blicken müssest. In Allem, was du thust, behalte die Oberhand. Laß deine Ehre nicht beflecken. Am Ende der Tage deines Lebens, zur Zeit deines Hinscheidens, vertheile deine Erbschaft[1])."

Wohl weiß ich, daß häufig der Undank des Sohnes gegen den Vater der verdiente Lohn für den Undank des Vaters gegen Gott ist; jedoch ein Frevel entschuldigt und rechtfertigt niemals einen andern.

„Wer seinen Vater ehret, wird Freude an seinen Kindern haben und an dem Tage, da er betet, erhöret werden und lange leben. Wer den Herrn fürchtet, ehret seine Eltern und dienet denen als seinen Gebietern, die ihn erzeugt haben. Mein Kind, nimm dich des Vaters

---

[1]) Ecclesi. XXX. 20—24.

im Alter an und betrübe ihn nicht, so lange er lebt, und wenn seine Sinne abnehmen, so halt' es ihm zu gut, und verachte ihn nicht in deiner Kraft. Welch bösen Namen macht sich, wer seinen Vater verläßt, und verflucht ist von Gott, der seine Mutter erbittert [1])! Gedenke, daß du ohne sie nicht geboren wärest und thue ihnen Gutes, sowie sie auch dir erwiesen [2]). Gedenke deines Vaters und deiner Mutter, wenn du mitten unter den Großen bist [3]).

„Ein Aug', das seinen Vater verspottet und die Geburt seiner Mutter verachtet, das sollen die Bachraben aushacken und die jungen Adler fressen [4])."

Das sind, meine Kinder, Weisheitsworte des Herrn, welcher nie trügt und sich nie betrügen läßt. Das sind Lehren, welche ein weiser Sohn befolgt, um sich vor Gottes Flüchen sicher zu stellen. Der Tag wird kommen, wo ein ehrwürdiger Vater nicht mehr unter den Lebenden sein wird, bald werdet ihr ihn nicht

---

[1]) Eccli. 3. [2]) Eccli. 7, 29—30. [3]) Das. 23, 18. [4]) Spr. 30, 17.

mehr sehen, wie er auf seinen Stab gestützt seinen starren Gliedern Bewegung und einigen Sonnenschein gönnt. Bald wird der Priester die Gebete der Todten über seinem Sarge sprechen und werdet ihr beim Heimkommen nicht mehr die Freude haben, sein sanftes Antlitz und sein Silberhaar zu sehen. Ach, gebe Gott, daß in dem Augenblicke seines Hinscheidens euere Thränen aus einem liebenden und trauernden Herzen, nicht aber aus einem strafbaren, zu spät bereuenden Gewissen quellen!

2. Vor Allem aber gedenkt des trostreichen und furchtbaren Spruches: Der Segen des Vaters baut den Kindern Häuser, der Fluch der Mutter hingegen zerstört sie von Grund aus. Meidet den einen als den furchtbarsten Unstern, und suchet euch des andern als des kostbarsten Erbgutes würdig zu machen.

Wollt ihr einen Begriff haben von dem Wehe und der Seligkeit, welche in den Worten Vatersegen und Vaterfluch liegt, so leset aufmerksam folgende Worte: „Noe fing an die

Arche zu bauen, und pflanzte einen Weinberg. Und da er Wein trank und die berauschende Kraft desselben nicht kannte, wurde er trunken und lag entblößt in seiner Hütte. Als dieß Cham sah, der Vater Chanaans, daß nämlich seines Vaters Scham entblößt sei, sagte er es draußen seinen beiden Brüdern. Aber Sem und Japhet legten einen Mantel auf ihre Schultern und gingen rücklings hin, die Scham ihres Vaters zu bedecken, und wandten ihr Angesicht weg, daß sie ihres Vaters Scham nicht sahen. Als aber Noe erwachte vom Weine und erfuhr, was ihm sein jüngster Sohn gethan, sprach er: Verflucht sei Chanaan! ein Knecht der Knechte sei er seinen Brüdern[1])!"

Jetzt seht euch einmal nach Verlauf von vierzig Jahrhunderten den schwarzen Mann mit dem krausen Haar, den dicken Lippen und der niedergedrückten Stirne an, wie er sich vor einem gefürchteten Fetische beugt, gegen die ihn sengende Sonne schimpft und einem ihn nach

---

[1]) Gen. IX. 20—25.

Laune tödtenden oder aus Habsucht verschachernden Tyrannen gehorcht; jetzt, da er zur Sache eines andern Menschen geworden, steht er unter fremder Sonne Gluthen und kratzt mühsam dürres Land auf, welches ihn nichts angeht, und kriecht in den Winkel vor der Peitsche eines Tyrannen, welcher ihn verachtet, während er ihm im Schweiße seines Angesichtes die Mittel zu allen verfeinerten Genüssen einer ihm unbekannten Ueppigkeit verschafft und in seinem verachteten Zustande nicht einmal mehr die letzte Hoffnung aller Sklaven, nämlich das über Knechtschaft erröthende und nach Freiheit strebende Schamgefühl besitzt. Der Name dieses schwarzen Mannes heißt: Chanaan der Verfluchte.

„Und Noe sprach weiter: Gebenedeit sei der Herr, der Gott Sems, und Chanaan sei ihm Knecht. Gott breite Japhet aus, und er wohne in den Hütten Sems und Chanaan sei ihm Knecht [1])!“

---

[1]) I. Buch Mos. 29, 26—27.

Und jetzt schaut euch einmal um, ihr habt die Farben und Flaggen Japhets vor euch auf allen Meeren und in allen Häfen. Japhet ist allenthalben von Pol zu Pol in der Gestalt seiner Seefahrer, Kaufleute, Soldaten, Konsuln und Apostel. Japhet spendet den Völkern Licht, bringt ihnen Krieg und Frieden und trägt in den Falten seiner Toga die Geschicke der Welt. Wenn Japhets Stimme ertönt, geräth das alte und neue Festland in Aufregung und fragt bei sich selbst: Wer regt sich?

Eben Japhet regt sich mit seinen Dichtern, Gelehrten, Rednern und heldenmüthigen Soldaten; Japhet mit seinen Eisenbahnen, seinen schwebenden Brücken, seinen Panzerfregatten und gezogenen Kanonen; Japhet, welcher sich auf Kosten Chanaans nährt und kleidet und für dessen Befreiung kämpft, ohne daß er's über sich gewänne, ihn zu achten. Wenn von dem Verdecke eines kühnen Bootes ein die Sprache Japhets redender und dessen Gesichtszüge tragender Mann sich auf irgend einen entlegenen Strand hinausschwingt, mag der Schwarze,

Chanaans Sohn, brüllen; er beugt sich aber vor seinem Gebieter, welchen er im Weißen erkennt, weil er in seinem sichern Gange und stolzen Blicke den Sohn des Segens erkannt hat!

Väter, groß ist euere Macht. An euern Söhnen ist's, zu bewirken, daß sie ihnen zum Heile gereiche, an euch aber, nur solche Bitten an Gott zu richten, daß euch nicht vor deren Erfüllung grauen darf.

Gesegnet sei der Sohn, der seinen Vater ehrt; gesegnet der in seiner Familie wie ein ehrwürdiger Priester in Ehren waltende Vater, der seinen Kindern außer der Frucht seiner Mühe und Sorge den weit kostbareren Schatz seiner Rathschläge und Beispiele hinterläßt. Ihm mag gelten, was der Weise sagt: „Unterweise deinen Sohn, so wird er dich ergötzen und Wonne gewähren deiner Seele [1]). Wer seinen Sohn unterrichtet, wird seinetwegen gelobt werden und unter den Hausgenossen sich seiner rühmen [2])". Von ihm mag gelten: „Stirbt sein Vater, so ist's, als wäre er nicht gestorben; denn er hat sein Ebenbild hinterlassen.

In seinem Leben sah er ihn mit Freude, und in seinem Tode wird er nicht traurig, noch beschämt vor seinen Feinden. Denn er hinterläßt in seinem Sohne einen Verfechter des Hauses wider seine Feinde, einen dankbaren Vergelter für seine Freunde[3])".

Er wird mit der unnennbaren Freude sterben, eine der folgenden ähnliche Grabschrift, welche beredter ist als alle Grabreden, verdient zu haben: Hier ruht Pipin, der Vater Karls des Großen!

---

[1]) Spr. 19, 17. [2]) Ecclesi. 30, 2. [3]) Eccli. 30, 4—6.

IX. Kapitel.

Der Stern.

Wie der Stern am Firmament nicht von den andern abgeschlossen und vereinzelnt dasteht, sondern die andern durch Licht, Wärme und Anziehungskraft beeinflußt, so steht auch der Mensch nicht als ein vereinzeltes Wesen auf Erden da, sondern als eines der vielen in einander greifenden und sich gegenseitig beeinflussenden Glieder der Gesellschaft. Jeder trägt in reicherem oder geringerem Maße zum Heile seiner Brüder und zu der großen Harmonie der Welten bei.

Wie des Sternes Glanz in die prangende Ausstattung des Firmamentes hineinleuchtet, so soll in der moralischen Sphäre ein echter Christ in den Augen der Brüder leuchten, indem er sie durch großmüthiges Bekenntniß seiner Grundsätze, unerschütterliche Pflichttreue und beharr-

liche Bestätigung im Guten erfreut und ermuthigt. Die Gerechten, sagt der heilige Gregor, sind uns durch ihr Beispiel Leitsterne auf dem Pfade dieses Lebens; und in gleichem Sinne ist die Lehre des Heilandes zu verstehen: „Laßt euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie euere guten Werke sehen und den Vater preisen, der im Himmel ist[1].“

I.

Eben als Christus vor Kaiphas erschien, ging im Gerichtshofe des Prätoriums ein gar betrübender Auftritt vor. Eine Magd hatte Petrus als einen aus den zwölf Aposteln des Heilandes erkannt, und sie sprach zu ihm: „Du bist auch einer aus den Galiläern!“ Und Petrus statt seinen Glauben mit offener Stirne zu bekennen, war schwach genug, seinen göttlichen Meister zu verleugnen mit der Antwort: „Weib! ich kenne den Menschen nicht.“ Eine schmähliche Untreue gegen den göttlichen Hei-

[1]) Matth. 5, 16.

land! Worin bestand aber die Frevelthat des Apostels? Es war nicht Gottlosigkeit, nicht Unglauben, noch auch schlechterdings Gleichgültigkeit; denn er glaubte an Jesus und liebte Ihn; es war vielmehr etwas Anderes: er war feige, wo er beherzt sein sollte; er schämte sich, als er geradezu stolz sein durfte; er war undankbar, als der Zeitpunkt da war, wo er sich erkenntlich zeigen sollte: das war sein Verbrechen.

Und ist die Geschichte dieses Apostels nicht auch die einer Menge Christen unserer Zeit? Ach, wie viele Kleinmüthige gibt es nicht, bei welchen die Gesinnung besser ist als das Leben, zaghafte Menschen, die wie vor einem Verbrechen zurückscheuen, wenn es gilt, ihre Handlungen mit ihren Ueberzeugungen in Uebereinstimmung zu bringen!

Nun aber ist ein solches Benehmen zunächst eine Feigheit. Der Soldat, der vor dem Feinde flieht, tritt seine Pflicht aus Furcht vor dem Tode mit Füßen; darum ruft man ihm zu: du Feigling! mit andern Worten: Die Stimme deines Gewissens, den Ruf dei-

ner Führer, die Ehre deiner Fahne, die Vaterlandsliebe und alles, was dich mahnte, drauf los zu gehen und dich, wenn's sein muß, erschießen zu lassen, hast du in die eine Wagschale gelegt; in die andere Wagschale aber die feindliche Kugel, dein Blut, dein Leben und alles, was dir sagte: *Fliehe!* und du bist geflohen, wo es zu kämpfen, vielleicht zu sterben und um jeden Preis zu siegen galt. Geh', du bist kein Soldat und nicht einmal ein Mann mehr! Was geht nun aber in der Seele eines Christen vor, der sich scheut, seinen Glauben vor der Welt zu bekennen? Er spricht bei sich selbst: Allerdings, vor Gott, vor meinem Gewissen, vor meinem eidlichen Versprechen und meinen höchsten Interessen bin ich verpflichtet, mich als das zu zeigen, was ich bin. Doch wenn ich beichte und kommunizire, wenn ich den Heldenmuth habe, *Freitags kein Fleisch zu essen*, was werden die Leute von mir sagen? Wohl weiß ich, daß es besser ist, Gott zu gehorchen, als den Menschen: thut nichts, ich fürchte mich und mag mich ebenso wenig

entschließen, mit meinen Freunden zu brechen, als ihrem Hohnlächeln mich auszusetzen. Und so betäubt dieser Mensch sein Gewissen, verleugnet seinen Gott, vergeht sich gegen seinen Schwur und schlägt seine Seele in die Schanze, nicht etwa weil er, wie der Soldat, dem Tode nicht in's Angesicht sehen mag, sondern nur um sich nicht einem eitlen Gespötte auszusetzen, das nur denjenigen, von dem es herkömmt, entehrt und demjenigen, auf den es zielt, zum Lobe gereicht.

Nicht allein seine Pflicht, sondern auch die heiligste aller Freiheiten gibt so ein Mensch der Furcht preis.

Die Gewissensfreiheit (die Freiheit des Irrthums und des Bösen mit eingeschlossen) hat allmälig in unsern Gesetzen und unsern Sitten Fuß gefaßt; sie macht einen Theil der sogenannten Errungenschaften von 89 aus. Ob eine Freiheit der Art vom Guten oder vom Bösen sei, wollen wir hier nicht weiter untersuchen; es genüge, auf die Thatsache hingedeutet zu haben, daß eine solche Frei-

heit besteht. Gleichwohl gibt es eine viel rechtmäßigere und weniger bestreitbare Freiheit, ich meine die Freiheit des Guten. Nicht aus der „Erklärung der Menschenrechte," wohl aber aus der nie verjährbaren Offenbarung der menschlichen Pflichten ist sie hervorgegangen. Nicht auf den Ruinen der Bastille wurde sie verkündet, wohl aber in den Amphitheatern des römischen Reiches errungen, in diesen unsterblichen Thermopylen, allwo zehn Millionen Martyrer mit ihrem Blute die Inschrift zurückließen: „Wanderer! sage der Welt, daß wir hier gefallen sind, um unsern Söhnen das Recht zu erwerben, Gott zu lieben und Ihm in Freiheit dienen zu können!"

Und dennoch! was sieht man? In einer Zeit, da nach denkwürdigen Kämpfen einem Jeden die Freiheit des Bösen gewährleistet wird, sieht man gewisse Leute auf die Freiheit des Guten Verzicht leisten! Leute sind's, die sich bemühen, schlechter zu erscheinen, als sie sind, aus Furcht zu mißfallen, wem zu mißfallen?

einer Magd! das heißt Menschen, die sich selbst oft im Herzensgrund verachten, Menschen, die, während sie der Kirche Intoleranz vorwerfen, nicht Flüche genug auf die Inquisition aufbieten können und die Kühnheit so weit treiben, daß sie, allem Anstand zum Hohn, die unausstehlichste aller Tyranneien, die Gewissenstyrannei, ausüben.

Sonderbar! einer solchen Sklaverei unterzieht man sich, um nicht für schwachsinnig zu gelten, um sich mit Gewandtheit und Fug den Anstrich eines starken Geistes zu geben! Als wäre es Schwäche, wenn man sich, allem Gerede zum Trotz, so hinstellt wie man ist, und als wäre es Stärke, wenn man sich für das, was man nicht ist, hinstellt, und den ersten Besten, der da kommt, im unantastbaren Heiligthume seiner Seele den Polizeidiener spielen läßt! Unzweifelhaft wollte auch Petrus den Schein des Starken haben, als er der Magd, um sie zu beschwichtigen, zuraunte: „Weib, ich kenne den Menschen nicht;" ich, ein Jünger Christi, da ich weiß, daß du ihn nicht

magst! ich, meinen Ueberzeugungen treu bleiben, da ich weiß, daß du jene Ansicht nicht theilest? Nein, Weib, dazu bin ich zu beherzt! O Thorheit! o Hohn!

Klägliche Opfer der Menschenfurcht! Ihr kleinmüthige Brüder, höret! gutmüthig und liebenswürdig dürft ihr sein, dürfet alles Lächerliche einer übel verstandenen Frömmigkeit oder einer schiefen Ausübung der Religion vermeiden: im Uebrigen aber seid offen und freimüthig, und man wird's euch nimmer verargen. Freilich ist das Lächerliche, in Deutschland sowohl als in Frankreich, eine tödtliche Waffe, doch der Muth wird immer und überall in Ehren gehalten [1]).

[1]) Wenn vor zwei Jahren auf der Versammlung der Katholiken in Aachen das Wort: „Es fehlt uns an Männern" einem der beliebtesten deutschen Redner so reichhaltigen Stoff zu einer mit so viel Begeisterung vorgetragenen und mit so viel Beifall aufgenommenen Rede gegeben hat, so könnte das Wort: „Es fehlt uns an Muth" einem ähnlichen Redner wohl ähnliche Dienste leisten. Warum zeichnen sich die Katholiken doch leider zu häufig durch

Diese Charakterschwäche hat sich unseres Zeitalters bemächtigt und lastet lähmend auf dem öffentlichen Leben[1]). „Es ist einer der

---

eine Art ungegründeter Schüchternheit und Mattigkeit aus? Wer hätte wohl mehr Grund, Muth zu haben, als sie, und wer hat dessen weniger, als eben Die, welche mit unerhörter Frechheit jedem Betrug wie baarer Münze Durchgang zu verschaffen wissen? Werden denn immer und überall die Kinder der Finsterniß in ihrer Art klüger sein, als die Kinder des Lichtes? (A. d. Ü.)

[1]) Bei einem großen politischen Schmaus rief nach vielen ausgebrachten Toasten und gehaltenen Reden der Vorsitzende: „Hat Niemand mehr etwas zu sagen?" Da Alles schwieg, so sagte er: „Wohlan, gehen wir zum Kaffeetisch." Plötzlich rief einer der Anwesenden: „Meine Herren, wenn Sie erlauben, hätte ich noch ein Wörtchen zu reden." Von allen Seiten: „Nur zu, Sie sollen sprechen." Hierauf beginnt er: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes ... Wir danken Dir, allmächtiger Gott, für alle Wohlthaten, welche wir von Deiner Güte empfangen haben — der Du lebest und regierest in Ewigkeit. Amen! Das ist das Wörtchen, welches ich zu sagen hatte. Wollen Sie jetzt, so gehen wir und trinken Kaffee."

bedenklichsten Schäden unserer Zeit, sagt ein denkender Geschichtschreiber, daß so wenige Menschen Geistes- und Charakterstärke genug bewahren, um selbstständig zu denken und ihren Gedanken gemäß zu handeln. Die geistige und sittliche Unabhängigkeit der Einzelnen schwindet unter der Wucht der Ereignisse und nimmt Fersengeld vor der Tollwuth der Schreier oder den tumultuarischen Forderungen des großen Haufens; und über dieser allgemeinen Verknechtung gibt es weder gerade Geister noch Querköpfe, weder Bedächtige noch Uebereilte und blindlings Handelnde, weder Anführer noch Gemeine mehr. Alle weichen dem gleichen Drucke und beugen sich unter demselben Windhauche. Die gemeinsame Schwäche gleicht Alles aus; Rangordnung und Zucht werden in der Menschheit etwas Seltenes. Die Hintermänner führen die Vordermänner, eben weil sie diese

---

Alles brach in ein Gelächter aus; allein der wackere Christ erhielt manchen Händedruck unter Begleitung des eben so schmeichelhaften als wohl verdienten Komplimentes: Sie sind ein beherzter Mann!

drängen und drücken, während sie selbst als die feuerigsten und blindesten Werkzeuge einer auf sie drückenden Tyranei gedrängt werden[1])."

An euch ist es, ihr Christen, euch stolz diesem Verfalle der Charaktere entgegen zu stemmen.

Warum solltet ihr auch über euere Grundsätze oder euere That erröthen? Das hieße euch eurer rühmlichsten Ehrentitel schämen.

2. Wo ist ein Mann, dem sein Vaterland nicht lieb wäre? wer zählt nicht die Heldenthaten seiner Vorfahren mit fast gleichem Stolze auf, wie wenn er selbst daran Theil genommen hätte? Wenn Einer sagt: Ich bin ein Deutscher[2]), so fühlt er dabei einen gerechten Stolz, denn in diesem Worte liegt Ruhm. Er will damit sagen: Ich gehöre jenem Volke an, dessen Treue und Redlichkeit sprichwörtlich geworden ist; ich bin ein Nachkomme jener freien, deutschen Männer, bei denen stets die

[1]) Guizot's Memoiren, I. B. S. 204. [2]) Text des Uebersetzers.

edle Gastfreundschaft geübt wurde, in deren Versammlung Jeder, der Erfahrung und Tugend besaß, einfach und kurz, durch Kraft der Gründe, reden durfte; ich gehöre jenem Volke an, unter dessen Kaisern, Sachsen, Hohenstaufen und Habsburgern, so manche glänzen, die Tugend und christlichen Glauben noch höher schätzten, als den Heldenmuth ihrer Waffenthaten; jenem Volke, das unter dem Polenkönig Sobiesky die das christliche Abendland bedrohenden Türken in die Flucht schlug, dessen Verbündete bei Leipzig und Waterloo den herrschsüchtigen Eroberer zurückdrängten, jenem Volke, dem die gebildete Welt so manche der wichtigsten Entdeckungen zu verdanken hat[1]). Das

---

[1]) Schön hat's der Dichter besungen:

Jene den Griechen verborgene Kunst und den Römern verborgen
Brachte der forschende Geist eines Germanen an's Licht.
Was jetzt immer die Alten und was die Neuern wissen,
Wissen sie nicht blos für sich, sondern für die Völker der Welt.
(Aufschrift von Guttenbergs Denkmal in Mainz.)

ganze Land der Deutschen ist mein Vaterland. Ich bin ein Mann, dem der Handschlag so viel als Schwur gilt, ein Mann, von dem es heißt:

> Gerad und ehrlich ist sein Brauch.
> So wie er spricht, so denkt er auch.

Doch, wie groß auch der Ruhm sein mag, den mir mein Vaterland gewährt, wie ehrenvoll es auch sein mag, sagen zu können: Ich bin ein Deutscher! so gibt es denn doch einen viel glorreichern Titel, einen Titel, der über jede Vaterlandsehre erhaben ist, auf den wir eher Recht haben, stolz zu sein, als auf allen Adel und alle Siege der Welt, der nämlich, daß man sich in Wahrheit das Zeugniß geben könne: Ich bin ein Christ!

Ich bin ein Christ! heißt, wenn's Einer recht versteht: ich spreche es laut aus, daß ich in Wahrheit ein Weiser, in Wahrheit ein Held sein will.

Ein Christ ist wahrhaft ein Weiser, denn er hat die richtigste Weltanschauung, die richtigste, weil sie von dem höchsten Gesichtspunkte

aus genommen ist. Seine im Glauben erleuchtete Vernunft hat ihm von vorneherein Alles enthüllt; mit einem Blicke überschaut er Zeit und Ewigkeit. Er ahnt das Nichts des Geschöpfes sogar in seinem Glanze, er kennt die Treulosigkeit seiner Küsse. Er gewahrt an der Grenze der Lust den Gewissensbiß, an der Grenze liebender Anhänglichkeit den Unbestand des Herzens, an der Grenze zeitlichen Wohlstandes den Ueberdruß, an der Grenze des Ruhmes die Enttäuschung, und an dem Ziele alles irdischen Rausches einen Sarg.

Diese Lebensanschauung macht den Christen zum behutsamsten aller Menschen und verschafft ihm den unvergleichlich werthvollen Vortheil, daß er nicht überrumpelt werden kann.

Ein Christ ist wahrhaft ein Held, vorerst weil er nicht in fremdem Beistande, sondern in sich selbst, mit der Gnade, die zum sichern Siege verhelfende Kraft finden muß. Dem Soldaten auf dem Schlachtfelde dient zur Ermuthigung der Blick seiner Waffengefährten

die Stimme der Führer, das Rauschen der Fanfaren, Pulverdampf und Kanonendonner, wallende Fahnen und glühende Vaterlandsliebe, und vor Allem das Auge des Fürsten, der dem Sieger das Ehrenkreuz entgegenhält. Der Christ ficht allein in unbekannter Arena vor den Augen Gottes, und weit entfernt, es auf Ruhm abzusehen, scheut er vor ihm gleich dem nach vollbrachter Heldenthat vor seinem Waffenträger knieenden Tankred, als er „um Gottes und der heiligen Jungfrau willen bat, Niemand etwas davon zu sagen!"

Ein Christ ist wahrhaft ein Held, weil sein Muth nicht einen Tag über, sondern alle Tage währen soll. Um in den Augen der Menschen ein Held zu sein, dazu genügt eine einzige glänzende That, nach welcher es Einem auszuruhen und ferner im Privatleben sich nimmer ähnlich zu sehen vergönnt ist. Ein Christ soll sich immer, in allen Verhältnissen und unter jeden Umständen gleich bleiben. Held soll er sein immer und Allen gegenüber, seinen Hausknecht nicht ausgenommen!

Endlich ist der Christ darum ein wahrer Held, weil er sich selbst bekämpft. Unaufhörlich über sich selbst zu wachen, sich selbst überall zu beobachten, seine Neigungen seinen Abneigungen zum Opfer zu bringen, mit der einen Hälfte seiner eigenen Natur gegen die andere zur Wehr zu stehen, in stetem Kampfe mit dem eigenen Herzen zu leben, Tag und Nacht, bis zum Grabe, eine von Entsagung sich nährende Seele in sich zu tragen, ist ein Heroismus, dem die Welt nichts an die Seite zu stellen hat — ein Heroismus so groß, daß Leute, welche ihr Leben in zwanzig Schlachten auf's Spiel gesetzt, sich dann als Feiglinge wieder finden, wenn es gilt, sich selbst zu beherrschen. Nach Außen sind sie Sieger, unterliegen aber vor sich selbst. Wohl sind sie bereit, ihren letzten Blutstropfen an die Ehre ihres Vaterlandes zu setzen, sind aber nicht im Stande, eine Anwandlung des Zornes, eine Regung der Selbstsucht zu bemeistern oder dem Reize einer an den weißen Nacken sich schmiegenden Haarlocke zu widerstehen.

Ich frage also: Gibt's hier etwas, worüber Jemand zu erröthen hätte, oder wodurch das Gespötte des Gottlosen gerechtfertigt wäre?

Was ist denn ein Gottloser? ein Unwissender, der an Voltaire mehr glaubt, als an Christus, und einen ihm schmeichelnden Irrthum der allein rettenden Wahrheit vorzieht; ein Thor, der sich über seine Seele, über Himmel und Hölle, über Gott und alles Ernsthafte lustig macht, um dem Tand, den er allein belachen sollte, mehr Aufmerksamkeit schenken zu dürfen; ein Meineidiger, der sich eine Ehre daraus macht, den lieben Gott, zu welchem er auf dem Schooße seiner Mutter betete, zu verkennen und zu lästern und die Gelöbnisse seiner ersten heiligen Kommunion zu brechen; ein Feigling, der sich im Gefühle seiner Schlaffheit vor der, Energie fordernden Tugend fürchtet und daher, um sein Gewissen zu beschwichtigen, diejenigen verhöhnt, deren Muth ein beständiger Vorwurf für ihn ist.

Großer Gott! das sind die Leute, vor denen man Angst hat!

Als Leonidas sein Vaterland vertheidigte und, seinen Eiden getreu, in den Tod ging, bewunderten seinen Muth die persischen Horden und verhöhnten ihn nicht. Und hätten sie ihn verhöhnt, würde sich der Held aus ihrem Gespötte eben so wohl wie aus ihrem Geschosse nichts gemacht haben! *Man muß es doch in der Narrheit weit gebracht haben*, rufe ich mit Bossuet aus, *wenn man nicht weise sein will, weil Narren über die Weisheit spotten*[1])!

---

[1]) *Buckelige* sind oft zur Abwehr genöthigt und daher gewöhnlich sehr witzig. Dennoch ist's einem Buckeligen noch nie eingefallen, einem wohl gestalteten Menschen aus seinem Wuchs einen Vorwurf zu machen; und nie wird sich ein Wohlgestalteter versucht fühlen, jenem sein Gebrechen abzustudiren, um ihm einen Gefallen zu erweisen. Aehnlich machen Glaube und Tugend den *geraden Wuchs der Seele* aus. Dennoch erröthen merkwürdiger Weise die geraden Seelen, während die buckeligen spotten.

3. Ein Christ, welcher Scheu hat, seinen Glauben vor den Menschen zu bekennen, ist nicht nur ein Feigling, der sich dessen schämt, was ihn ehrt, sondern auch ein undankbarer Mensch.

Angenommen du wärest ein Handwerker oder ein Bauer oder ein Kleinkrämer, und es wäre dir durch allerlei Entbehrungen und lang-

---

Wer denkt hier nicht an den Heidelberger Studenten, der gen Würzburg reisend in ein Dorf am Neckar gerieth, in welchem sämmtliche Einwohner Kröpfe haben? Als die Schuljugend, die eben auf der Straße spielte, den Studenten mit seinem schlanken Halse sah, liefen ihm Alle mit ihren Kröpfen keuchend nach und schrieen: „Langhals! Langhals!" Eine Frau aber, die gleichfalls am Halse gut versehen war, verwies es den Jungen und sagte: „Ihr Schlingel, ihr! wie könnt ihr einen unglücklichen Menschen noch verspotten! Der junge Mensch ist unglücklich genug, daß er nicht alle Glieder hat!" — Wenn die Gottlosen in ihrem Heroismus den braven Christen bemitleideten, wären sie wohl mit diesem Weibe zu vergleichen; da sie nun aber auch spotten, sind sie noch weit ärger, als jene kröpfige Schul-Jugend am Neckar. (A. d. Ü.)

jährige Ersparnisse gelungen, deinem Sohne eine glänzende Erziehung zu geben, so daß er es mit Gottes Hilfe zu einer bedeutenden und glücklichen Stellung gebracht hätte und ein reicher und mächtiger Herr geworden wäre. Erfreut über das Gelingen eilst du nach der Wohnung dieses in flottem Wohlstand lebenden Sohnes und hoffst, ihm sein Glück damit zu versüßen, daß du es mit ihm theilst. Der aber, wie er von weitem dich herankommen sieht, geht dir nicht entgegen, um dich achtungsvoll und froh zu empfangen, sondern — erröthet vor seinen Freunden über dein schlichtes Kleid, deine ländliche Ausdrucksweise und läßt dich zuletzt von seinen Dienern höflich hinausbitten.

Was würdest du von einem solchen Sohne halten?

Einen Wicht würdest du ihn heißen, ein herzloses und pflichtvergessenes Kind, und die Welt würde dir Recht geben. Wohlan, wenn's einmal gesagt sein muß, wer sich seines Glaubens vor den Menschen schämt, vergeht sich

auf gleiche Weise gegen Gott, wie ein solcher junger Emporkömmling gegen seinen Vater!

Vor Zeiten, wenn ein römischer Consul einen denkwürdigen Sieg errungen hatte, erwies ihm sein Vaterland die Ehre des Triumphes. Auf einem elfenbeinenen Wagen, der die besiegten Feinde gefangen nachschleppte, zog der siegreiche Feldherr das Kapitol hinan. Gleichwohl war es an diesem Tage den Sklaven verstattet, ihm irgend ein Schimpfwort zuzuschreien — so sollte die laute Siegesfreude einigermaßen gedämpft werden. Doch der Triumphator achtete auf diese Verhöhnung nicht — sie war keine Erniedrigung, sondern eben auch selbst ein Zeichen seiner Größe, — voll freudigen Stolzes stieg er die Stufen des Tempels hinan, in welchem sein Triumph vollbracht werden sollte. So thun ja die großen Seelen. Auf dem Siegeswagen der Tugend ziehen sie durch das Leben und schleppen ihre gefangenen Leidenschaften hinter sich her und steigen, das Gespötte der Sklaven verachtend, zu den Höhen des Himmels hinan.

II.

Ein Christ leuchtet, zur Erbauung seiner Brüder, durch edle Pflichttreue hervor.

1. Ein gutes Beispiel wirkt mehr, als ein gutes Wort. Wirksam ist es vorerst dadurch, daß es eine feste Ueberzeugung bekundet. Jede tugendhafte Handlung bekundet eine feste Ueberzeugung, weil jede tugendhafte Handlung eine über die eigene Natur gewonnene Anstrengung, einen über die Leidenschaften errungenen Sieg voraussetzt. Ein sich an allen Leckereien eines üppigen Lebens weidender, seiner Sinnlichkeit nichts versagender Mensch, Einer, der vor der Welt ein ganz materielles, nur noch durch eine vernünftige Gesundheitslehre geregeltes Leben zur Schau trägt, bekundet durch sein Betragen gewiß nicht eine gründliche Ueberzeugung. Um so ein Leben zu ordnen, braucht's gar keiner Anstrengung und folglich keines unumgänglich nothwendigen Anhaltspunktes. Da genügt es, sich dem Hange seiner Natur nach hinabgleiten zu lassen; der leerste Skepticismus wird schon hinreichen, eine Existenz,

die sich Entsagung weder vorschreibt noch vorschreiben läßt, in Bewegung zu setzen. Wenn dagegen ein Mann über alle, selbst die zartesten Versuchungen zu triumphiren weiß, um sein Herz rein zu erhalten, seiner Frau treu zu bleiben und seinen Kindern einen vor Gott und den Menschen fleckenlosen Namen zu hinterlassen, oder in anderm Falle, wenn er im Schatten seiner eigenen Bescheidenheit seine Bemühungen dem Heile und der Unterstützung seiner Brüder weiht, so wird er mit seinem Betragen vor Allen, die seine Werke sehen, nicht nur eine in feste Ueberzeugung gegründete Erkenntniß, sondern auch einen lebendigen Glauben an den Tag legen — einen lebendigen Glauben, sag' ich, denn manche Tugenden fordern eine Entsagung, der sich die bloße Vernunft nie und nimmer unterziehen wird.

Darum eben darf die katholische Lehre nicht verdächtig erscheinen, wofern man nur unparteiisch gesinnt ist. Ist sie nicht dem Herzen eines gekreuzigten Gottes entsprungen? Waren nicht ihre apostolischen Verkünder Männer, die

sich, ihr zum Zeugnisse, tödten ließen? Ist sie nicht mit dem Blute zahlloser Märtyrer besiegelt worden? und ist das nicht die entschiedenste Bekräftigung, die der Mensch nur abgeben kann, wenn er sein Blut für seinen Glauben vergießt? Und trägt nicht selbst in unserer Zeit, ungeachtet so manchen betrübenden Aergernisses und kleinlicher Leidenschaft, die katholische Kirche die Doppelkrone der Wissenschaft und der Tugend auf ihrem Haupte? Ha, ich weiß wohl, daß es, in unserer Zeit mehr denn je, Leute gibt, welche an unserer Ueberzeugung zweifeln, weil sie an die Tugend des Priesters nicht glauben wollen. Denen aber dürfen wir nur, kühn ihrem Gespötte trotzend, antworten: Sagt was ihr wollt: wir sind aufrichtig, weil wir kein Interesse haben, euch zu täuschen; wir sind aufrichtig, weil noch zur Stunde unsere Sendboten auf allen unwirthlichen Erdstrichen ihren Schweiß und ihr Blut zur Verkündigung und Bestätigung unseres Glaubens vergießen; wir sind aufrichtig, weil ihr uns zur Zeit der Seuche am Lager euerer Pest-

kranken findet; wir sind aufrichtig, weil wir, um euch ganz anzugehören, auf die heitern Familienfreuden verzichtet haben. Und wollt ihr nicht an unsere Aufrichtigkeit glauben, wohlan, um der Welt die Wahrheit und Wirksamkeit euerer Philosophie zu zeigen, tretet auch ihr einmal ein Jahr lang die Lebensweise an, die wir, um unsere Ueberzeugung zu ehren und der Welt zum Heile zu verhelfen, einhalten [1])!

---

[1]) Fordert die katholische Kirche von den Gläubigen im Allgemeinen und von ihren Priestern insbesondere heldenmüthige Entsagung und Enthaltsamkeit, so sollte dies schon hinreichen, um Protestanten sowohl als Ungläubigen den Verdacht gegen sie zu benehmen. Hat sie aber ungeachtet ihrer strengen Forderungen seit jetzt fast zwei Jahrtausenden auch den schönsten Erfolg gehabt, so liefert diese Thatsache allein den schönsten Beweis für ihre Wahrheit. Angesichts des großartigen Schauspiels, das uns die achtzehn christlichen Jahrhunderte und die Gegenwart selbst darbieten, darf wohl auch heute den Katholiken das Wort ihres göttlichen Meisters gelten: „Selig die Augen, die sehen, was ihr sehet“, und den Andern: „Sie haben Augen, um nicht zu sehen, und

2. Die vor der Welt leuchtende Tugend ist mächtig, weil sie zum Schlusse nöthigt: folglich ist sie möglich, gemäß dem Worte des hl. Bernhard: ***Monstrat factibile, quod suadetur.***

Während der Schlacht an der Moskowa, als zwölfhundert Feuerschlünde von beiden Seiten donnerten, befahl plötzlich mitten im heißesten Kampfgewühl ein Oberst seinem Regimente, den Rückzug anzutreten. Eben da hielt ihn

---

Ohren, um nicht zu hören." Die immer zunehmende Kraft dieses Beweises brachte die Freimaurer, in Frankreich und Belgien namentlich, auf den Gedanken, zu dem Kunstgriffe, auf welchen der Verfasser hier und im elften Kapitel anspielt, ihre Zuflucht zu nehmen; sie ließen nämlich von den ihnen zu Gebote stehenden Blättern die These (als sehr actuell!) aufwerfen und vertheidigen: es sei dem Gläubigen und selbst dem katholischen Priester moralisch erlaubt (!), im Aeußern eine Religion auszuüben, der er im Herzen nicht huldige. Der Kunstgriff ist fehlgeschlagen; sie bemerkten nicht, daß sie sich so als Verleumder und Vertheidiger der Heuchelei darstellten und den Priester noch mehr zum freudigen Bekenntniß seines Glaubens anspornten. (Anm. d. Ü.)

der König von Neapel an mit den Worten: „Aber, Oberst, wollen Sie den Feigling spielen?“ worauf jener antwortete: „Fürst, sehen Sie sich diesen von Kugeln aufgewühlten und mit Leichen bedeckten Boden an, ist's möglich hier auszuhalten?“ „Ich halt' es wohl aus!“ versetzte der Fürst und dieses Wort drang in die zagende Seele und bannte aus ihr die Furcht.

Was ist jenes Schlachtfeld anders als ein Bild des Schauplatzes der sogenannten Welt — der Welt, wo Leben und Tugend miteinander ringen, wo täglich weit mehr als die Geschicke eines Mannes oder eines Reiches, wo die Geschicke der Seelen auf dem Spiel stehen! Viele schrecken vor diesem Kampfe zurück und rufen angesichts der Forderungen des Evangeliums aus: Fort! fort! es ist unmöglich hier auszuhalten! Doch, was saget ihr, großherzige Christen, zu dem wankelmüthigen Zeugen eurer Werke und Tugenden? Das Wort, welches Murat dem Obersten zurief, welcher Reißaus nehmen wollte, werfet

ihr ihnen wie einen nagenden Gewissensbiß zu: Ich halt' es wohl aus! folglich könnt's auch ihr!

Ich halt' es wohl aus! so ruft mit der quälenden Stimme des Gewissens dem nach dem Abgrund rennenden Jüngling die Erinnerung an eine fromme Mutter oder eine engelreine Schwester zu.

Ich halt' es wohl aus! so lautet der erhabene Einspruch, den gegen das Treiben der im Sinnesrausche dahintaumelnden Städte des Orients Tausende von Einsiedlern erhoben, als sie mit ihren Tugenden die Wüste bevölkerten und unter den Gluthen einer scheitelrecht stehenden Sonne keusch lebten[1]).

Ich halt' es wohl aus! so lautete die Lehre, welche Louise von Frankreich den Höflingen Ludwig's XV. gab, denen sie bei hartem Lager und rauhwollener Kleidung die ihnen

[1]) Man fragt, was diese Mönche nutzten? Sie nutzten dazu, jene Philosophen von vornherein zu widerlegen, die aus Tugend und Laster eine Frage über Klima und geographische Breite machen.

unerklärliche Seligkeit zeigte, die aus ihrem Gesichte strahlte.

Angesichts solch' mächtiger in einem edlen Beispiele enthaltenen Einsprache gegen das Böse, sprechen Viele bei sich selbst, wie einst der hl. Augustinus: „Soll ich nicht auch thun können, was Dieser oder Jener zu thun vermochte?" Die aber, welche nicht Edelsinn genug haben, um so zu sich zu reden, finden, wie es bereits ein Kirchenvater ausgesprochen, in solchen Beispielen eine lästige Warnung: *gravis semper est pravis moribus vita bonorum.* Darum sind die Heiligen den Bösen ein Dorn im Auge, das Aergerniß dagegen ist gewöhnlich willkommen, weil es sie beruhigt[1]). Vereinzelung macht dem schuldigen Herzen bange. Ruhe hat es nur dann, wenn es, dem Bache ähnlich, welcher sich mit dem ihn dem Meere zu-

---

[1]) Wer also eine Zeitung liest, die es sich zur Aufgabe gemacht zu haben scheint, alle Aergernisse und allen Schund, der nur aufzufinden ist, zu sammeln und damit ihre Leser zu beköstigen, der gibt sich selbst ein schlechtes Zeugniß. (Anm. d. Ü.)

führenden Fluße vermischt, seine eigene Liederlichkeit in der seiner Umgebung aufgehen lassen darf. Erst dann schwillt ihm der Kamm und sagt er leise zu seinem Heiland: Armer Jesus! Du siehst doch, daß dich Alles verläßt; wenn's mit der Welt so fort geht, bleiben dir bald nur deine Apostel, deine Nonnen und deine alten Jungfern. Warum trittst du auch so schroff und unbiegsam auf? Glaube mir, nimm erst ein nicht gar so grämliches Gesicht an; ändere etwas an deinem alten Stil; ist ja doch die Menschheit im Fortschritte begriffen und mag die Redensarten nicht mehr: „Du sollst nicht Unkeuschheit treiben; du sollst deine Sünde beichten." Umsonst willst du uns mit dem unauslöschlichen Feuer deiner Gehenna schrecken; es ist das eine alte Lehrmeinung, welche wie so manche andere schwindet; auch sagt uns die Vernunft, daß Gott zu gütig ist, um es über sich zu gewinnen, daß er so Alles verdammen sollte[1]).

---

[1]) In den großen Städten, heißt es, kann man am besten des Glückes entbehren; ja wohl, des Glü-

Solch' schauerliche Zuversicht bringt das Aergerniß in einem lasterhaften Herzen, welches den Gewissensbiß betäuben will, zu Stande, woraus auch das durch gewisse Bücher oder gewisse skandalöse Processe erregte Aufsehen sich theilweise erklären läßt. Zeigt einmal ein Geistlicher sich strafbar, wankt er für einen Augenblick unter der Bürde seines hohen Berufes, so seufzen und beten fromme Seelen; die Welt aber — sie lacht und spottet und setzt, um die frohe Botschaft zu verbreiten, Presse und Telegraphen in Bewegung. Die Bösen sehen in einem fallenden Geistlichen nicht blos einen Menschen, der einen Augenblick, oder einen Tag lang ihnen gleich wird, sondern einen Glücksstern, der ihnen zu sagen erlaubt: nun ist's ausgemacht, daß gewisse Tugenden unmöglich sind, weil sie unnatürlich sind; ist's noch Frevel, wenn wir schal sind, da das Salz selbst schal wird?

---

ckes und der Religion. Schützen dort bunte Zerstreuungen vor Langeweile, so schützt auch der dort heiter lachende Skandal etwas vor Gewissensbissen.

3. Die durch das Beispiel in die Erscheinung tretende Tugend erbaut durch die von ihr ausgehenden Strahlen der Anmuth, und das ist der dritte Grundbestandtheil ihrer Macht.

An Liebenswürdigkeit, eben so wenig wie an Vollkommenheit, ist kein Geschöpf Gott vergleichbar. Da nun aber die Tugend darauf hinzielt, uns diesem Vorbilde möglichst ähnlich zu machen, so folgt, daß es nächst Gott nichts Schöneres, nichts Liebenswürdigeres gibt, als eine Seele, in welcher alle Tugenden gleichmäßig strahlen. Liebenswürdigkeit der Tugend — das ist eben, was gewissen Christen unserer Zeit oft fehlt, ein Mangel, der sich nur mit ihrer aufrichtigen Meinung entschuldigen läßt.

Der hl. Paulus sagt im Briefe an die Römer: Ein Jeder von euch sei gefällig dem Nächsten zur Erbauung[1]). Es scheint, als wissen gar zu Viele um diese Anweisung nicht. Sie haben Edelsinn genug, um gegen die wüsten, Welt verheerenden Leiden-

---

[1]) Röm. 15, 2.

schaften anzukämpfen, sind aber vielleicht zu wenig bekümmert, die kleinen zu bemeistern, die doch jeden Augenblick dem Nächsten wehe thun. Sind sie einerseits demüthig, eifrig, ja sogar aufopfernd, so besitzen sie außerdem die traurige Gabe, sich denen, welche von der Vorsehung mit ihnen zu leben verurtheilt sind, unerträglich zu machen, indem sie sich engherzig, ängstlich, reizbar zeigen und so den Weltleuten, deren Augen auf sie gerichtet sind, die Ueberzeugung beibringen, als habe der Glaube nur für kleine Seelen Bedeutung.

III.

Der Christ leuchtet durch seine Bethätigung im Guten.

1. Unsere ersten Eltern hatten das Wort vernommen, das sie zugleich in ihrer Pflicht und in ihrem Glücke erhalten sollte: „Wenn ihr von der Frucht esset, werdet ihr des Todes sterben!“ Doch der Aussage Gottes stellte der Geist der Finsterniß die Verneinung entgegen. „Ihr werdet nicht sterben, sondern wie

Götter sein.“ Seitdem theilte sich die Menschheit in zwei entgegengesetzte Strömungen und sah sich einem doppelten Proselytismus ausgesetzt. Einerseits steht die Aussage Gottes, die Wahrheit, das Gute: andererseits die satanische Verneinung, der Irrthum, das Böse. Das Böse schließt sich zusammen, um seinen Werken durch Einheit größere Macht zu verschaffen. Auch das Gute schließt sich zusammen in der großen Einheit der „Kirche“. Diese zwei Verbindungen, als Herde und Werkzeuge zweier entgegengesetzter Apostolate, bilden, was der heilige Augustin die Stadt des Teufels und die Stadt Gottes nennt, Jerusalem und Babylon.

Jeder Mensch stößt bei seiner Ankunft auf dieser Erde unvermeidlich auf diese zwei Wirkungskreise und tritt entweder als Gemeiner oder als Anführer ein in den großen Kampf zwischen Gut und Bös, wo Neutralität, wenn sie nicht unmöglich wäre, ein Verbrechen sein würde. Selten rettet sich eine Seele allein, selten geht sie allein verloren. In welches Dunkel wir immer unser Leben einhüllen, es wirft

seinen wohlthätigen oder verderblichen Schimmer auf eine lange Reihe von Geschlechtern zurück. Nichts geht von dem von einem freiem Geschöpfe angeregten Impulse verloren, und liegt es auch erstarrt im Grabe, so überlebt es sich doch in der Unsterblichkeit seiner guten Thaten oder seiner nützlichen Lehren. Wir alle, der Unbekannteste nicht ausgenommen, lassen auf den schmerzvollen Lehm der Menschheit einen Tropfen fallen, der dazu dient, ihre Geschicke zu versteinern, einen Tropfen, den wir als Wonne oder als Gewissensqual an jenem Tage wiederfinden, an welchem der Herr die Völker richten wird. —

Es gibt so manche Christen, die diese Wahrheiten vergessen; manche scheinen Alles darauf hinzurichten, daß sie nur gar kein Glied zu bewegen brauchen. Ihr Grundsatz ist, sich durch nichts und für Niemand stören zu lassen, daher sie denn auch ängstlich jedem offenen Kampfe ausweichen. Ihre Tugend ist weiter nichts, als eine kluge Gesundheitsmaßregel. Sie machen sich eben so viel zu schaffen, daß sie sich nicht

langweilen dürfen, hegen so viel Anhänglichkeit, daß ihr Herz nicht vollends erstarre, üben so viel Wohlthätigkeit, daß sie mit sich selbst zufrieden bleiben, erfüllen so weit ihre Religionspflichten, daß sie sich eben nicht zu sehr vor dem Tode ängstigen müssen.

Brüder, verschmäht doch diese egoistische Geschicklichkeit; laßt euer Licht leuchten, daß die Menschen euere guten Werke sehen.

Manchen aus euch macht es Dankbarkeit zur Pflicht. O christlicher Mann! wandelst du im Lichte des Glaubens, ist dein Herz durchduftet vom Wonnehauche der Tugend, so rührt das daher, daß der Herr dich mit überreicher Sorgfalt gehegt und gepflegt hat. Hast du auf dem Ocean, wo so viele Schifflein stranden, nicht Schiffbruch gelitten, so rührt das daher, daß Gott deine Wiege unter die zärtliche Obhut einer frommen Mutter gestellt hat, welche tropfenweise in deine Seele das reine Licht und die milde Liebe träufeln ließ, welche ihr selbst, ungeachtet ihrer Leiden, die

Liebe erleichterte. Später, als Er sah, daß mit deinem fünfzehnten Jahre die Stürme naheten, stellte Er dir das Beispiel eines verehrten Vaters vor Augen, eines treuen Freundes, welche dich gewöhnten, das Erhabene, das du sie üben sahest, zu achten. Noch später, als das Leben für dich ernster wurde, führte Er, um deine Freude zu mehren und deinen Schmerz einzulullen, deinem Herzen ein treues Weib zu, deren fromme Worte, deren heilige Aufopferung, deren sinnige Zartheit dir wie ein Lüftchen aus höheren Regionen den Himmelsduft auf die Erde brachte. Ach! dies Alles hat Gott nicht umsonst für dich gethan; Er verließ sich auf deine Dankbarkeit, erwartend, daß du seine Herrschaft verbreiten und seinen Namen verherrlichen werdest. Wie ehemals die Kirche ihre Ritter bewaffnete, so hat Er dich ausgestattet für den Tag der heiligen Schlachten.

Ihr, katholische Brüder, hütet euch vor Muthlosigkeit, Schwanken oder Furcht. Ohne daß ihr euch mit irgend welcher Schwachheit, irgend welcher Lüge, irgend welcher Tyrannei

unserer Gesellschaft abfindet, lernet sie verstehen, sie lieben und sie zu ihrem Heile ohne Hochmuth noch Erbitterung bekämpfen; für's Uebrige heget große Hoffnung! Nichts ist so ohnmächtig, so unwirksam wie der Zorn, der zu Schmähreden greift; dagegen ist nichts so stark, wie ein ob auch kleines Heer, das vom Glauben geführt, von der Liebe bewegt wird und sich die auf der Machabäer-Fahne eingestickten Worte zum Wahlspruche nimmt: ***Auxilium Dei.***

2. Es gibt Andere, für welche diese ruhmvolle Wirksamkeit ein Bedürfniß ist. Für einen kräftigen Menschen ist es eine gar mühsame und anstrengende Arbeit, die Zeit todt zu schlagen. Wie viele Söhne gibt es, denen die Ruhe, die sie dem Ansehen und dem Reichthum ihrer Familie verdanken, zur Langeweile wird! Wie Manchen wird die Muße bis zum Lebensüberdrusse verleidet, und möchten sie wie der auf dem Wege nach Damaskus niedergeschmetterte Saulus ausrufen: Herr, was willst du, das ich thun soll? Ihnen sage ich: Was er will, daß ihr thun sollt? Er will,

ihr sollt die conservative, katholische Presse mit euerm Gelde und mit euerm Genie, wenn Gott euch solches gab, unterstützen. Er will, ihr sollet ungeachtet der Hindernisse, welche der christlichen Aufopferung von einer unvorsichtigen Staatsklugheit gelegt werden, in die gegen das Elend gerichtete große Eidgenossenschaft [1]) eintreten, ihre Kräfte beleben, ihr zu weiterer Verzweigung verhelfen und die von ihr übernommenen Pflichten, ohne euch vom Kothe des Weges oder dem widerlichen Geruche eines Dachkämmerchens abschrecken zu lassen, erfüllen. Er will, du sollst, wenn die schöne Jahreszeit dich an deinen Landsitz fesselt, dahin trachten, daß du dir lieber Segen als Bewunderung verschaffest, daß du mit Rath und That den Ackerbau förderst und dem Landmanne durch dein Beispiel zeigest, daß die Religion, welche wirksam genug ist, um die Armen zu trösten, auch aus einem Herrn einen Vater machen kann.

Ein gar trauriges Talent legt der an den Tag, der es versteht, für sich allein zu genie-

[1]) den katholischen Vincenzverein. A. d. Ü.

ßen. Unter den Gaben Gottes, die von uns zu wenig gewürdigt werden, gibt es eine, welche uns zum lebhaftesten Danke antreiben sollte, nämlich die Gabe, welche einem Menschen verstattet, bei sich selbst zu sagen: Ich bin im Stande, einen andern Menschen glücklich zu machen. Durch meinen Einfluß, durch ein in zarter Weise gereichtes Almosen, durch ein paar freundliche und herzliche Worte, vermag ich einen Blick aufzuhellen, ein Auge zu verschönern, ein Herz froh zu machen, und dadurch die Seele zu beleben und vielleicht aus ihrem Todesschlafe zu wecken! Reiches Verdienst und süßer Genuß finden sich in einer solchen That miteinander verbunden, und wenn Titus am Ende eines an Wohlthaten leeren Tages sagte: „Ich habe einen Tag verloren!“ so drückte er eben das Bedauern aus, welches ein Mensch haben soll, der die Gelegenheit, sich froher und reicher zu machen, verpaßt hat.

Das Gefühl, welches ein hochherziger Mann über das vor den Augen Gottes ausgeführte Gute empfindet, schließt ein erhebendes und

überaus tröstliches Bewußtsein in sich, das Bewußtsein, daß sein Leben mit Nutzen und nicht umsonst dahinfließt, das Bewußtsein, daß wiederum ein Stein zu einem ewigen, Gott verherrlichenden Baue beigetragen worden ist. Gerade so wie bei den edlen Arbeitern des dreizehnten Jahrhunderts, welche schaarenweise ihre Heimat, ihren häuslichen Herd verließen und sich mit Leib und Seele an eine prächtige, an den Ufern irgend eines fremden Flusses zu erbauende Kathedrale machten. Zufrieden mit ihrem nützlich verbrachten Tage sahen sie sich des Abends das Werk an, um wie viel es sich himmelan erhoben habe. Wenn dann einmal nach zwanzig oder dreißig in anspruchsloser Arbeit zugebrachten Jahren das Kreuz oben auf einer wundervollen, einem Hymnus oder einem Gebete gleich emporstrebenden Thurmspitze erglänzte, warfen sie ihm unter Freudenthränen einen Blick des Abschieds zu, und, ohne ihren Namen auf dem unsterblichen, von ihrem Genie belebten, von ihrem Glauben durchwehten Gestein zurückzulassen, nahmen sie ihre Kinder

und ein Gedenkzeichen mit sich und zogen fort, um in Frieden daheim zu sterben mit dem seligen Bewußtsein, etwas zur Verherrlichung Gottes und zur Ehre unserer „lieben Frau" gethan zu haben.

3. Für Andere ist die ergiebige Wirksamkeit eine Pflicht der Gerechtigkeit.

Als im XI. Jahrhunderte das christliche Europa, in seinen Bischöfen und Kriegern auf dem Gefilde von Clermont vertreten, sich fragte, ob wohl das heilige Grab länger noch im Besitze der Kinder Ismaels bleiben sollte, ob die von Christus wiedergebornen Nationen den Verunehrungen, denen die heiligen Stätten ausgesetzt waren, noch länger zusehen sollten, da erschien in der Versammlung ein Mönch, welcher auf dem mit den Thränen Magdalena's benetzten Boden geweint hatte; er betrat eine Anhöhe und rief nach einer mit der vollen Glut der in seinen Adern brennenden Entrüstung gesprochenen Rede: Ihr Soldaten des Satans, werdet Soldaten Christi! Und plötzlich brach aus der Tiefe ihrer von Gewissensbissen

beängstigten Brust der Ruf, dessen Echo an den Bergen bis in späte Zeiten wiederhallte: Gott will es! Gott will es!

Brüder, deren Herzen die Gnade nach vielen Verirrungen gerührt hat! laßt mich euch die Worte Peters des Einsiedlers wiederholen: Soldaten Satans, werdet Soldaten Christi! Ihr Alle, die ihr vielleicht manche Seele getödtet, indem ihr ihre Einfalt mißbraucht, ihre Unvorsichtigkeit abgelauert, ihre Eitelkeit ausgebeutet und durch Beschwichtigung der gerechtesten Besorgnisse über ihr Zartgefühl zu triumphiren gesucht habt, wohlan, jetzt ist der Augenblick gekommen, sie in der Tugend zu befestigen, im Kampfe aufzumuntern, ihre Vorurtheile zu verscheuchen und ihr die Pfade zum ewigen Ruhme zu ebnen. Ihr Alle, die ihr vielleicht das Interesse des Satans mit euern lasterhaften Verhältnissen, euerer strafbaren Verschlagenheit gefördert, werdet Soldaten Christi, Soldaten des Heilandes, den man verkennt, beschimpft, welcher euch verzeiht, auf euch herniederblickt und zu einem Jeden aus euch spricht: Mein Sohn, die Zeit

der Vergütung ist da, ich verlasse mich darauf, daß du die Schmach, die mein Antlitz entehret, tilgen und den Staub, der es bedecket, abwischen werdest. Gott will es! Gott will es! Achte auf diesen flehenden Blick, verschmähe nicht die dir zurufende Stimme, damit dein Leben, reich an Opfern und Thaten, als Grabschrift die Worte verdiene, welche das Erdenleben unseres göttlichen Vorbildes zusammenfassen: ***Transiit benefaciendo***, wohlthuend ging Er vorüber!

X. Kapitel.

Darf man sich noch bedenken?

Im vierten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung lebte zu Cäsarea ein aus edlem Stamme entsprossener Jüngling, der im Besitze aller vor den Augen der Welt zum Glücke gehörenden Güter stand. Gerührt von der Weihe der Gnade und von der aus Nachdenken entspringenden Einsicht erleuchtet, sagte er bei sich selbst: Alles vergeht, die Seele allein besteht, verkaufte darauf seine Güter, vertheilte sie unter die Armen und zog sich in die Einöde zurück. Da nun seit einiger Zeit die Tugend des jungen Einsiedlers Stadtgespräch war, machte sich ein liederliches Weibsbild anheischig, sie zum Scheitern zu bringen, verkleidete sich als Bettlerin, und begab sich auf den Weg nach der im Gebirge gelegenen Einsiedelei. Vor der Thür derselben bei

stürmischem Wetter angekommen, begehrt sie Einlaß und bittet den jungen Einsiedler um ein Nachtlager. Auf die Weigerung des Jünglings läßt sie mit Bitten nicht nach, und so läßt der vor christlichem Mitleid zu wenig Behutsame sich erweichen, zündet ein Feuer an und begibt sich allein, um dem Psalmengesang obzuliegen. Wenige Stunden später tritt das Weib in ungemein gewählter Tracht vor ihren Wirth hin mit den Worten: „Es sieht uns kein Mensch!" Der junge Mann geräth in eine zitternde Aufregung und fühlt, wie seine Festigkeit anfängt zu wanken. Da kommt seiner Tugend ein gläubiger Gedanke zu Hilfe. Er rafft beide Hände voll dürres Rebholz zusammen, wirft es in die prasselnde Glut und stürzt sich darauf nieder.

Wie er den Schmerz nicht auszuhalten vermeinte, ruft er aus: Ei doch, Martinian, es schaudert dich bei der Berührung dieses vergänglichen Feuers, und du wolltest dich so eben wegen einer augenblicklichen Lust den ewigen Gluthen aussetzen! Was fiel dir ein? Da fiel

ihm das Weib, welches ihn eben verführen wollte, zu Füßen und gelobte ihm eidlich und unter Thränen, ihr ausschweifendes Leben durch Buße zu sühnen.

Die Hölle! In diesem Worte liegt ein Sporn zur Tugend, mit welchem wir in allen Gefahren der Versuchung siegen könnten, wenn wir gleich diesem Jüngling es verstehen wollten, ihn anzuwenden, statt alle unsere Verstandesschlüsse aufzubieten, um die Erinnerung an die Hölle zu bannen. Gibt es eine ewige Hölle oder gibt es keine?

Bevor ich weiter gehe, muß ich bemerken, daß die Frage vernünftigerweise so gefaßt werden müßte: Ist es ganz ausgemacht, daß es keine Hölle gibt? Dem sattelfestesten Unglauben spreche ich's ab, daß er im Stande ist mit einer aus Evidenz gewonnenen Gemüthsruhe „ja“ zu antworten. Auf die gleiche Frage antwortete J. J. Rousseau: „Ich weiß es nicht.“ Diderot sagte: „Ihr seid nicht im Stande, die Nichtexistenz der Hölle zu beweisen!“ Einem jungen Menschen, welcher sich

eines darauf bezüglichen Beweises rühmte, antwortete Voltaire: „Da sind Sie wohl glücklich, so weit bin ich noch nicht gekommen!“ Dergleichen Zweifel überläßt die Kirche den Philosophen und stellt statt der Frage folgende furchtbare Behauptung auf: Es warten auf die in der Sünde Verharrenden ewige Höllenstrafen.

I.

1. Wenn ich zahllose, diesen schrecklichen Glaubenssatz aussprechende Zeugnisse unserer heiligen Schriften umgehend, Den, welcher gesagt: „Ich bin die Wahrheit!“ befrage, so antwortet er mir mit folgendem Gleichnisse: „Es war ein reicher Mann. Der kleidete sich in Purpur und feinste Leinwand und hielt täglich herrliche Mahlzeit. Es war auch ein Armer, mit Namen Lazarus, der lag, mit Geschwüren bedeckt, vor der Thüre des Reichen und würde sich gerne mit den Brosamen, die von dem Tische des Reichen fielen, genährt haben; allein Niemand gab sie ihm: nur die Hunde kamen und leckten seine Wunden. Nun geschah es,

daß der Arme starb und von den Engeln in Abrahams Schooß getragen wurde. Auch der Reiche starb und wurde in die Hölle begraben. Als er nun in den Qualen war, schaute er nach Oben auf und sah Abraham von ferne und den Lazarus in seinem Schooße. Da schrie er zu ihm auf und sprach: Vater Abraham, erbarme dich meiner, und sende mir Lazarus, daß er seine Fingerspitze in Wasser tauche und meine Zunge abkühle: denn ich leide überaus große Qual in diesen Flammen. Abraham aber antwortete: Lieber Sohn, bedenke, daß du dein Wohlsein im Leben genossest, Lazarus hingegen dort nur Leiden hatte. Darum wird er jetzt getröstet und du wirst gepeiniget. Ueberdieß ist für immer zwischen uns eine so weite Kluft, daß man von hier zu euch nicht hinüber kommen kann, wenn man auch wollte, sowie man von dort nicht hieher gelangen kann. Da sagte der Reiche: So bitte ich dich flehentlich, schicke ihn in mein Vaterhaus, wo ich fünf Brüder habe, damit er ihnen von den Zuständen hier Zeugniß gebe und verhüte, daß nicht auch sie

an diesen Ort der Qual kommen! Ihm erwiederte Abraham: Die haben Moses und die Propheten, auf diese mögen sie hören. Ach nein, sprach Jener, das thun sie nicht, Vater Abraham; wenn dagegen Jemand aus den Todten zu ihnen käme, so würden sie Buße thun. Hierauf versetzte Abraham: Hören sie Moses und die Propheten nicht, so würden sie auch nicht glauben, selbst wenn ein Todter auferstände[1])."

Der Glaubenssatz ist ganz in diesem Gleichnisse enthalten. Alles ist in ihm ausgesprochen: Feuer und ewige Dauer. Und wie wenn damit noch nicht genug gesagt wäre, legt Christus, um sich noch klarer auszudrücken und bündiger zu fassen, dem obersten Richter folgenden, die Hölle zugleich schildernden und verkündenden Urtheilsspruch in den Mund: „Weichet von mir, Verfluchte, in's ewige Feuer[2])!"

---

[1]) Lukas 16. [2]) Worin besteht das Wesen dieses die Seele berührenden Feuers? Das vermag Niemand zu bestimmen. Es wird aber auch nie ein Philosoph

Als Erbin der Weisheitslehren Christi wiederholt in seinem Namen die Kirche diese furchtbare Wahrheit, und weigert sich Einer, sie anzunehmen, so tritt er damit aus der Hürde aus, von welcher es heißt: „Außer der Kirche gibt es kein Heil!“

Was würde uns gleichwohl mit Abfall gedient sein? Wollten wir etwa beim Protestantismus um Trost ansuchen? Hielt doch der Protestantismus, welcher so manche Wahrheit zertrümmerte, mit bebender Scheu vor der Hölle inne, baute sie vielmehr weiter aus, indem er zu ihren Gunsten den Glaubenssatz vom Fegfeuer aufhob. Laßt euern Skeptizismus sich in allen Ländern, in allen Zeiten umsehen, begehrt bei allen Religionssystemen Aufschluß, wühlt den Staub aller Sagen auf, erfragt euch bei der Geschichte und der Literatur aller Völker, immer werdet ihr auf diese gefürchtete Hölle stoßen und hören, was man mit dem römischen Dichter zu euch sagt:

---

beweisen können, daß die Seelen der Verdammten nicht von einem wirklichen Feuer gepeinigt werden.

. . . . Sedet aeternumque sedebit
Infelix Theseus [1]).

Wie läßt sich ein so allgemeiner Glaube erklären? Einen alle ihre Laster bedrohenden, alle ihre Lust vergällenden, alle ihre Leidenschaften schreckenden Glaubenssatz hat wohl die Menschheit nicht selbst erfunden, sondern es rührt der Glaube an die Hölle aus den zerstreuten Bruchstücken der Uroffenbarung, die den Menschen uranfänglich über die den göttlichen Satzungen beigegebene Sanction aufklärte, sowie aus dem im Herzen der Geschlechter ungeachtet der Veränderlichkeit des Menschengeistes lebendig gebliebenen Gerechtigkeitsgefühle her.

2. Als die von Voltaire vergötterte Katharina von Rußland polnischen Frauen die

---

[1]) Virgil. Än. 6. Buch. — Diejenigen Ungerechten, sagt Plato, welche durch ihre Freveltaten ganz unheilbar geworden sind, können aus ihrem Leiden im Hades keinen Nutzen schöpfen; denn sie werden von ihren Leiden gequält und nicht geheilt; sie sind nur als Beispiele hingestellt und als ein Schauspiel für die fort und fort dorthin kommenden Ungerechten. (Gorgias 525.)

Eingeweide öffnete, deren Frucht ausschnitt und durch wilde Katzen ersetzen ließ, wie mußte, so frage ich jeden aufrichtigen Menschen, Angesichts solcher Gräuelthat die laute Stimme des Gewissens sprechen? Es gibt — so tröstete die Stimme — es gibt für die Opfer der Grausamkeit ein ewiges Paradies, so wie es für die Henker ewige Höllenstrafen gibt. Eben dieser gräßliche Abstich zwischen dem triumphirenden, hohnlächelnden und feisten Laster, welchem Weihrauch gestreut wird, und der bescheidenen, duldenden und weinenden Tugend, welche erliegt, kehrt von Jahrhundert zu Jahrhundert, ja sogar von Tag zu Tag zurück. Es muß einmal die Stunde der Gerechtigkeit schlagen.

Die Vernunft, so mag man vielleicht einwenden, begreift eine zeitliche, von einer bessernden und versöhnlichen Gerechtigkeit verhängte Strafe; aber eine endlose Züchtigung, eine immer zuschlagende und ewig gefühllose Gerechtigkeit — davor schauert es Einem.

Freilich, das erregt mir auch ein Grausen. Gleichwohl wollen wir etwas weiter ausholen.

Zuerst wundert's mich, daß sich noch nie ein Einspruch gegen die ewige Dauer der Himmelsfreuden verlauten ließ. Wenn es scheint, als sei für das Verbrechen die Ewigkeit eine zu lang anhaltende Züchtigung, wie kommt's, daß nicht Einer den Herrn der Verschwendung zeiht dafür, daß er ein ewiges Glück als Lohn der Tugend in Aussicht stellt? Das kommt daher, weil sich der Mensch unzweifelhaft willig in's Glück fügt, sollte es auch immer währen; wir müssen aber daraus schließen, daß er bei seinem Raisonnement nicht so ganz uneigennützig ist.

Lassen wir nicht außer Acht, daß uns Gott nur um uns zu leiten, nicht damit wir über Ihn zu Gericht sitzen, einige Aufklärung gegeben hat. „Wenn ich Alexander wäre, sagte Parmenio, würde ich des Darius Vorschläge annehmen.“ — „Ich auch, entgegnete Alexander, wenn ich Parmenio wäre!“ — So darf Gott dem Menschen antworten, welcher sich unterfängt, dessen unendliche Gerechtigkeit nach der seinigen abzugrenzen oder zuzuschneiden.

Gott ist nicht nur gerecht, sondern auch unendlich weise; nun aber wage ich zu behaupten, daß es Gott an Weisheit gebrechen würde, wenn die Hölle ein Ende hätte. Wie würde man einen Gesetzgeber ansehen, welcher, Todtschlag zu verhüten, Folgendes in sein Gesetzbuch eintragen ließe: Wer Menschenblut vergießt, verfällt einer Geldbuße! Das wäre zu toll. Von so einem Gesetzgeber ließe sich sagen, daß er Todtschlag verhüten wolle und auch nicht, da er einem ihn verbietenden Gesetze eine so spottnichtige Sanction beifügt. Nun aber würde Gott solch einem ungeschickten Gesetzgeber ähnlich erscheinen, wenn die Hölle nicht ewig wäre.

Gott hat es bei seinen Werken auf einen doppelten Zweck abgesehen, den eigenen Ruhm und unser Glück. Um diesen Zweck zu erreichen, gab Er uns Gesetze, aus deren genauer Beobachtung nicht blos der Ruhm des Allerhöchsten, sondern auch die gesellschaftliche Harmonie auf dieser Welt und das Heil des Menschen auf der andern erfolgt. Offenbar mußte

Gott zu wirksamen Mitteln greifen, um die Freiheit des Menschen, ohne ihr zu nahe zu treten, entschieden zu lenken und ihr Achtung vor Gesetzen, auf welchen so theuere Interessen ruhen, abzunöthigen. Deshalb mußte Er, um unsere Sinnengelüste in Schranken zu halten, dem Gesetze die geeignetste Sanction geben, und diese besteht in einer ewigen Strafe. Jede andere erdenkliche, auch noch so furchtbare Sanction würde unzulänglich gewesen sein. Wie wenige Menschen gibt es, die aus Furcht vor dem Fegfeuer vor einer unbedeutenden Sünde zurückscheuen! Gleichwohl sind die Qualen des Fegfeuers entsetzlich; weil sie aber nur zeitweilig sind, fällt es Vielen nicht einmal ein, daran zu denken. Ein deutscher Philosoph hat gesagt: „Ich würde zwei Millionen Jahre von meiner ewigen Seligkeit abtreten, wenn ich eine gewisse Sache bekommen würde.“ So ist es mit dem Menschenherzen beschaffen; alles, was ein Ende nimmt, achtet es für nichts. „Was mach' ich mir aus Vergänglichem! Die nach 60 Jahren eintreffende Stunde steht hart an

meiner Seite! Ich mag nicht, was sich erst anschickt, allmälig nähert, herankommt und schon dahin ist. Ich will etwas, einen Traum, eine Hoffnung, die mir auf immer bleibt, über mein Erwarten groß, über alles Vergängliche groß [1])." Was von Glück und Hoffnung gesagt ist, darf auch von Furcht und Leiden gelten.

Gleichwie ein begrenzter Himmel kein Himmel sein würde, so würde auch eine zeitweilige Hölle keine Hölle sein. Auch lassen dir die, welche gegen das Dasein der Hölle losziehen, alle erdenklichen Qualen, ja eine jede dir beliebige Dauer der Strafe, unbenommen. Nur Eines empört sie, Ewigkeit der Pein, was eben ein Beweis für ihre Nothwendigkeit ist. Einen Kompromiß zu unterschreiben, wären sie allaugenblicklich zu Gunsten ihrer Leidenschaften bereit, und wollten, um ihre Lüste zu befriedigen, durch den Abgrund, den sie sich selbst graben, hindurch, sobald er nur nicht ewig sein würde. Dem zufolge ist das, was den Men-

---

[1]) Senancour, Obermann.

schen empört, eben das, was ihn in Schranken hält[1]).

Wer übrigens der Ansicht ist, daß die Qual der Verdammten ein Ende nehme, muß davon ausgehen, daß eine gewisse Leidenszeit ausreiche, um in der andern Welt für die Vergehen des diesseitigen Lebens zu büßen. Dem ist aber nicht so. Strafe an und für sich sühnt nichts, weil sie nichts im Herzen ändert. Sühnend ist die mit Reue angenommene Strafe. Zur Reue gehören aber zwei Bedingungen, Gnade und Freiheit. Nun beraubt aber der

[1]) Man erzählt von einem steinreichen römischen Spaßvogel, daß er auf der Straße einen Sklaven mit einem Sack voll Geld hinter sich hergehen ließ und sich einen Zeitvertreib daraus machte, den Vorübergehenden Maulschellen zu geben, ihnen hierauf jeden Regreß vor Gericht damit abschnitt, daß er ihnen unverzüglich das Maximum der bei eventueller gerichtlicher Verurtheilung zu bestimmenden Geldentschädigung zahlte. In gleicher Weise würde es jedem Bösewichte überlassen sein, mit der göttlichen Gerechtigkeit zu verfahren, wenn diese nicht die Ewigkeit hätte, um sich vor Unbilden zu schützen.

Tod die Seele dieser doppelten Grundlage wahrer Reue, wenn er sie in sündigem Zustande wegrafft. Dem Verdammten fehlt es nicht an Einsicht und Gefühl; so groß ist die Gewißheit seiner Erkenntniß, daß ihm damit die Freiheit benommen ist und er, statt sich reumüthig zu Gott zu wenden, Gott haßt und verflucht; er haßt Ihn, weil ihm die Gnade versagt ist, und die Gnade ist ihm versagt, weil sie schon Verzeihung wäre, eine unentgeltliche, weil nicht einmal erbetene Verzeihung. So ist nun der Verdammte in der Verfassung, daß er das Böse liebt und die Vergebung, wie bei Lebzeiten verschmäht. Dagegen möchte man, daß zu einer bestimmten Stunde Gott käme, und ihm eine von ihm abgewiesene Verzeihung, gegen seinen Willen, aufdränge, daß er einen Judas in seinem Hasse ergriffe und mit einem heiligen Johannes in der unaussprechlichen Wonne endloser Liebe vereinigte. Das heißt Spott treiben [1]).

[1]) Sehet, wie die menschliche Gerechtigkeit verfährt: so weit es nur in ihrer Macht steht, wendet

II.

Es stehen Gott immerhin, so wendet man ein, mehrere Auswege offen, auf welchen er seine Gerechtigkeit mit seiner Barmherzigkeit in Einklang bringen kann. Könnte er nicht, z. B., den Sträfling vernichten, oder ihn neue Prüfungsstadien in einer Reihe aufeinander folgender Wiedereinfleischungen (Réincarnationen) durchlaufen lassen?

Es steht zu bezweifeln, ob eine derartige Combination die Aufgabe lösen würde. Gott eine Seele vernichten, weil sie beim Bösen beharrt! Das wäre aus doppeltem Grunde schauderhaft. Wie! Gott erschafft eine Seele, welche ihrer Natur nach unsterblich sein soll, Er weist ihr ein zu erreichendes Ziel, eine zu erfüllende

---

auch sie, die doch in ihren Urtheilssprüchen nicht unfehlbar ist, die Ewigkeit der Strafen an. Sie verurtheilt zu lebenslänglichem Gefängnisse, sie verurtheilt zum Tode. Also vor der stets fehlbaren menschlichen Gerechtigkeit gäbe es unerläßliche Vergehen, nicht aber vor der stets unfehlbaren Gerechtigkeit Gottes!

Sendung an, und diese Seele dürfte, eben weil sie widerspenstig ist, Gott zwingen, seinen Plan zu ändern? Wie! Es dürfte ein Geschöpf zu seinem Schöpfer sprechen: das willst du, ich weiß es wohl, kenne deinen Willen, dein Gesetz und deine Absichten; dagegen gefällt's mir, deine Verheißungen und Satzungen zu verlachen, weil ich nur ein Glück kenne, nämlich, dich nach Lust zu beleidigen, weil ich nur ein Sehnen habe — nach dem Nichts; das steht mir zu, darauf mache ich Anspruch; hingegen ist es deine Pflicht, mir zu Willen zu sein! Und Gott sollte gezwungen werden, darauf einzugehen? Nein, nein; da ist Gott zu eifersüchtig auf seine Ehre, um sich in so eine Rolle zu fügen, und ist uns zu gut, um dem Laster mit solcher Hoffnung ein solches Reizmittel zu lassen.

Es bleibt nur noch das System stufenmäßiger Läuterung der strafbaren Seele durch eine kürzere oder längere Aufeinanderfolge von Reincarnationen. Die Wiege dieses genialen Systemes steht im Morgenlande. Dagegen ist

es im Abendlande unter der Benennung „Metempsychose“ von Pythagoras in wissenschaftliche Fassung gebracht worden und lebt in unserer Zeit unter der Benennung Spiritismus in scheinbar mehr begründeter, durch Fortschritt in den Ideen und vorgebliche Geisteroffenbarungen veranlaßter Umgestaltung, wieder auf. Es lautet kurzgefaßt also:

„Die materiellen Wesen machen die sichtbare Welt oder Körperwelt, die nicht materiellen hingegen die unsichtbare oder spiritische Welt, d. h. die Geisterwelt aus. Die Geister nehmen zeitweilig eine körperliche, vergängliche Hülle an, deren Zerstörung durch Tod sie wieder in Freiheit setzt. Unter den verschiedenen Arten körperlicher Wesen ist die Menschenart für die Einfleischung der zu einer gewissen Entwickelungsstufe gelangten Geister von Gott auserséhen worden, was der Menschenart ihre moralische und geistige Ueberlegenheit über alle anderen Arten gibt. Die Seele ist ein eingefleischter Geist, welchem der Körper nichts weiter als eine Hülle ist. Es ist ein Dreifaches

im Menschen: der Leib oder ein den Thieren ähnliches und von einem gleichen Lebensprinzipe wie die Thiere beseeltes körperliches Wesen; die Seele oder ein Unkörperliches, ein im Leibe Fleisch gewordener Geist; das Seele und Körper verknüpfende Band, ein Mittelding zwischen Körper und Geist. Das Band oder Perispirit, Seele und Körper verknüpfend, ist eine Art halbkörperlicher Hülle des Geistes. Tod ist Zerstörung der gröberen Hülle (des eigentlichen Leibes), die andere bleibt dem Geiste und dient ihm als ein ätherischer, uns im Normalzustande unsichtbarer Leib, welchen gleichwohl der Geist zufällig sichtbar, ja sogar greifbar werden lassen kann, wie's beim Phänomen der Erscheinungen wirklich Statt hat. Demzufolge ist der Geist nicht ein abstraktes, unbestimmtes, blos in der Vorstellung erfaßbares, wohl aber ein wirkliches, umgrenztes und in gewissen Fällen durch Gesichts-, Gehörs- und Geruchs-Sinne abschätzbares Wesen.

„Als verschiedenen Klassen angehörig sind die Geister weder an Macht, noch an Einsicht

und Wissen, noch an Sittlichkeit gleich. Den ersten Rang nehmen die höheren Geister ein, welche sich vor den andern durch Vollkommenheit, Erkenntniß, Gottähnlichkeit, Gefühlsreinheit und Liebe zum Guten unterscheiden. Das sind Engel oder reine Geister. Die übrigen Klassen sind immer weiter von dieser Vollendung entfernt. Die aus den andern Rangordnungen sind zu den meisten unserer Leidenschaften aufgelegt, zum Hasse, zum Neide, zur Eifersucht, zum Hochmuth, und haben Lust am Bösen. Unter ihnen gibt es solche, welche weder ganz gut noch ganz schlecht sind. Da sie eher Zänker und Händelstifter als Böse sind, scheint Schalkheit und Inconsequenz ihr Loos zu sein. Das sind die leichtfertigen oder Polter-Geister.

„Die Geister gehören nicht für immer zu einem und demselben Range. Alle verbessern sich, indem sie die verschiedenen Stufen spiritischer Hierarchie durchmachen, eine Verbesserung, welche durch die über die Einen zur Sühne verhängte, den Andern hingegen als Sendung

auferlegte Fleischwerdung (Incarnation) vor sich geht. Das bürgerliche Leben ist eine Prüfung, welcher sie sich wiederholt bis zur Erreichung unbedingter Vollkommenheit unterziehen müssen, und so ist der Körper eine Art Siebzeug oder Reinigungsmittel, aus dem die Geister mehr oder minder geläutert hervorgehen.

„Scheidet die Seele aus dem Körper, so geht sie wieder in das Reich der Geister, aus welchem sie gekommen war, ein, und nimmt wieder nach längerer oder kürzerer Frist, während welcher sie im Zustande eines Irrgeistes ist, ein neues Dasein an.

„Da der Geist mehrere Incarnationen durchlaufen muß, so folgt, daß wir Alle mehr als ein Dasein gehabt und noch ferner wiederholt ein anderes mehr oder minder vollendetes, bald hier auf Erden, bald in anderen Welten erleben werden. Die Fleischwerdung der Geister geht immer im Menschengeschlechte vor sich; irrthümlich wäre die Meinung, daß sich Seele oder Geist in einem Thierkörper einfleischen könnten. Die verschiedenen körperlichen Da-

seinsformen des Geistes sind immer fortschreitend, nie rückschreitend. Dagegen hängt die Raschheit des Fortschrittes von unserm eifrigen Streben nach Vollkommenheit ab. Die Eigenschaften der Seele sind die des in uns eingefleischten Geistes. So ist ein guter Mensch die Einfleischung des guten, der verkehrte die des unreinen Geistes.

„Die Seele bestand in ihrer Individualität vor ihrer Einfleischung und behält dieselbe nach ihrer Trennung vom Leibe bei. Bei ihrem Rücktritt ins Reich der Geister findet dort die Seele Alle, die ihr auf Erden bekannt geworden, wieder, ein jedes frühere Dasein tritt ihr wieder vor das Gedächtniß mit der Erinnerung an alles von ihr gethane Gute, an alles verübte Böse. Der eingefleischte Geist steht unter dem Einfluß der Körperwelt. Der diesen Einfluß durch Erhebung und Läuterung seiner Seele bewältigende Mensch rückt den guten Geistern, bei welchen er einst sein wird, näher; wer sich hingegen durch böse Leidenschaft beherrschen läßt und sein einziges Ver-

gnügen an Befriedigung roher Gelüste hat, rückt den unreinen Geistern näher, indem er der thierischen Natur Uebergewicht läßt.

„Die eingefleischten Geister bewohnen die verschiedenen Himmelskörper. Nicht-eingefleischte oder irrende Geister haben keine bestimmte und abgegrenzte Gegend inne, sind allenthalben im Raume, ja sind selbst um uns, sehen uns und gehen neben uns hin- und her; ein unsichtbares Volk sind sie, welches sich rings um uns her bewegt. Die Geister wirken auf die moralische, ja sogar auf die physische Welt, auf Materie und Denken, unaufhörlich ein, machen einen Theil der Naturkräfte aus und sind bewirkende Ursache einer Unzahl von bis jetzt nicht oder verkehrt erklärten Naturerscheinungen, welche nur im Spiritismus eine der Vernunft genügende Lösung erhalten.

„Der Verkehr der Geister mit dem Menschen ist bald geheim, bald sichtlich. Geheimer Verkehr geht vor sich in gutem und bösem Einflusse, den sie unbewußter Weise auf uns ausüben. Unserm Urtheil ist es anheim gestellt,

zwischen guten und schlechten Einflüsterungen zu unterscheiden. Sichtlicher Verkehr wird gepflogen durch Schrift, Wort oder andere körperliche Kundgebungen, am häufigsten unter Vermittelung des ihnen als Werkzeug dienenden Mediums.

„Die Geister geben Kunde von sich entweder spontan oder auf Beschwörung. Beschwören lassen sich alle Geister, sowohl die, welche unbekannte Menschen beseelten, als die der erlauchtesten Personen, in welcher Zeit immer sie gelebt haben, und die unserer Verwandten, Freunde oder Feinde, und sie können uns durch schriftlichen oder mündlichen Verkehr Rathschläge, Nachrichten über ihre Lage im Jenseits, ihre Ansichten über uns, sowie Offenbarungen, welche ihnen zu erlassen verstattet ist, mittheilen.

„Die Sittenlehre der höheren Geister faßt sich gleich der christlichen in diesem evangelischen Spruche zusammen: Thue Andern, was du wünschest, daß Andere dir thun, d. h. thue Gutes und meide das Böse, ein Grundsatz, in welchem der Mensch die allgemeine Regel für

sein Benehmen auch in den geringfügigsten Dingen findet.

„Die höheren Geister lehren uns, daß eben Selbstsucht, Sinnlichkeit, Leidenschaft uns der thierischen Natur näher bringen, indem sie uns an das Körperliche fesseln; daß ein schon hienieden durch Verachtung des weltlichen Tandes und durch Uebung der Nächstenliebe in Freiheit lebender Mensch der geistigen Natur sich nähert; daß sich ein Jeder aus uns nach dem Maße der ihm von Gott zu seiner Prüfung an die Hand gegebenen Fähigkeiten nützlich machen soll; daß der Starke und Mächtige dem Schwachen zu Schutz verpflichtet ist, weil ein Jeder, der seine Stärke und Macht mißbraucht, um seinen Nebenmenschen zu unterdrücken, das Gebot Gottes übertritt. Sie lehren schließlich, daß Heuchler, da nichts im Reiche der Geister verborgen bleiben kann, entlarvt und alle ihre Schandthaten aufgedeckt werden; daß die unvermeidliche und immerwährende Gegenwart derer, welchen wir Unrecht gethan, zu den uns zugedachten Züchti-

gungen gehört; daß mit dem Zustande niederer oder höherer Geister Freuden und Leiden verbunden sind, von denen wir auf Erden keine Ahnung haben. Dagegen lehren sie uns auch, daß es unverzeihliche, durch Sühne untilgbare Vergehen nicht gibt. Gelegenheit zur Sühne findet der Mensch in den verschiedenen Daseinszeiten, welche ihm nach Wunsch und Mühwaltung das Voranschreiten auf der Bahn des Fortschrittes nach der Vollkommenheit, seinem Endziele hin ermöglichen [1])."

Dieses System leidet, der Ansicht vieler Männer gemäß, an dem Fehler, daß es allzu verführerisch ist und der Religion, der es verbündet sein soll, widerspricht.

Ob es die Aufgabe löst? Keineswegs; es rückt nur die Schwierigkeit um einen Schritt weiter hinaus. Denn entweder bleibt der Eindruck erlittener Züchtigung so tief im Gedächtnisse des sträflichen Geistes haften, daß diesem die Tugend mit dem Verluste der Freiheit

---

[1]) Das Buch der Geister von Allan Kardec.

gleichsam aufgedrungen wird, oder die Erinnerung entfällt ihm so weit, daß ihm seine Freiheit erhalten bleibt, und es ihm demzufolge freisteht, seine zweite Einfleischung ebenso zu mißbrauchen, wie er die erste mißbraucht hatte, u. s. w. Was wird also Gott anfangen? Entweder reißt ihm die Geduld und verhängt er über diesen auf's Böse erpichten Geist eine ewige Strafe, und so gleiten wir wieder in den Abgrund zurück, welchem wir zu entgehen vermeinten; oder er wird ihm die Frist weiter und weiter bis auf unbestimmte Zeit hinaus erneuen, und dann stellt er es dem Gottlosen frei, die Reihe seiner Missethaten neuerdings zu beginnen. Statt mit der schauerlichen Aussicht auf ein Gericht, welches den Tod zur furchtbaren Klippe des Lebens macht, steigt der scheidende Bösewicht mit der Seelenruhe des eine Vorhalle durchschreitenden Wanderers in's Grab. Er mag vor Gott hintreten und mit der Ironie eines der Straflosigkeit sicheren Hochmuthes zu ihm sprechen: „Hier bin ich mit leeren Händen und ohne gute Werke, aber

mit einem nach Sinnengenuß lechzenden Herzen; schaff' mir neue Himmel, neue Welten, damit ich sie ihrer Freuden entleere, unbekümmert um die mit meiner Selbstsucht dort angerichteten Verheerungen. Denn, ob du auch müde bist, mich abzuwarten, so bin ich doch für Genüsse unersättlich und mag dich leicht entbehren, ja, dir fluchen." Und Gott sollte solch' lästerlichen Ansprüchen zu Diensten sein? Das läßt sich nicht denken.

Der Genfer Philosoph ahnte recht wohl die Kraft dieser Beweisführung; daher ihm zu besserer Stunde das aufrichtige Geständniß entschlüpfte: „Die Bösen sind als Ruhestörer auf dieser Welt recht unbequem; eben so auf der andern, da Gott nichts mit ihnen anzufangen weiß, als sie für immer zu verdammen."

2. Lassen wir uns übrigens nicht täuschen. Wenn dem Spiritismus ein wahrer Gedanke von Barmherzigkeit vorschwebt, so kommt derselbe eben nur in dem vom christlichen Standpunkte aus aufgefaßten Weltplane der Vorseh-

ung zur Ausführung. So wie Gott unser Leben angelegt hat, ist es eine Aufeinanderfolge verklärender Läuterungen, welche uns durch eine Reihe von Warnungen und Prüfungen zum Ziele führen sollen. Unser Erdenleben durchläuft verschiedene Stadien, in denen das Gute in mannigfaltigen Gestalten vor unserer Seele auftritt und sie durch immer wechselnde Reize zu gewinnen sucht. Kindheit, Jugendzeit, Mannesalter, Greisenalter sind ebenso viele Phasen erneuter Offenbarungen. In vielfältigen Schattirungen in einander übergehend und durch Ereignisse, deren Eindrücke sich gegenseitig verstärken, mit einander verkettet, bilden sie in unserer Seele einen übermenschlichen Fortschritt, dessen künstliches Gewebe, wenn auch oft von uns nicht bemerkt, gleichwohl zu gewissen Stunden sich gewaltig in uns regt und uns mit einem Male die volle Anschauung unseres Lebens gewährt. Wer von uns ist nicht solch' zaubermächtiger Erschütterungen inne geworden, durch welche Gott den Menschen in seinen Tiefen aufwühlt und alle von ihm durchwanderte

Welten gleichzeitig vor ihm auftauchen läßt? Wo ist Einer, der, wenn er den Säugling an seiner Mutter Brust sah, nicht bei sich selbst sagte: Wie gütig ist Gott, daß er uns die Wanderung nach der Ewigkeit auf solche Weise beginnen läßt? Wo ist ein junger Mann, der nicht in der Hefe des Kelches, aus welchem er Lust und Wonne zu schlürfen vermeinte, einen Wermuthstropfen gefunden, der ihn schmerzlich an die verlorne Unschuld gemahnte? Wie manche Männer haben nicht mit vierzig Jahren unter der Last der Sorgen, dieses glorreichen Zubehörs der Vaterschaft, Glauben und Demuth gelernt? Und wenn alle diese Einsprechungen des Himmels nicht ausreichen, das Dunkel der Seele zu zerstreuen, so rückt das hohe Alter an und erschließt ihr gewaltsam die Augen, indem es zur Sammlung nöthigt. Ein Greis ist ein Seefahrer, der alle Gestade berührt, alle Klippen mit dem Senkblei der Erfahrung untersucht hat; er darf, will er in die Zukunft schauen, nur an die Vergangenheit denken. Zuletzt steht der Tod da, wie ein letzter Blitz=

strahl aus wolkenbedecktem Himmel. Schon ist der Sterbende am Rande des Abgrundes, es öffnet sich die Wolke der Verblendung, er sieht die bald endende Welt und die einbrechende Ewigkeit; dort, an dieser äußersten Grenze, trifft er wieder den Gott seiner Mutter, den Gott seiner Gattin, der ihn mit einem letzten Blicke einladet und ihm, etwa durch den Mund einer geliebten Tochter, zuruft: Schau' her auf mich, flehe zu meiner Gnadenmilde, noch läßt sich Alles vergüten!

O ja, Gott ist gütig, Er ist geduldig. Weit entfernt, eilig gegen den Sünder vorzuschreiten, lockt Er ihn, ruft ihn, wartet ihn ab, so daß der Sünder, wenn er dennoch verloren geht, es eben nur zu bedauern hat, durch seine Bosheit den unzähligen Kunstgriffen der göttlichen Liebe entronnen zu sein.

Doch die Güte schließt die Gerechtigkeit nicht aus; denn Liebe fordert Gegenliebe. Güte ist unentgeltliche Liebe; gut ist, wer zuerst liebt, uneigennützig liebt, inbrünstig bis zum Tode liebt. Die Liebe sehnt sich aber nach

Erwiderung; Alles verzeiht sie, nur das nicht, daß ihr die Gegenliebe verweigert wird. Sieht sie sich ungeachtet wiederholter Schritte, die sie gethan, ungeachtet edelmüthiger Opfer, die sie gebracht, abgewiesen, so besinnt sie sich und weicht unwiderruflich! Ja, noch unerbittlicher, als die Gerechtigkeit, ist die verletzte Liebe. Daher Dante, dessen Genie dies wohl erkannt hatte, über die Thüre seiner Hölle jene ausdrucksvolle Inschrift setzte: „Durch mich geht's ein zur wehevollen Stadt, durch mich geht's ein zum ewigen Schmerz, durch mich geht's ein unter das verlorene Volk; lasset jede Hoffnung, ihr, die ihr eintretet! Gerechtigkeit bewegte meinen hohen Schöpfer; es schuf mich die göttliche Macht und die erste Liebe[1]."

3. Gelangt etwa der Mensch auf blumigem Pfade zu diesem ewigen Wehe? Vernunft und Erfahrung sagen uns in Uebereinstimmung mit dem heiligen Geiste, daß dem nicht so ist. Nicht immer hat der Mensch leichtes Spiel,

[1]) Dante, Inferno, Canto 3.

um zur Verdammung zu gelangen. Schon auf Erden folgt einer jeden unserer Leidenschaften die Strafe, die, wie eine Offenbarung, darauf hinzudeuten bestimmt ist, wie fehl ihre Straße geht und wie wenig die trügerischen Gelüste zur wahren Seligkeit führen können. So versiecht über der Wollust die lebensfrische Jugend, so richtet das Spiel unter folternder Angst das best gesicherte Vermögen zu Grunde. Die Trunkenheit rüttelt am Verstande, der ersten Leuchte des Geistes, zerstört das Ebenbild Gottes und führet es einem, Mitleid und Lachen erregenden Stumpfsinne zu. Schlaflose Rachsucht brütet hinter unbefriedigtem Hochmuthe, und ein getäuschter Ehrgeiz leidet an qualvoller Beklemmung, welche gefallene Größen tödtlich härmt.

Der Weg des Gottlosen ist trügerisch. Durch strafbare Freuden führen ihn seine Leidenschaften zu einem vorübergehenden Taumel und bringen ihn nachher durch Traurigkeit zur Verzweiflung. So entsetzlich ist

dieses Halsgericht — die Verzweiflung — daß man an seinem Vorhandensein zweifeln möchte, hätten wir nicht täglich in einer berüchtigten menschlichen That einen allzu echten Beleg dazu, im Selbstmord, welcher gleichzeitig eine Wirkung der Verzweiflung und ein Beweis für sie ist. Wenn einem Menschen die Zuversicht auf sein irdisches Geschick schwindet und sein Glaube ihn nicht durch eine erfreuliche oder drohende Aussicht auf das Jenseits aufrecht erhält, so wird ihm das Leben zur unerträglichen Last. Denn was ist Leben, wenn Alles todt ist? Was ist Leben da, wo weder Wahrheit den Geist erleuchtet, noch Liebe das Herz bewegt und den Sinnen selbst die all zu sehr mißbrauchte Wollust verleidet ist? Was ist Leben, wenn Einem das Glück seinen Segen und der Ruhm seine Freude stiefmütterlich versagt? wenn kein Freund seine Hand oder sein Geld bietet, und man, alles Trostes beraubt, sich mit seinen Gewissensbissen allein findet? Ach! dann kommt der Wahnsinn dem Verzweifelten zu Hülfe und mit einem Schlage schickt er seinen Leichnam

den Würmern und seine Seele dem höchsten Richter zu.

Leihet ein Ohr dem Schrei der Menge, welche jüngst noch über den mit dem Glücke verwechselten Ergötzungen grinzte. Was ist's, ein Klagelied oder ein Freudengesang, was ihr hört? Ach, der laute Ruf einer verspäteten Erkenntniß, der Schrei derer, welche der Weise also reden läßt: „So sind wir also abgeirrt vom Wege der Wahrheit, und das Licht der Gerechtigkeit leuchtete uns nicht, und die Sonne der Erkenntniß ging uns nicht auf. Wir sind müde geworden auf dem Wege der Bosheit und des Verderbens, und wandelten harte Wege; aber den Weg des Herrn erkannten wir nicht. Was half uns der Stolz? Was nützte uns des Reichthums Prahlerei? Alles ist dahin, wie ein Vogel, der durch die Luft fliegt, von dessen Fluge man kein Merkmal findet; also sind auch wir geboren worden, und bald wieder verschwunden, und können kein Zeichen der Tugend aufweisen, sondern durch unsere Bosheit wurden wir aufgerieben. So lautet die

Sprache der Sünder in der Hölle. Denn die Hoffnung des Gottlosen ist wie Blüthenwolle, die der Wind wegführt, und wie Rauch, den der Wind zertheilt, und wie das Andenken eines vorüberziehenden, eintägigen Gastes [1])."

Eines Tages zeigte Pilatus vor dem Volke Jerusalems ein wundes, blutüberronnenes, von der Fußsohle bis zum Scheitel mit Wunden bedecktes Schlachtopfer und rief: *Ecce homo!* Das ist der Mensch, sowie ihn die Ruthenhiebe meiner Soldaten und die Wuth seiner Feinde zugerichtet. Eine von höherer Einsicht erleuchtete Seele hätte sagen dürfen: Das ist der Mensch, sowie ihn die Leidenschaften gemacht! Dieses große Schlachtopfer steht immer vor uns, wund, stöhnend unter der Last des Unglückes, in der Pein der Krankheit oder der Gewissensbisse. Es steht in der Hütte des Armen, wo Gotteslästerungen neben dem weinenden Elend erschallen. Dort ist es mit Geschwüren bedeckt auf einem Spitalbette röchelnd

---

[1]) B. der Weish. 5, 6—15.

oder in Galeerengefängnissen sich in Ketten und Groll einherschleppend. Dieses Schlachtopfer siehst du in jenem Jüngling, welchen ein verfrühtes Alter unverschleiert vor Himmel und Erde der Verachtung preisgibt. ***Ecce homo!*** Wohl ist das der Mensch, nicht so, wie er aus der Hand Gottes hervorging, sondern wie ihn die geheimen Anschläge der Selbstsucht, wie ihn Weinrausch, Spielwuth und Wollustwahnsinn verunstalten. ***Iter autem impiorum decipiet eos*** [1])!

---

[1]) Soll man sich deshalb darüber beklagen, daß Gott dem Menschen, indem Er ihn des Gefühles und der Empfindungen fähig machte, ein verhängnißvolles Geschenk gemacht habe? Die Klage wäre, gleich allen gegen Gott erhobenen Klagen, eine ungerechte. Der schon bejahrte Lenotre kniete einst vor dem hl. Vater Dieser hieß ihn aufstehen, umarmte ihn und sprach: „Könnte ich Dir etwas gewähren, was Dir lieb wäre?“ — Heiligster Vater, antwortete Lenotre, gib mir Leidenschaften, ohne welche man nichts ausrichtet! - Lenotre hatte Recht. Leidenschaften sind kostbar für Den, dessen Herz sie zu fassen und mit Kraft zu beherrschen weiß.

Gott beruft uns zu ewiger Freude, indem er uns die Tugend zur Pflicht macht; das heißt, mit andern Worten, für die süßesten Freuden, die nur des Menschen Herz hienieden zu genießen vermag, setzt er ein endloses Glück als Belohnung aus.

Durch die Tugend wird die Ordnung aufrecht erhalten, Zucht gehandhabt und der Strom der Liebe in den Adern der Menschheit in Bewegung gesetzt. Wenn ein Weiser sie verschmäht, erliegt er der Verachtung; wenn eine Partei sich ihrer begibt, ist sie überwunden. Jeder Freundschaftsbund, aus welchem sie ausgeschlossen ist, hat keine Grundlage; jedes Glück, dem ihr Beigeschmack fehlt, ist Trug und Selbsttäuschung; jeder Ruhm, den sie nicht bekränzt, ist von vorneherein welk und fahl.

Tugend verschafft dem Menschen Frieden; denn sie stellt, sobald sie in die Seele einzieht, in Allem das Gleichgewicht her. Die Einbildungskraft, die uns das Körperliche mit schillernden Farben bemalt und vergrößert, wird zur demüthigen Dienerin des Verstandes, dessen

geläuterter Blick tiefer in die unsichtbare Welt eindringt. Statt bösartige Schattenbilder hervorzurufen, fängt das Gedächtniß an, die Schamhaftigkeit unserer Wünsche zu achten. Selbst die Sinne stacheln nicht mehr so rasch ihr unersättlich Gelüsten gegen uns auf. Die von Tugend beherrschte Seele sieht sich im Besitze einer Freiheit, welche ihr keine Macht der Welt entreißen kann. Das von ihr durchduftete Herz ist in immerwährend festlicher Stimmung. Das Gewissen, in welchem sie Einkehr genommen, ist vor dem nagenden Wurme geschützt. Unter ihrer Leitung nimmt das ganze Wesen die fügsame Haltung eines mit seinen Pflichten einverstandenen Geschöpfes ein und gehorcht, indem es sich vor der Vernunft beugt, seiner eigenen Herrschaft.

Alfieri's „Nero" beginnt mit den Worten: Herr der Welt, was mangelt dir? — Der Friede! Wem dieser Schatz abgeht, der ist unglücklich, mag er auch Herr der Welt sein; wer ihn hat, kann Alles entbehren, Gunst der Geschicke und der Menschen. In seinem

Besitze darf der Mensch allen Stürmen trotzen und ungeachtet aller Prüfungen ein heiteres Gemüth bewahren; ja, sollte er für die Aufrechthaltung seiner Grundsätze sterben müssen, so würde er im letzten Augenblicke die tröstende und kräftigende Stimme, die den jungen Soldaten Viktor so froh machte, vernehmen: Du hast gesiegt, Viktor, du hast gesiegt!

Fassen wir uns kurz zusammen. Es ist dem Menschen die unvermeidliche Alternative gestellt: entweder durch die aus verirrten Leidenschaften erzeugten Qualen dem ewigen Tode entgegen zu gehen, oder sich durch die aus tugendhafter Entsagung hervorblühenden, unaussprechlichen Freuden eine vollkommene, unendliche Glückseligkeit zu sichern. Das sind die zwei Wege, die sich vor ihm eröffnen: Der Tod nahet heran, Himmel und Hölle stehen ihm offen, Gott ruft ihn, aber läßt ihm seine Freiheit: Die Wahl ist ihm überlassen. Er frage sich selbst: Darf man sich noch bedenken?

XI. Kapitel.

Der Priester.

Es gibt eine Art Menschen, die in der Welt leben und nicht von der Welt sind, Menschen, welche die Einen mit unbegrenztem Vertrauen, die Andern hingegen mit unüberwindlicher Abneigung erfüllen. Ihnen ist, wie Christus, das ausnehmende Loos zugefallen, an ihrem Lebenswege rechts überschwenglichen Segen und links schauerliche Verleumdung zu ernten; sie sind es, denen die Mächtigen der Erde bald schmeicheln und die sie bald verfolgen, die aber so unantastbare Vorrechte genießen, daß kein Machthaber dieselben an sich reißen kann, ohne sogar vor seinen Lobrednern lächerlich zu werden; die Priester sind's, von denen ich spreche. — Was ist ein Priester? Auf diese Frage tönt aus einem gewissen Haufen von Menschen die Ant-

wort: Der Priester ist der besoldete Verbreiter der Unwissenheit, der amtliche Vertreter des Mittelalters, der Todfeind alles Fortschrittes, der von Ehemännern mit Recht gefürchtete Minotaurus. Oder es läßt sich auch folgende Antwort vernehmen: ein Priester ist ein von der Kirche zum ehelosen Stande verpflichteter, vom Staate bezahlter Beamter, welcher da ist, um dem Volke Sitten zu predigen und es ziemlich geschickt zu betrügen, damit es gelehrig werde.

In Wirklichkeit ist ein Priester ein mehr oder weniger großmüthiger, von Gott mit wunderbarer Macht und einem unauslöschlichen Merkmale ausgestatteter Mann, an welchen der erhabene Ruf ergangen ist, durch ein zweifaches, ein bei ihm niedergelegtes und ein persönlich von ihm zu bringendes Opfer die Seelen zu retten.

I.

1. Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. In diesem Ausspruche hat

der Heiland die ganze Einrichtung des Erlösungswerkes kurz zusammengefaßt. Damit die Welt gerettet würde, mußte sie zunächst mit der göttlichen Gerechtigkeit durch Abzahlung ihres Lösegeldes versöhnt werden; über den Himmel und Erde trennenden Abgrund mußte gleichsam eine Riesenbrücke geschlagen werden, was eben der Heiland durch seine allmächtige, in Gebet und Opfer bestehende Vermittlung ausführte: ***Ego sum via***, Ich bin der Weg. Um die Welt zu retten, mußte man ihr den Weg zeigen und sie durch Aufklärung über ihren Ursprung, ihre Natur und ihre Bestimmung wie durch eine Fackel der Wahrheit erhellen, und diese eben zündete der Heiland in der Welt an durch seine Lehre, mit welcher Er das über der Welt schwebende Dunkel verscheuchte: ***Ego sum veritas***, Ich bin die Wahrheit. Schließlich, sollte die Welt gerettet werden, mußte sie am Leben Christi Theil nehmen, dadurch, daß sie von seiner Liebe beseelt wurde, und eben dieses Leben gießt Christus durch sieben Kanäle aus,

welche Sakramente heißen und deren Born unaufhörlich dem auf Golgatha geöffneten Herzen entspringt: ***Ego sum vita,*** Ich bin das Leben.

„Als Stellvertreter seiner Liebe," wie der heil. Ambrosius sich ausdrückt, setzt der Priester seine Sendung fort. Er ist Vermittler, insofern er als Erbe seiner Macht das Opfer Christi fortsetzt; er ist die Wahrheit, weil er das Licht des Glaubens spendet; er ist das Leben, weil er die Gnade mittheilt und fortpflanzt.

Die Menschheit ist Gott gegenüber zu einem dreifachen Opfer verpflichtet, nämlich zu einem an Größe den von ihm empfangenen Wohlthaten entsprechenden Dankopfer, zu einem an Dauer der seiner hilfsbedürftigen Schwäche gleich kommenden Bittopfer, und zu einem den Vergehen, deren Verzeihung sie erlangen will, angemessenen Sühnopfer. Dieses dreifache Opfer darzubringen, fällt häufig der Welt nicht einmal ein, und selbst wenn es ihr einfiele, würde ihre Huldigung und ihre demüthige Bitte doch

nicht den zu einem wirksamen Erfolge ausreichenden Werth haben. Dem Priester hat Christus den Auftrag gegeben, die Schulden der Menschheit abzuzahlen, indem Er ihn zum Organ ihres Gebetes und zum Diener ihrer Altäre bestellt hat.

Zwischen Gott und den Menschen, zwischen Himmel und Erde stehend ist der Priester für Beider Interessen wirksam; er ist der geheimnißvolle sie zusammenschließende Ring, der sie versöhnende Vermittler. Zu jeder Stunde des Tages, während die Welt bei ihrer Arbeit oder bei ihren Zerstreuungen ist, liegt vor dem Priester das Gebetbuch offen, sein Brevier, welches für den Priester das, was das Schwert für den Soldaten, ist. Er betet sein Offizium, welches in seine Lampe das Oel der Andacht gießt, er wiederholt die ewig jugendfrischen Lieder Davids, die Orakel der Propheten, Christi und der Apostel, stählt sich zu neuer Kraft an den Berichten über die Großthaten seiner Helden, der Heiligen, bittet um Vergebung für sein Volk und fleht dabei um

Himmelsthau, die Seelen zu erfrischen und die Saaten keimen zu lassen.

Bei jeder neuen Morgenröthe, sobald der Handwerker wieder an sein Werk und der Landmann auf's Feld hinaus geht, während so mancher Wollüstling von der Erschlaffung nach der Lust des vorigen Tages ausruht, verläßt der Priester sein einsames Lager, sammelt seinen Geist in Betrachtung und schreitet sodann die Stufen des Altares hinan. Dort erhebt er die Hände, diese geheiligten Hände, die das heilige Weiheöl gesalbt hat, empor, und spricht ein Wort so mächtig, daß sich darauf die Himmel neigen und öffnen. Denn mit höherer Macht als Josue, der der Sonne befahl, stille zu stehen, befiehlt der Priester dem Schöpfer der Sonne, sein Opfer zu erneuern. Und Gott gehorcht dem Priester, weil Er sich durch sein eigenes Wort, wohl ein Ehrenwort, wie es keines gibt, durch den Eid eines Gottes, gebunden hat!

Zwischen Himmel und Erde, wie einst am Galgen von Golgatha schwebend, faßt der

göttliche Mittler in der Hand seines Dieners bei der feierlichen Erhebung der heiligen Gestalten die Dankbarkeit, die Wünsche und die Reue der Erde zusammen, und spricht zu seinem Vater wie am bedeutungsvollen Tage seines Hinscheidens: *Parce, domine, parce populo tuo!* Ach! wie sollte es mich fürder Wunder nehmen, daß Schrecken und Bewunderung der Brust des Areopagiten die Laute entpreßten: Priester der neuen Satzung, ihr seid größer als die Engel; denn, um die himmlischen Geister zu erschaffen, brauchte Gott nur zu wollen; um aber einen Priester hervorzubringen, welcher Ihn täglich opfern könnte, mußte Er sterben!

2. Der Priester ist der Verbreiter der Wahrheit, weil das Organ des Wortes Gottes.

Die Welt hat viele Gelehrte, Philosophen, Literaten und Publizisten aufzuzeigen. Ob sie darüber an Einsicht zunimmt? das steht zu bezweifeln, weil jetzt eine Zeitung weit mehr ein Geschäft, als ein freies Wort ist, und

häufig ihre Schreiber vielmehr höher oder geringer besoldete Handlanger und Spießgesellen, als Apostel politischer, socialer und staatswissenschaftlicher Wahrheit sind. Mögen auch die Gelehrten, Philosophen und Literaten die Menschheit angenehm unterhalten und ihr durch Zerlegung der Grundkräfte der von ihr bewohnten Welt neue Hülfsquellen eröffnen, immer werden sie unvermögend sein, ihr die aus der Erkenntniß ihrer Bestimmung fließende Ruhe in der Wahrheit zu sichern.

Das wahre Licht der Welt, die Leuchte, die ihr unentbehrlich ist, wenn sie sich nicht in Finsterniß verlieren will, ist das Wort Gottes: *Ego sum lux mundi.* Dieses Wort ist die über Gott, über den Menschen, seine Natur, seinen Ursprung und sein Ziel kund gewordene Wahrheit, die Gesammtheit aller die Wiedergeburt bezweckenden und für sie ersprießlichen Grundsätze, deren stufenweise fortschreitende Anwendung die wahre Civilisation begründet, und welche allein hinreichen würden, um das Men-

schengeschlecht durch gesellschaftlich-harmonische Zustände zum ewigen Frieden zu führen.

Indessen ist das Wort Gottes in einem prachtvollen Grabe verschlossen. Bibel heißt dieses Grab, in welchem es der auferstandene Jesus unter der Hut seiner Kirche, versiegelt und echt, aber stumm, gelassen hat, bis ein Engel, wie am Auferstehungstage, die Siegel erbreche und den das Wort in Schweigen und Haft haltenden Stein wegwälze. Dieser Engel des göttlichen, glorreich und unsterblich erstehenden Wortes ist der Priester, von welchem Christus wie von sich selbst gesprochen: Ihr seid das Licht der Welt!

Dem Priester steht es zu, wie einst dem Ezechiel, das Buch des Gesetzes zu verschlingen, das heißt, dem Worte Gottes wieder Leben zu geben, indem er ihm die Pulse seines Herzens mittheilt und es lebendig und lieblich der nach Wahrheit hungernden Menge übergibt. Ihm steht es zu, den Lehrstuhl der Wahrheit zu besteigen, zu fühlen, wie das Leben in allen Theilen seines Körpers erkaltet

und das Blut ihm nach dem Busen hinströmt, sobald er die Lippen erschließt, um zum Volke zu reden — nicht von seinen Rechten, sondern von seinen Pflichten.

Die Religion ist ein Gedanke, und das Wort ist die den Gedanken sichtbar und lebendig machende Sonne, welche ihn so ausbildet und gestaltet, daß er sich mittheilen läßt. Wie die Sonne, um die Körper zu erhellen, täglich die ihr vorgeschriebene Reise um die Erde macht, so macht Gottes Wort, älter als die Sonne, den Gang um die Welt, um die Geister zu erhellen.

Wie bei Anbeginn der Dinge das göttliche Wort durch den Ausspruch: Es werde Licht, die materielle Welt erleuchtet hat, so geht auch noch jetzt seine ganze Wirksamkeit dahin, Licht zu schaffen in den Geistern, bis einstens im zukünftigen Leben das Wort Gottes unmittelbar die Gesellschaft der Geister erleuchten wird. Bis dahin bleibt der Beamte des unabhängigen, aufrichtigen und wahren Wortes der erste Beamte in der Welt, ebenso wie die durch

das Wort gesicherte Herrschaft das schönste Königthum auf Erden bleiben wird[1]).

3. Wie der Priester Opferer und Apostel ist, so ist er auch Vater, weil er das Leben fortpflanzt.

Leben im höchsten Sinne des Wortes heißt nicht blos bestehen, sondern auch denken, lieben und handeln, ja noch weit mehr: leben heißt, den Geist auf das Wahre, das Herz auf das Schöne und den Willen auf das Gute richten: es heißt mit jenem Urtriebe und feuerigen Sehnen, Liebe genannt, in das Licht der dreifachen Sonne des Wahren, Guten und Schönen hineintauchen, es heißt das ewige Gesetz erfüllen durch Thaten, welche den Menschen

[1]) Auch im Besitze der Wahrheit würde ein Weltmann unvermögend sein, sie annehmbar zu machen, weil die Welt einem Greise ungeachtet seiner Wissenschaft und seiner Silberhaare nicht nachsehen würde, was sie einem jungen unerfahrenen Priester nachsieht. Das kommt daher, weil Ersterer in eigenem, der Andere in Gottes Namen zu ihr spricht. Das fühlt das christliche Volk, und wollte Gott, daß die Priester darauf nicht vergäßen!

unendlich weit vom Thiere entfernen, durch Thaten, die ihre Grundlage in der von der Gnade gestützten Freiheit haben, die das vom Glauben gestärkte Gewissen erleuchtet, deren Frucht die zur Heiligkeit führende Tugend, deren Ziel der ewig beglückende Himmel ist. Solch' ein Leben fortzupflanzen, ist Aufgabe einer erhabenen Vaterschaft, für welche der Priester allein Sendung empfangen hat.

Gewiß soll sich der Priester, nach dem Vorgange seines göttlichen Meisters, angelegen sein lassen, alles Wehe, auch das, welches in seinen Folgen nur das leibliche Leben schwächt und verdüstert, bald mit seinem Herzen, bald mit seiner Börse zu lindern. Wehe dem Priester, wenn er sich am Weine des Altares für andere Erben, als die Armen bereichern wollte! Ist Geiz für jeden Menschen entehrend, so ist er beim Priester noch weit scheußlicher und frevelhafter.

Gleichwohl ist leibliche Barmherzigkeit in seinem Berufe nur Nebensache — was wohl die Ursache sein mag, warum Gott zuläßt, daß

seine Kräfte oft dem Elend nicht gewachsen sind und sein Herz größer ist, als seine Geldmittel[1]).

Dem Wesentlichen nach umfaßt die Sendung des Priesters Fortpflanzung und vor Allem Erhaltung der Kraft der Seele und des übernatürlichen Lebens. Auch verfügt er zu diesem Zwecke über eine lediglich durch menschliche Willensfreiheit beschränkte Machtfülle. Sehet da das Kind, das seine Mutter für's erste Mal mit einem Wonnerausche betrachtet, wie ihn nur die Auserwählten in höherem Maße kennen: es lebt, athmet, lächelt. Doch jenes über-

---

[1]) Man hat die Kirche ihrer Güter beraubt, und damit der Priester nichts empfangen könne, bietet man alles Mögliche auf, um der Freigebigkeit der Gläubigen Hindernisse in den Weg zu legen. Geschieht's dann, daß der arme Mann nichts zu geben hat, so thut man verwundert! Heißt das gerecht sein? Die Welt würde besser daran thun, ihre Strenge für den alten Millionär zu sparen, den Junggesellen, dessen einzige Erben die Opern-Mädchen sind und der nur dann sich zur Generosität aufschwingt, wenn es gilt, Schande zu bezahlen.

natürliche Leben konnte ihm seine Mutter nicht geben; sie läßt es zum Priester bringen, der ihm das heilbringende Wasser auf's Haupt gießt und dabei das Wort des Lebens spricht, wodurch es zum Kinde Gottes wird. Hierauf wird es seiner Mutter wiedergegeben, und allmälig, Tag für Tag, entwickelt sie diese erste Gnade, bis sie das Kind der kräftigeren Liebe des Seelsorgers überläßt, daß er es auf den Hochgenuß der ersten heil. Kommunion vorbereite. Bald nachher rüstet es der Bischof in dem Sakramente der Firmung zum heiligen Streite aus. Erliegt dann hier einmal der jugendliche Kämpfer, so kehrt er wund zum Priester zurück, und gleich dem barmherzigen Samariter gießt dieser das Oel und den Wein der Buße in seine Wunden, die sie vernarben, und gewährt ihm in der göttlichen Eucharistie eine Herzensstärkung, daß er wieder zu Kräften komme. Wenn dann mit fünfundzwanzig Jahren, mit dem Mannesalter, die Prüfungen des Lebens beginnen und der junge Mann, um besser auszuharren, das Bedürfniß fühlt,

sich eine Gefährtin zur Seite zu stellen, so ersucht er eben wieder den Priester, daß er seine Hoffnungen mit dem über seinen Schwur gesprochenen Segen befestige. Wenn endlich Krankheit den Greis oder den Leidenden auf das an die Nähe des Todes mahnende Lager hinstreckt, dann, wenn Aufrichtigkeit die Aerzte zum Geständnisse zwingt, daß ihre Kunst dem Uebel nicht mehr gewachsen sei, dann zeigt sich wieder das sanfte Antlitz des Seelenhirten vor dem Blicke des Sterbenden. Einst sah man ihn an der Wiege, jetzt findet man ihn am Grabe wieder. Er kommt, dem sich zur Abreise anschickenden Pilger Muth zuzusprechen und ihn von seiner Schuld zu lösen: er kommt, des Wanderers Füße zu salben und ihm zu sagen: ***Proficiscere, anima christiana***, Fahre hin, christliche Seele! du läßest uns zwar Trauer zurück, nimmst aber deine Verdienste mit; fahre vertrauensvoll hin, um im Hause des Allvaters die Frucht deiner Mühe einzusammeln und den Frieden zu genießen, welchen er den Menschen versprochen, die eines guten Wil-

lens sind. Morgen vielleicht werden wir diesen zerfallenen Kerker, in welchem du so viel gelitten, mit Ehren der Erde anvertrauen, doch unser Herz wird dir über das Grab hinaus folgen und unsere Bitten werden zur ewigen Erbarmung aufsteigen: bis es uns gegönnt sein wird, uns wieder zu sehen.

Das ist der Priester, vor dem in unserer Zeit so Mancher sich fürchtet, den Gleichgültigkeit und Habsucht so oft vom Krankenlager ferne halten, dessen Person man so gerne anschwärzt, der Priester, dessen Charakter man so gerne entstellt.

„Der Geistliche treibt sein Handwerk," hört man in der Welt hin und wieder sagen! Mag sein, doch in der That ein schönes Handwerk ist's, die Seelen zu retten. Ich weiß, was mit so einer Redensart gemeint ist: man will damit zu verstehen geben, daß der Priester ein Beamter wie alle Beamten ist und für Geld Religion und Liturgie betreibt, daß er, mit einem Worte, ein Mensch ohne Ueberzeugung ist. Dagegen antworte ich, daß bei

einer jeden mit Opfer verbundenen Pflichterfüllung eine Ueberzeugung, ja eine tiefe Ueberzeugung obwalten muß, und daß der Priester in Sachen seines Berufes ungeheuchelt zu Werke geht, weil sich dieser nur unter Selbstverleugnung erfüllen läßt[1]).

II.

1. Als ein im Dienste Gottes und der Menschheit stehender Mann ist der Priester nicht sein eigener Herr; er muß Allen Alles sein, und diese Selbsthingabe setzt beim Priester ein Opfer voraus, das ausschließlich vom

[1]) Der Priester wäre ein Betrüger! Aber ist man sich's auch recht bewußt, auf was für einer Folter ein Mensch wäre, wenn er sich dazu verurtheilte, sein Leben lang gegen seine Ueberzeugung zu sprechen und zu handeln? Und weiter, wenn er nicht überzeugt ist, wie läßt sich dann sein Eifer beim Predigen, Katechisiren, Beichthören und Krankenbesuchen erklären? Würde man ihm einen Heller von seinem unbedeutenden Gehalte abziehen, wenn er ruhiger und bequemer wäre? Gewiß nicht; wohl aber würde er nicht so viele Feinde und nicht so viele Verlegenheiten haben.

Katholiscismus in seinem Priesterthum durch ein unvergleichliches Wunder verwirklicht werden konnte, ich meine das Opfer der Entsagung auf die Freuden der Familie.

In der Familie ruht die Kraft der Gesellschaft und die Gewähr für ihre Zukunft; dort ist der Sammelpunkt der reinsten Freuden dieser Welt. Wenn dem Menschen irgendwo hienieden einiges Glück gegönnt ist, so findet er's vorzüglich im Schooße einer echt christlichen Familie. Zu viele Menschen vergessen, daß dort das Glück wohnt, dort am Herde, wo man an Winterabenden die Füße ausstreckt, um sich zu erwärmen, wo man sich über gemüthlichem Geplauder oder unschuldigem Spiele von den Strapazen des Tages erholt. Dort um jenen Tisch herum wohnt das Glück, wo der Arbeiter mit einem wackeren Weibe und fröhlichen Kindern beim genügsamen Mahle sitzt und ungehindert die Frucht seines Schweißes genießt. Dort in jenem unverletzlichen Raume eines Stübchens wohnt es, wo eine Magistratsperson oder ein Arzt oder ein Advokat, nach-

dem er dem um seinen Beistand ansuchenden Elend und den Zänkereien den Laufpaß gegebest, die traute Stimme vernimmt: „Wenn's beliebt, das Essen ist da.“ Dort in jenem zierlichen Salon wohnt es, wo man seine Freunde empfängt, wo ein kleines, schäkerndes Kind sich von seinem Vater liebkosen läßt, zu dem scherzhaften Ausschelten seiner Mutter lacht und die Märchen aus dem Munde der Tante oder der Großmutter anhört.

Freuden dieser Art dürfen dem Priester nur aus der Erinnerung her bekannt sein, und wenn es ihm mitunter gegönnt ist, sich sie anzusehen, darf er nur bewundern und Gott preisen, welcher solche Freuden seinen Menschen bereitet. Einsam lebt der Priester mitten in der Welt, die ihm seine Geheimnisse anvertraut, in der Welt, die ihm auflauert, und soll, gleich Christus, ein jungfräulicher, familienloser Mann sein, damit er gleich Ihm Weg, Wahrheit und Leben sein könne.

Als einst Moses in der Wüste aus dem brennenden Dornbusche die ihn rufende Stimme

Jehova's vernahm, zog er die Schuhe aus und erschrack vor seiner eigenen Schwäche. Der brennende Busch, wo Gott wohnt, ist der Altar, dessen Stufen der Priester täglich beschreitet. Eine ihm und allen ihm Zusehenden vernehmliche Stimme ruft: seine Lippen sollen keusch sein, seine Hände rein wie die Altartücher, auf welchen der Kelch ruht, rein wie die ihn umgebenden Engel, wie das von Ewigkeit makellos erzeugte, in der Zeit aus einer Jungfrau geborne Opfer, welches jungfräulich lebte und dessen letzter Blick liebend auf einem wegen seiner Jungfräulichkeit heiß geliebten Jünger ruhte. Ja, in dem feierlichen Augenblicke, wo sich beim Läuten des Erzes die Häupter in schweigender Anbetung neigen, da fühlt euer Herz, was euer Verstand nicht erkennen will: daß der Mann Gottes zu hoch gestellt ist, als daß er eines Weibes Mann sein dürfe.

2. Der Priester muß jungfräulich sein, um die Wahrheit sein zu können. Soll er das würdige Organ des erlösenden Wortes sein, so sollen seine Lippen die Wissenschaft

wahren können. Da er pflichtmäßig angewiesen ist, das Licht zu verbreiten und die Lüge zu wiederlegen, so soll er beide kennen, er soll in Wahrheit ein Theologe sein, was so viel heißt als, sein Geist soll der Sammelplatz eines ausgebreiteten Wissens, einer kraftvollen Vernunft und eines lebendigen Glaubens sein. Der eheliche Stand aber ist ein Glück, welches die höchsten Musen nicht recht duldet, weil es der Sinnenabtödtung, von der sie sich nähren, abhold ist. Ueber dem häuslichen Genusse ist es nicht leicht, Arbeitsfleiß und Freiheit zu bewahren; daher die meisten der berühmten Männer, deren Genie die Welt erleuchtet hat, von Plato bis Bossuet und Leibnitz, in ihrer Mitte der heil. Thomas von Aquin, die Wahrheit des ciceronischen Ausspruches bezeugt haben, daß die körperlichen Genüsse mit großen Gedanken unverträglich sind. Jungfräulichkeit hingegen läßt den Geistesfunken sprühen und fördert die Beschaulichkeit der Extase.

Die Lippen des Priesters sollen kühn sein, weil sein Auftrag ihn anweist, Klein und Groß,

Hohe und Niedere an die Pflicht zu mahnen. Als ein unbestechlicher Vorkämpfer für die ewige Gerechtigkeit soll er Diebstahl, Ehebruch und Mord an den Pranger stellen, mag nun der Schuldige Achab, Herodes oder Theodosius heißen. Er muß es über sich vermögen, den von Neid gequälten und auf ihre Ueberzahl trotzenden Proletariern das Gebot des Allerhöchsten zu wiederholen: Du sollst nicht fremdes Gut nehmen, und dem sich in Weichlichkeit entnervenden Reichen das andere, das dem eben genannten vorausgeht: Du sollst nicht Unkeuschheit treiben.

Wer so mit den Leidenschaften im Kampfe liegt, bringt ihren Zorn gegen sich auf, was eben, nach unten wie nach oben hin, den Priester zur Zielscheibe des Grolles macht. Deshalb darf ein Priester, will er nicht seine Pflicht der Furcht oder dem Eigennutze preisgeben, weder Weib noch Kind haben, weil die Stimme seines Gewissens gegen ihre Thränen und gegen die Erinnerung an sie nicht aufkommen könnte.

Unabhängig und in sich selbst stark soll er sich, indem er seinen Blick auf das Kreuzbild richtet, sagen dürfen: Was schadet es? Komme, was da wolle: ich werde allein als Opfer fallen, und versagt man mir das tägliche Brod, so werde ich allein meine Armuth tragen; und führt man mich in Kerkerhaft ab, um meine Stimme zu ersticken, so weiß ich, daß zwei Dinge dem Genie förderlich sind: Gott und ein Gefängniß; und muß ich sterben, desto besser! vom Schaffot geht's nach dem Himmel, ich lasse ja keine Waisen hinter mir zurück [1]).

---

[1]) Der wilde Ezzelin, durch die freimüthigen Predigten des heiligen Antonius von Padua gereizt, rief einen seiner Trabanten herbei und sagte zu ihm: „Da, bringe diese reichen Geschenke dem Apostel; schlägt er sie aus, so laß ihn unbehelligt: es steht ihm zu, Alles zu sagen; nimmt er sie an, so tödte ihn!" Der Heilige schlug sie aus mit den Worten: „Dein Herr mag seine Geschenke für sich behalten, ich behalte für mich meine Freiheit!" Wäre das ein Hausvater gewesen, so würde er ein Mann des Todes gewesen sein.

Hingegen wird eine verheirathete Geistlichkeit stets der Bequemlichkeit nachgehen und stumm bleiben. Hierin täuscht sich kein Despot. Ferner wird sie unvermögend sein, das Leben der Seele fortzupflanzen, weil sie der beiden zu ergiebiger Wirksamkeit ihres Amtes unentbehrlichen Grundbedingungen, des Vertrauens und der christlichen Liebe, ermangeln muß.

3. Als Seelenarzt und Vertrauensmann für alle Schwächen und alle Leiden soll der Priester ein unbegrenztes Vertrauen, welches seinerseits die unverletzlichste Verschwiegenheit voraussetzt, einflößen. Außer dem ehelosen Stande ist dieses Vertrauen ein Unding. Das, glaube ich, bedarf nicht erst eines Beweises, es reicht hin, daß ich mich aufs bloße Gefühl berufe. Wer würde den Muth haben, einem verheiratheten Priester zu beichten und dem von seiner Frau zu sprechen, der selbst eine Frau hat? Welche Mutter würde den Muth haben, ihm ihre Tochter zuzuführen? Wo gäbe es eine Gattin, welche sich nicht scheuen würde, ihn in die Geheimnisse ihres schmerzvollen Le-

bens hineinzuziehen? Ach, man würde sich vor seinen Lippen und vor seinen Ohren fürchten, weil sie Einem nicht mehr verschwiegen und heilig genug dünkten, seit andere Lippen und andere Ohren zu nah' an sie herangekommen wären [1]).

---

[1]) Es lebt irgendwo auf der Welt ein alter Mann, welcher mit unstreitigem Talente gewisse Bücher geschrieben, von welchen gesagt worden ist, daß die anständigen Frauen (femmes sages) nicht übel daran thun würden, wenn sie sie den Hebammen (sages-femmes) überließen. Für diesen Greis hat ein junger Priester etwas Unbegreifliches. „Vor einem jungen Priester wird mir unheimlich!" sagt er. Ei, muß man denn nicht, um alte Priester zu bekommen, sie in ihrer Jugend nehmen?! Die Jugend des Heiligthumes weiß, wenn sie den bedeutungsvollen Schritt thut, wozu sie sich verbindlich macht; sie weiß hingegen häufig nicht, auf was sie Verzicht leistet, — was sehr gut ist. Wer auf eine gewisse Frucht verzichten will, für den ist's gut, wenn er nie hineingebissen hat. Der in Rede stehende Greis dürfte eher als irgend sonst Jemand hierüber mit einverstanden sein.

Um ein wahrer Lebensspender zu sein, muß der Priester nicht von der gewöhnlichen, gelegentlich eine Gabe verabreichenden Nächstenliebe, sondern von der Nächstenliebe, welche sich selbst zu geben vermag, beseelt sein. Hier rede ich nicht blos von den Priestern, die sich täglich wie echte Helden für das Heil ungläubiger Völker opfern, sondern auch von denen, an welche die Sendung ergangen ist, den heimathlichen Weinberg zu bebauen. Da müssen sie so viel Liebe zu der ihnen von der Vorsehung anvertrauten zahlreichen Familie haben, daß sie nicht allein dem Elende ihre Geldbörse öffnen, sondern sich selbst geistig jeden Tag opfern im Verlangen, sein Wehe zu lindern. Dafür macht aber die Ehe zu engherzig, weil sie mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes die Gefühle in den Kreis der Familie bannt, die zum apostolischen Amte nöthige Nächstenliebe abkühlt, wenn nicht auslöscht, und so die unentgeltliche und tägliche Selbstaufopferung nahezu unmöglich macht.

Man denke sich einen braven Pastor im Kreise von Frau und Kindern, welche vom Wein und vom Brode des Altares leben müssen. Da pocht's draußen und es heißt: Rasch! rasch! an's äußerste Ende der Pfarrei zu einem armen Manne, welcher im Sterben liegt! oder es heißt: Rasch, rasch! die Pest geht in der Stadt um, und allenthalben gibt es Unglückliche, welche deiner Hilfe bedürfen! Der gutherzige Mann steht auf und schickt sich an auszugehen; da sieht er sich von seiner lieben Gattin und seinen geliebten Kindern umringt: Aber, wo denkst du hin? heißt es, es soll jetzt zu Mittag gegessen werden. Oder es heißt: Die Nacht ist dunkel, Papa, das Wetter naß, der Weg kothig, wenn du dich erkältetest! Man sagt ja auch, der arme Mann gebe einen üblen Geruch von sich, er sei vom Typhus oder von der Cholera ergriffen! Ach, Väterchen, wir bitten, habe etwas mehr Schonung für dich! Was würde ja aus uns werden, wenn du stürbest? Und so schont sich der gutherzige Mann, wär' es auch nur aus Rücksicht auf

sein Gattenherz oder auf sein Vatergewissen. Ich gehe nicht in's Romanhafte über, halte mich nur am Geschichtlichen: ist ja doch jede beweibte Geistlichkeit hiefür ein Beleg [1]).

---

[1]) In den Junitagen 1848 war ein Bataillon Pariser Nationalgarde beordert worden, einen gefährlichen Standpunkt gegen die Insurgenten zu vertheidigen. Kaum fingen die blauen Bohnen an zu pfeifen, so legte der Hauptmann unter irgend einem Vorwande sein Kommando nieder und machte sich aus dem Staube. Der Lieutenant machte es nicht besser als der Hauptmann, und so Einer nach dem Andern, bis innerhalb einer Viertelstunde Niemand mehr Stand hielt als eine Trommel, eine Trommel ohne den Trommler; aber mit den Schlägeln oben drauf! Zur Zeit der Gefahr dürfte es ein verheiratheter Klerus diesem Bataillon an Tapferkeit gleich thun; daß er's ihm zuvorthun würde, das bezweifle ich. Wohl sind mir die unter verheirathetem Militär und verheiratheten Aerzten täglich vorkommenden Beispiele der Aufopferung und der Unerschrockenheit nicht unbekannt, und ich zolle ihnen meinen herzlichen Beifall; allein der gewöhnliche Sporn zu diesen Thaten ist der Ehrgeiz, welcher für gewöhnlich beim Priester nicht eine Haupttugend ist.

III.

1. Das ist ungefähr, wie der Priester **sein soll**, wird man einwenden, jedoch sehen wir ihn in Wirklichkeit, nicht so, wie er hier geschildert ist. Wie manche kleinliche Leidenschaft, wie manche erbärmliche Eifersucht treibt nicht im Heiligthum ihr Unwesen! Wie viele Priester gibt's nicht, deren Person, deren Benehmen die gehörige Würde nicht hat! Wie viele, deren Tugend unter der Wucht einer ihnen zur Bürde gewordenen Krone wankt! Wie viele Schwachheiten, wie viele Aergernisse hat Gegenwart und Vergangenheit nicht aufzuweisen!

Erwartet ihr etwa, daß ich die Verkehrtheiten, Schwächen oder Aergernisse in Abrede stelle, um eurem Einwurf auszuweichen? Nein, nimmer werde ich euch ungerechter Weise einen Schimpf und mir einen solchen Zwang anthun; ich vergesse nicht, was Job in seiner Weisheit zu seinen unklugen Freunden sprach: „Hat Gott eine Lüge nöthig und ist es dir erlaubt, ihn so mit List in Schutz zu nehmen?“ und

das, was der heil. Gregor gesagt: „Besser ist es, Aergerniß zu veranlassen, als sich in der Wahrheit zu vergehen.“

Ich lasse also euer Seufzen als berechtigt gelten und hege nur Einen Wunsch, nämlich, es möge euch ernstlich damit gemeint sein. Freilich wäre es wünschenswerth, daß im Heiligthume keine, auch nicht die geringste böse Leidenschaft aufkäme, daß sich Priester immer als sanftmüthig und fest, würdevoll und gutmüthig, keusch und aufopfernd bewährten und das Ideal verwirklichten, welches sich Weltleute gerne von ihnen entwerfen, und daß sie sich nirgends lieber, als im Schatten des Heiligthumes, im Winkelstübchen des Armen und am Krankenbette erblicken ließen. Wohl weiß ich, daß dem nicht immer so ist: ist ja der Priester doch nur ein Mensch und würde er seine Natur abstreifen müssen, wenn er alle Gebrechen abschütteln wollte. Seid ihr denn, die ihr so gern über unsere Schwachheit seufzt, immer musterhafte Gatten, Väter oder Bürger? Ist nie Einer aus euch ein lebenslustiger

Mensch, ein Feigling, ein Spitzbube oder ein Ehebrecher gewesen? Was! Während ihr hundertmal, um eurer Selbstsucht zu fröhnen, Verrath übt an der Gattin, welcher ihr euern Schwur geweiht, welche euch außer der Befriedigung sinnlicher Lust die Freuden des Herzens bietet, schreit ihr laut auf, wenn ihr hört, daß ein unglücklicher Priester so feige war, euch für den Augenblick ähnlich zu werden. Was nimmt es euch Wunder, daß der Priester nicht immer auf der steilen Höhe seines Ideals steht, da ihr doch nicht im Stande seid, den Gipfel des eurigen zu ersteigen, welcher gleichwohl neben jenem nichts weiter, als ein Hügel neben einem Berge ist!

Wißt ihr, was es heißt, ein guter Priester zu sein? Ein guter Priester ist ein Mensch, welcher immerwährend in einem übernatürlichen, d. h. in einem übermenschlichen Leben sich bewegt, ein Leib, welcher von dem Magnet der Gnade, von der Kraft des ihn belebenden Blutes Christi durchdrungen ist und aus lauter Wachsamkeit und Thatkraft bestän-

dig, ungeachtet des Gesetzes der Schwere, oben bleibt, gleich der Kuppel von St. Peter, welche, nicht von Pfeilern gestützt, sich in Himmelslüften erhält. Ein guter Priester ist, um es kurz zu sagen, ein lebendiges Wunder, welches man wenig beachtet, weil man es täglich vor Augen hat. Ein schlechter Priester hingegen ist ein für einen Tag, für eine Stunde lang, aus Unvorsichtigkeit oder übertriebener Gutmüthigkeit, oder gar aus übertriebener Seeleneinfalt, auf die Stufe der Menschlichkeit zurückgesunkener Engel.

Gleichwohl ist diese so leicht erklärliche Erscheinung eines fallenden Priesters immerhin ein auffallendes Ereigniß, macht viel Aufsehen und Gerede, was ein greifbarer Beweis dafür ist, daß diese Erscheinung, wenn sie auch häufig sein sollte, doch nicht gewöhnlich ist. Flecken lassen sich nur auf hellem Grunde leicht wahrnehmen und zählen. Hierin läßt sich der Glaube der aufmerksamen Menschheit nicht beirren; er baut auf unsere Tugend, weil er sie allzu oft erprobt hat. Darum macht er uns Geständ-

nisse aus dem jugendlichen Alter von fünfzehn Jahren, führt uns Tochter und Mutter, Gatte und Gattin zu, trägt uns vorzeitige Sorgen und gealterten Kummer vor. Was der Gatte nicht weiß, was der vertrauteste Freund nicht ahnt, das wissen und vernehmen wir angesichts der Welt, die mit scharfem Auge uns beobachtet, angesichts der Gottlosen, die uns fluchen. Tag aus Tag ein führt uns ein wunderbares Vertrauen in die heiligste Stätte der Seelen und deckt ungescheut die unsichtbaren Mängel und die unsichtbare Schönheit der Geister vor uns auf. Als freiwillige Gefangene rauben wir nicht, wie man es so gerne hin und wieder sagt, für uns den reinsten Duft der Herzen, sondern träufeln in ihre Wunden einen immer quellenden Balsam, flößen ihnen Kraft ein, um den Kelch, den unsere Verleumder für sie füllen, ohne Klage zu leeren, ja wir machen ihnen Treue gegen jene zur Pflicht, selbst mitten in der Vereinzelung, in welche sie ein ungerechtfertigter Abfall versetzt.

Ein furchtbares Vorrecht! Das soll euch gestanden sein. Ein zum ehelosen Stande verpflichtetes und amtshalber mit Beichthören von Frauen sich befassendes Priesterthum, das ist vielleicht des Katholizismus kühnstes Wagniß! Den Priestern liegt es ob, dasselbe durch kluges und rücksichtsvolles Benehmen und durch gründliche Tugend zu rechtfertigen.

2. Wären übrigens auch die von Geschichtschreibern oder von Tagesschriftstellern in Journalen erzählten Aergernisse so wahr und so zahlreich, wie man zu glauben Miene macht, was würde hieraus ein Denkender folgern müssen? Etwa daß ihn sein Glaube täusche und die Religion Irrthum sei? Vielmehr ganz das Gegentheil.

Wenn ihr ein Schiff sehet, welches im Fluge durch die Wellen des Oceans dahinstreicht, ungeachtet aller Stürme allen Klippen ausweicht und endlich im Hafen einläuft, so fällt euch diese Erscheinung doch nicht sonderlich auf, weil es dabei ganz natürlich zugeht. Hat ein Schiff den Wind im Rücken, dazu eine wackere Mannschaft, einen geschickten

Steuermann und ein brauchbares Steuer, so wird es wohl landen müssen. Wenn hingegen der Wind sich dreht, wenn das Steuer bricht, wenn der Steuermann einschläft und das Schiff sein Takelwerk verliert, und dennoch an den verborgenen Klippen vorüberkommt, sich gegen das Unwetter hält und landet: dann sprecht ihr laut von Wunder!

Wohlan, die heilige Kirche ist das geheimnißvolle, von Christus flott gemachte Schiff, das allen Stürmen trotzt und in seinem Laufe alle Gestrandeten aufnimmt. Hätte die Kirche nur gute Päpste, heilige Bischöfe, tadellose Priester gehabt: würde man möglicher Weise darin, daß sie, ungeachtet der gegen sie wie ein Mann verschworenen Mächte der Gewalt, des Genie's und des Fleisches, ihren Lauf durch die Zeiten eingehalten, nur eine ganz menschliche Erscheinung gesehen haben. Das hat Gott nicht gewollt. Vielmehr hat Er seiner Braut nicht Eine Prüfung erspart, nicht einmal die aus ihrem eigenen Schooße hervorgehende Unordnung. — Von Zeit zu Zeit hat

er Windstille eintreten und die Mannschaft einschlafen lassen, damit die Menschheit sagen sollte, wenn sie dennoch die heilige Arche an allen Klippen vorbei immer weiter segeln sah: Das ist der Finger Gottes, *digitus Dei est hic!*

Einen andern Vorwurf macht man dem Klerus der Jetztzeit. Man spricht nämlich gern von vorrechtlicher Unabhängigkeit, von den durch ihn im Verborgenen angezettelten Verschwörungen und von seinen geschickten und rechtlosen Eingriffen.

Unzweifelhaft gab es eine Zeit, in welcher die Geistlichkeit mächtig und frei war, in welcher die gläubigen und dankbaren Völker sie freudig achteten und bereicherten. Sind dagegen wohl in einer Zeit, wie die jetzige ist, solche Klagen gegründet? Legt doch heute die Priesterwürde, statt Benefizien zu verleihen, nur Lasten auf, und ist der Priester, wenn auch noch wegen seiner Person oder wegen seiner Tugend, doch kaum mehr wegen seines Standes geachtet, und kommt doch die durch

die Revolution ihrer Güter beraubte Kirche nur als ein unbedeutender Posten in den Staatsausgaben in Betracht.

Ihr Wirken ist von einer Unzahl beschränkender Gesetzesbestimmungen umgarnt und unterliegt von Seite des Volkes einer wachsamen Inquisition. Sollt' es mir etwa einfallen, hierüber mich zu beklagen? Gott bewahre. Vielmehr ist's mir lieb, daß Alles in Staat und Kirche unter Aufsicht und bei hellem Tageslichte vor sich gehe, eben weil in Staat und Kirche Verkommenheit für gewöhnlich eine Folge übermäßiger Sicherheit ist und man leicht, wenn man Alles thun darf, versucht ist, Alles zu thun. Lasset uns nur Freiheit zum Kampfe! Ein Kapua taugt für Niemand, für einen Priester aber noch weniger als für einen Hannibal!

3. Wie kommt's denn aber, daß der katholische Geistliche im Herzen der Ungläubigen einen unversöhnlichen Haß erregt? Ist er doch ein Sohn aus dem Volke, an dessen Dasein

er Theil nimmt, dessen Mühen er theilt, dessen Leiden er tröstet, dessen Sprache er spricht und mit welchem er von gleicher Vaterlandsliebe beseelt ist! Wie kommt's denn, daß er verhaßt ist? Wenn er ein Heiliger ist, dann soll man ihn als einen Helden bewundern, ihm wie einem Engel glauben, ihn wie eine Gabe der Vorsehung segnen. Ist er aber einmal, weil er vielleicht durch euere Angriffe entmuthigt war, schwach und feige gewesen, dann ist er der Unglücklichste der Menschen, und kann kein Unglück mit dem seinen verglichen werden. Ist es ihm doch unmöglich, sich des ihm unauslöschlich aufgeprägten Standesmerkmals, welches ihn lebenslänglicher Schmach preisgibt, zu entäußern und schleppt er sich so mit seiner entehrten Priesterwürde wie mit einer Stückkugel mitten durch eine Welt, welche sich an seinem Wege zu doppelten Reihen aufstellt, um ihn höhnisch anzugaffen und zu bespucken. Von seiner Würde bleibt ihm nichts, als ein Zuwachs von Gewissensbissen, so daß er sich noch glücklich schätzen darf, wenn ihn Reue zu

einem Trappisten umschafft, ehe Verzweiflung aus ihm einen Galeerensträfling macht.

Ach! Ja wohl, über solch einen Fall darf man seufzen, und ich finde es natürlich, daß man ihn bedauere und beklage. Wenn man dagegen den Priester, mag er nun gut oder schlecht sein, haßt und sich gegen ihn mißtrauisch und höhnisch benimmt, so ist dies eine Erscheinung, deren Grund, wenn wir ihm nachforschen, darin liegt, daß der Anblick eines Priesters der Welt bange macht — darum haßt man ihn.

Denkt euch, ein protestantischer Prediger oder ein Bonze oder ein Rabbiner oder ein Marabout wage sich in ein Kränzchen von Gottesverächtern oder liederlichen Menschen hinein: da mögen diese etwa lächeln, werden sich dagegen gar nicht versucht fühlen, ihn zu verhöhnen oder anzufeinden. Wozu denn auch? Wissen sie ja, daß ein solcher Mann eine schon an und für sich hinreichend ungereimte Lehre vertritt, um welche sie sich gar nicht zu kümmern haben. Darum ist ihnen vor so Einem

nicht bange. Dagegen ist jener schwarze Mann, welcher weder Weib noch Kind hat und dem man seine Ueberzeugung über dem Predigen ansieht, welcher dazu eifrig betet, ja sich freudig aufopfert, so ein Mensch ist nimmer, mag man sagen und schwätzen, was man will, ein gewöhnlicher Mensch, und eben dieser Mensch erregt ein unheimliches Gefühl. Man fühlt's heraus, daß er eine folgerichtige Lehre, eine Religion, alt und weit wie die Welt, vertritt, eine Kirche, welche sich selbst für wahr ausgibt und die Wahrheit mit ihren Gegnern bespricht, welche überdieß tröstet und segnet und so Alles mit der Wahrheit gemein hat, was der Mensch zunächst bei der Wahrheit sucht. Was geht nun bei einer solchen Erscheinung in einem verdorbenen Herzen vor? Es macht bei sich, mehr oder minder bewußt, folgende Betrachtung: Hat der schwarze Mann Recht, dann bin ich verloren; sagt er doch, es gebe eine Hölle, und bin ich mit Allem auf dem besten Wege, mir sie zu verdienen. Nun aber sehe ich nicht einen einleuchtenden Beweis da-

für, daß er Unrecht hätte: kennt er ja die Religion genauer als ich, weil er sie besser studirt hat. Auch berechtigt mich die Art und Weise, wie er und seines Gleichen leben, nicht zur Annahme, daß das lauter Betrüger seien. Ein Mensch, welcher sich entschließen kann, sein ganzes Leben lang einsam da zu stehen, muß entweder ganz krank oder ein Mann von Ueberzeugung sein. Demzufolge hätte ich allen Grund, eine Lebensänderung zu treffen. Dazu bin ich gleichwohl zu feige. Dagegen bin ich zu verständig, um die Hölle mit voller Gemüthsruhe wegzuleugnen, aber auch zu schwach, um mich mit Ergebung hineinfallen zu lassen. Nur noch zu Einem kann ich mich entschließen, nämlich Den, dessen Wort, Person und Kleid mir alle meine Freuden mit Gewissensbissen vergällt, durch Verhöhnung, Haß und Verleumdung von mir ferne zu halten, abzuschrecken und zu unterdrücken. Das ist der tiefe, geheime Grund der meisten gegen den Klerus angezettelten Verschwörungen oder doch der gegen ihn gehegten Abneigung. Die Gottlosen hassen uns, wie

die Pharisäer Christus wegen seiner für sie unheimlichen und durch Wunder von ihm bestätigten Lehre haßten. Wenn wir diesen Haß auch beklagen müssen, so dürfen wir gleichwohl auf ihn stolz sein und uns darüber freuen; denn dem von ihm verkannten Glauben und der von ihm abgewiesenen Tugend gereicht er zur glänzenden Huldigung, und sein Fluch ist dem am dritten Tage vor der Auferstehung gegen das Weltopfer geschleuderten nicht unähnlich, das heißt, er fällt auch, wie jener, auf den Fluchenden selbst zurück.

Vielgeliebte Brüder! Die Derbheit dieser Zeilen werdet ihr über dem Lesen dem Schreibenden wohl nachsehen, weil er ja nur eben darum so freimüthig war, um es euch an Offenheit einigermaßen gleich zu thun, da er übrigens wußte, daß das so aufrichtig Geäußerte euch nicht beleidigen konnte. Durftet ihr es doch nicht für euch nehmen, die ihr, weit entfernt, den Priester wie eine Schreckgestalt zu hassen, ihn vielmehr unzweifelhaft als das Sinnbild eurer süßesten Hoffnungen

gerne sehet. Denn wenn auch das Laster zurückschrickt vor Dem, der ihm im Geiste die künftige Strafe vorführt, – warum sollte der Tugend bange sein vor Dem, der sie an ihre Belohnung mahnet? Der Priester ist euer Bruder. Auf demselben heimathlichen Boden geboren, ist er mit euch auf den gleichen Ruhm seines Volkes stolz und liebt, wie ihr, Licht, Fortschritt, Freiheit, und hat nur Ein Verlangen, Eine Freude: euch glücklich zu sehen und sich mit euch zu retten. Wollt ihr, daß er das Salz der Erde bleibe? Fördert sein Streben, indem ihr ihm durch euern guten Willen zeigt, daß es nicht fruchtlos ist. Vergeßt nicht, daß ihr den Priester in Gefahr bringt, der Verzweiflung zu erliegen, wenn ihr ihn zur Unthätigkeit verurtheilt. Hingegen fühlt er sich nur dann stark, wenn er in der Freude eines durch die ergiebige Wirksamkeit seines Amtes erweiterten Herzens jenen Spruch der alten Mönche wiederholen darf: ***Deo et paci militantibus!*** Gott und der Friede ist das Ziel unsererſ Strebens, Zweck unserer

im Brudereide geschlossenen Verbindungen — Gott, auf dessen Ruhm wir es abgesehen haben, der Friede, welchen wir den Seelen anbieten, wenn wir sie trösten, indem wir sie von den Schmerzen dieser Erde, wo selbst die Freude Thränen vergießt, auf die ungetrübte Seligkeit des Himmels verweisen!

XII. Kapitel.

Jesus Christus.

Während meine Hand diesen unnennbaren Namen niederschreibt, wird meine Seele von Ehrfurcht durchdrungen, fällt anbetend vor ihm nieder und weiß nicht, ob sie weiter etwas sagen oder ob sie schweigen soll. Wollte ich von der äußeren Erscheinung unseres göttlichen Meisters ein Bild entwerfen und seiner Gottheit ein laut an sie mahnendes Denkmal errichten, so würde mir der erforderliche Raum fehlen. Wollte ich dagegen in seine innere Erscheinung eindringen und einige der in seinem heiligen Herzen verborgenen Schätze erheben, so müßte ich mit seinem geliebten Jünger an seiner Brust geruht haben. Die Vollkommenheit dieses göttlichen Charakters schließt eben etwas Einziges in sich, was sich ein Menschengeist umsonst zu deuten bemüht;

sie verdunkelt nicht blos das Vollkommenste, was vor ihr bestanden, sondern auch Alles, was der Eifer, ihr nachzuahmen, in der Folge zu erzeugen vermochte.

Wenn gefragt wird, welches der größte Feldherr, der größte Redner, der größte Künstler, der größte Heilige ist, so drängen sich eine Menge Namen auf und lassen unser Urtheil nicht zur Entscheidung kommen. Hat man hingegen einmal den Namen Jesus Christus ausgesprochen, so weicht Alles in's Dunkel zurück: zu seinem Bilde allein läßt sich kein Seitenstück ausfindig machen. Er ist weder der Ausdruck einer Gesellschaft, noch eines Zeitalters, seine Persönlichkeit überragt Alles. Nachahmer hat Er zwar allenthalben hervorgerufen, ist aber so unendlich über ihnen erhaben geblieben, daß es eben so thöricht als gottlos wäre, sie mit Ihm auf gleiche Stufe stellen zu wollen. Uebertreibung ist bei einer Lobrede auf Ihn so unmöglich, daß es selbst dem Ungläubigen nicht anstößig erscheint, wenn

die Lobsprüche bis zur Vergötterung sich steigern.

Der für unsere Erlösung gekreuzigte Heiland strebt und arbeitet hienieden nur nach einem Ziele hin, nämlich nach der Herrschaft über die Seelen; der Seelen will Er sich wie ein Eroberer bemächtigen, um sie durch die Weihe seiner Gnade zur Seligkeit seiner Glorie zu erheben. Eben im Hinblick auf dieses Ziel regiert Er die Welt, pocht an den Thüren der Herzen und hält mit einer durch nichts zu entmuthigenden Beharrlichkeit zum Einlaß an. Da haben Ihm nun Viele geantwortet und antworten ihm noch jetzt Viele: Hier sind wir, sei uns willkommen! Andere, vielleicht in größerer Zahl, widerstreben hartnäckig seiner geheimnißvollen Anziehungskraft und sagen mit den Juden: Wir wollen nicht, daß Dieser über uns herrsche! Und doch will Christus herrschen, und, wie es auf dem Obelisk des St. Petersplatzes zu Rom mit großen Buchstaben eingegraben steht, Christus herrscht, *Christus regnat!* Er

herrscht über die Geister durch sein Wort, über die Herzen durch seine Liebe, und über den Willen durch sein Gesetz. Ein Blick auf dieses geistige Reich Christi wird hoffentlich den Einen zur Ermunterung, den Andern zur Belehrung dienen [1]).

I.

Sich eine Herrschaft über die Geister begründen, ist wahrlich ein nicht unbedeutendes Wunder. Denn wenn ein Mensch seinem natürlichen Zuge folgt, so denkt er wie ihm beliebt, glaubt was ihm beliebt, will selbst König über seinen Geist sein und ist ihm an diesem Königthume viel gelegen; daher sein

[1]) Das Herz wird freilich auch vom Willen regiert, sonst sind seine Regungen dem Menschen als solchem nicht zuzurechnen. Doch verstehen wir unter Herz den Willen, in so fern er sich auch der niederen Kräfte bemächtigt oder von diesen hingerissen wird, d. h. vom Gefühle, von der Einbildungskraft, von den guten oder bösen Leidenschaften rc., und unter Willen, als solchem, die freie Bestimmung nach der Vorschrift des Gesetzes oder gegen dasselbe. A. d. Ü.

Dünkel jeder Zeit einen hohen Reiz in dem Titel Freidenker findet. Der Mensch ist manchmal so hartnäckig in seiner eigenen Ueberzeugung, daß er blos bemerken darf, daß man ihm eine Idee aufdringen wolle, um sie mit Starrsinn abzuweisen. Dagegen fühlt er immer den Drang, wenn ihm nur einigermaßen die Gabe der Rede vom Himmel beschieden ist, Andern seine eigenen Ansichten beizubringen, was man bei Disputationen bald aufgeregter, bald unterhaltender Art täglich sehen kann. Was ist übrigens eine Disputation anders, als ein Kampf zweier, um den Vorrang und die Herrschaft im Reiche der Gedanken ringender Geister? Wie selten sind aber die Geister, denen es gelingen mochte, über andere zu herrschen! Wo ist ein Mensch, so vernünftig und beredt er auch sein mag, welcher sich rühmen könnte, auch nur die Meinungen, geschweige den Glauben eines andern Menschen gänzlich umgeändert zu haben? Die Könige der Erde haben den menschlichen Geist bald gefördert, bald unterdrückt; nie aber

haben sie ihn zu regieren vermocht. Wohl durfte es den Weisen durch die Uebermacht des Genie's gelingen, für einen Tag in einer enge begrenzten Philosophenschule zu herrschen; es dauerte aber nicht lange, so war der Gedanke des Meisters durch den Gedanken des Schülers gestürzt.

Was nun aber die Menschen mit Wort, Gewalt und Genie, gegen einige Menschen, für einige Zeit lang, bezüglich einer der Vernunft zugänglichen Idee nicht auszurichten vermochten, das hat Christus ohne Gewalt, und vielmehr der Gewalt zum Trotze, ohne menschliche Gelehrsamkeit und vielmehr der menschlichen Gelehrsamkeit zum Trotze, nicht nur zu Gunsten einer dem Menschengeiste faßlichen Idee, sondern eines den menschlichen Geist durch geheimnißvolle Untiefen schreckenden Lehrgebäudes, nicht bei einigen Menschen, sondern vielmehr bei der auserlesenen Blüthe der ganzen Menschheit zu Stande gebracht. Vor beinahe zwei Jahrtausenden, als der Menschengeist an alles Andere, außer an Gott und seinen

Gesandten glaubte, da hieß ihn Jesus von Nazareth durch den Mund einiger Fischer an sein Wort und seine Gottheit glauben, und siehe, für tausend Millionen Geister ward der Gedanke Christi Mittelpunkt und Richtschnur ihres Denkens. Sein Stellvertreter darf nur in seinem Namen die Stimme erheben, und von einem Pol zum andern hört er die Gesellschaft der Geister ihm antworten: *Credo*, ich glaube!

Ein Wunder erzeugt das andere: weit entfernt, die von ihm beherrschten Geister zu unterdrücken, leiht ihnen Christus Schwingen, auf welchen sie sich über die eigenen Kräfte erheben. Denn wo die Vernunft ihre Grenzen hat, da fängt der Glaube erst an; wo ihr Blick sich verwirrt, da erglänzt des Glaubens Licht; keineswegs bürdet er ihr ein Joch auf, sondern macht seinen Vorschlag und fordert ihre Zustimmung zu einem Bündnisse, bei welchem sie Alles zu gewinnen und nichts zu verlieren habe. Warum sollte sich auch der Glaube mit der gleich ihm aus dem ewigen

Worte hervorgegangenen Vernunft nicht vertragen? er achtet sie vielmehr, hält ihr hinreichende Beweise vor, um sie zu überzeugen, und verlangt nichts von ihr, als was sie ihm logisch nicht versagen darf.

Hat die Vernunft die Offenbarung Christi angenommen, so fühlt sie ihren nicht zu stillenden, für sie gleich ehrenvollen und peinlichen Drang, mit dem Unendlichen in Wechselverkehr zu treten, befriedigt und ist vor tausend Irrthümern geschützt, denen die Gewalt ihres religiösen Instinktes sie aussetzt, — eine Anlage, die sie, ohne sich zu entwürdigen, nicht unterdrücken, der sie sich aber auch, ohne sich zu verirren, nicht unbedingt überlassen darf. So hält der Glaube sie von zwei Abgründen ferne, von denen entweder der eine oder der andere unvermeidlich wäre, von dem Skepticismus und dem Aberglauben, von der Gottlosigkeit und dem Wahnsinne.

Durch die Offenbarung des Evangeliums ist die Vernunft wieder zur Kenntniß und in den Besitz einer Menge Grundwahrheiten ge-

langt, welche ehemals an ihrer Grenze lagen und später in den Abgrund ihrer Unwissenheit hineingestürzt und in ihm verschwunden waren, Wahrheiten, die in ihrem Sturze andere in der Nähe liegende und mit ihnen zusammenhängende erschüttert und aus den Fugen gehoben hatten. Diese Grund- und Urwahrheiten hat der Glaube dem volksthümlichen Bewußtsein wieder eingeprägt, so daß Jedermann sie benutzen, Niemand sie gefährden kann und sie auf ewig das Besitzthum der Menschheit verbleiben. Mit diesem Beistande ausgerüstet und einer Menge Fragen, deren Lösung ihr bereits klar geworden, entledigt, nahm die Vernunft einen herrlichen Aufschwung, ging im Bereiche des Wissens von Fortschritt zu Fortschritt, von Entdeckung zu Entdeckung und bewährte durch ihre Errungenschaften den Spruch: Gott dienen heißt herrschen!

Christus hat noch mehr gethan: er hat die Vernunft mit Wahrheiten ausgestattet, zu deren Erkenntniß sie von sich selbst nie hätte gelangen können; durch die Offenbarung dieser

ganz neuen Wahrheiten, ward sein Wort gleichsam das Fernrohr, durch welches dem Menschengeist eine neue Welt eröffnet wurde. Durch dieses Fernrohr schaut der Geist die Dinge, wie vom Standpunkte Christi selbst aus. Wie das Wissen Christi mit Einem Blicke Zeit und Ewigkeit, Himmel und Erde, Göttliches und Menschliches umfaßt, so sieht der Christ, welcher dem jenes Wissen enthüllenden Worte beistimmt, Alles von einem erhabenen Standpunkte aus und daher richtiger und weiter, als alle vorgeblichen Weisen, die es verwerfen [1]).

---

[1]) „Wie man sagen kann, sagt Leibnitz, daß die Vernunft eine natürliche Offenbarung ist, welche, wie Alles, was zur Natur gehört, Gott zum Urheber hat, so kann man auch sagen, daß die Offenbarung eine übernatürliche Vernunft, d. h. eine durch einen neuen Schatz unmittelbar von Gott ausgehender Wahrheiten bereicherte und erweiterte Vernunft ist. Die Entdeckung dieses Schatzes setzt das Mittel, um ihn zu unterscheiden, voraus, welches eben die (eigentliche) Vernunft ist. Wer die Vernunft verdrängen wollte, um der Offenbarung allein den Platz einzuräumen, würde demjenigen gleichen, der, um die

Dem Christen ist aber der Glaube nicht ein speculatives Wissen, sondern eine praktische Tugend. Er begnügt sich nicht damit, der von Christus herkommenden Offenbarung im Geiste beizustimmen, sondern nimmt sie auch zur Richtschnur seines Lebens. Nicht nach dem Räsonnement oder den Trieben der Natur richtet er sein Betragen ein, sondern paßt seinen Gedanken dem Gedanken Christi an, urtheilt wie Christus über Gott, Menschen, Ereignisse, Leben und Tod, und kümmert sich nicht viel um augenblickliche Interessen oder um die Meinungen der Menschen, wofern er nur weiß, daß sein Urtheil mit dem Urtheile Christi übereinstimmt. Christus ist sein Vorbild, und weil Christus die Wahrheit und Gerechtigkeit ist, so folgt, daß der Christ unter allen Menschen der weiseste und glücklichste ist — in aller Gemüthsruhe wandelt er den sichersten Weg.

Trabanten des Jupiter mit dem Fernrohr besser sehen zu können, sich die Augen ausrisse." (Neue Versuche über die menschliche Erkenntniß.)

„Da wo der Glaube unversehrt ist, sagt der heilige Ambrosius, da lehrt, wacht und erfreut Christus. Dort ist Ruhe, Seelenfriede, dort ist Heilmittel für alles Uebel." Das hat ein Schriftsteller aus der Jetztzeit sehr wohl eingesehen und in einem Buche ausgedrückt, welches mir die zierlichste Gotteslästerung scheint, die je gegen unsern Gott und Heiland ausgestoßen ward.

„Jesus, sagt er, gründete jenen hohen Spiritualismus, welcher Jahrhunderte hindurch die Seelen in diesem Thränenthale mit Freude erfüllte. Er sah ganz richtig ein, daß die Unachtsamkeit der Menschen, ihr Mangel an Philosophie und Sitte am häufigsten aus den Zerstreuungen herrühre, denen sie sich hingeben, aus den quälenden Sorgen, welche sie umlagern und welche die Civilisation übermäßig vermehrt hat. In dieser Weise war das Evangelium ein überaus wirksames Mittel gegen das Leid des Alltagslebens, ein immerwährendes ***Sursum corda,*** eine ungemein dienliche Zerstreuung gegen die elenden Erdensorgen, ein

sanfter Ruf gleich dem, welchen Jesus Christus an Martha ergehen ließ: Martha, Martha, du bist um Vieles bekümmert, Eines ist nur nothwendig!"

II.

Das Streben des Erlösers ging nicht allein auf Eroberung der Geister; auch die Herzen hat er als Beute für sich in Anspruch genommen und Liebe von ihnen verlangt.

1. Wo ist ein Mensch, der sich schmeicheln dürfte, so über ein Menschenherz geherrscht zu haben, daß es in der Fülle der ihm eingeflößten Liebe täglich bereit gewesen wäre, sein Leben für ihn zu opfern? Allerdings ist ein liebendes Herz der schönste Thron der Welt; aber wie schwierig ist es nicht, dorthin zu gelangen, und wie weit schwieriger noch, sich dort zu behaupten! Zwar gibt es Herzen, welche sich einem Jeden hinzugeben scheinen, in Wirklichkeit aber sich Niemanden hingeben. Andere geben sich rasch hin und, wie ich geneigt bin zu glauben, aufrichtig; ziehen sich aber noch rascher wieder zurück. Kein Boden

ist so unsicher, wie der, auf welchem die Liebe steht. Kein Schiff wird so auf dem Meere herumgeworfen, wie das Herz in seinen Leidenschaften. Keine Geschichte ist so ergiebig an häufigen und urplötzlichen Umwälzungen, wie die des gebrechlichen Königthums, welches in der Herrschaft über die Herzen besteht.

Gleichwohl hat sich Christus durch ein beispielloses Wunder eine Liebe über Alles, eine unvergängliche, eine allgemeine Liebe erworben. Er sah zu, wie Magdalena seine Füße mit den Thränen ihrer Liebe benetzte und sein Grab mit unermüdlicher Treue hütete; Er vernahm den Sehnsuchtsruf des hl. Paulus: ***Cupio dissolvi et esse cum Christo,*** ich sehne mich aufgelöst zu werden, um bei Christus zu sein! Sehet, wie die Martyrer ihr Blut für Ihn vergießen, wie sie frohlocken, ihre Liebe mit diesem Bekenntnisse betheuern zu können; sehet, wie unzählige Jungfrauen auf alle Freuden der Welt verzichten, mit Entzücken die Wundmale des kalten und zerschlagenen Leibes küssen und rufen:

Aut pati aut mori, entweder für Dich, o Jesus, leiden, oder sterben!

Von wem wird Jesus nicht geliebt? Ihn lieben kräftige Männer und gefühlvolle Frauen, Greise, die in den Prüfungen des Lebens gereift sind, und Kinder, deren Seelenreinheit einem Abglanze der Morgenröthe des Lebens gleicht. Täglich begleiten Ihn Millionen Seelen an den Stätten seiner irdischen Pilgerschaft, umstehen seine Krippe, theilen seine Verbannung, vergraben sich mit Ihm in der Stille seiner Hütte zu Nazareth, schaukeln sich mit Ihm auf dem See Tiberias, hören Ihm am Jakobsbrunnen zu, folgen Ihm nach auf Thabor's Höhen und besteigen mit Ihm Golgatha. Täglich sagen beim Erwachen Millionen engelgleicher Wesen zu Ihm: O süßer Jesus, ich schenke Dir mein Herz! Ja, wenn die Prüfung der ersten Zeiten wieder beginnen müßte, würde Jesus neuerdings Millionen Martyrer finden, welche Ihm auf Calvaria folgen würden, um ihr Blut für Ihn zu vergießen.

Eben dieses Wunder entpreßte dem großen Verbannten, dem die Vorsehung auf jenem Felsen einen letzten Schimmer verliehen und eine letzte Lehre geben wollte, dem großen Feldherrn, der gewahr geworden, wie schwer es ist, sich eine Herrschaft in der Welt zu begründen, folgende Worte:

„Jesus Christus will die Liebe der Menschen; Er will, was schwerer zu erlangen ist, als irgend etwas auf der Welt, was ein Weiser umsonst von einigen Freunden, ein Vater von seinen Kindern, eine Gattin von ihrem Gatten, ein Bruder von seinem Bruder verlangt; mit einem Worte: Er will das Herz — das verlangt Er, und erhält es alsogleich. Hieraus schließe ich, daß Er Gott ist. Christus spricht nur ein Wort, und alsbald gehören die Geschlechter der Menschen Ihm an, sind durch engere Bande als die Bande des Blutes, in der innigsten, heiligsten und mächtigsten Vereinigung mit Ihm verkettet. Von der Flamme der Liebe, die Er anzündet, wird jede andere Liebe überboten, wird die Eigenliebe verzehrt.

Wie sollte man an solch' einem Wunder seines bloßen Willens nicht das ewige Wort, den Weltschöpfer erkennen? Andere, sogenannte Religionsstifter hatten nicht einmal eine Ahnung dieser mystischen Liebe, jener Charitas, welche das Wesen des Christenthums ausmacht, eben weil sie nicht Willens waren, gegen eine Klippe anzurennen; denn für ein Beginnen wie das, sich die Liebe zu erwerben, trägt der Mensch in sich selbst das tiefe Bewußtsein seiner Ohnmacht. Das von Christus gestiftete Reich der Liebe ist ohne Widerrede das größte seiner Wunder. Ihm allein ist es gelungen, die Herzen der Menschen zum Unsichtbaren zu erheben, ja, so weit zu erheben, daß sie alles Zeitliche daran geben; Er allein hat in der daraus entstandenen Selbstaufopferung ein Band zwischen Himmel und Erde geschaffen. Alle, die aufrichtig an Ihn glauben, empfinden diese wunderbare, übernatürliche, überlegene Liebe, eine unerklärliche, menschlicher Vernunft und menschlicher Kraft unmögliche Erscheinung, ein heiliges, von einem neuen Prometheus der Erde

gebrachtes Feuer, dessen Macht die Zeit, diese gewaltige Zerstörerin, nicht schwächen, dessen Dauer sie nicht beschränken kann. . . Eben dies bewundere ich, Napoleon, am meisten, weil ich darüber oft nachgedacht habe; eben dies gilt mir unbedingt als ein Beweis für die Gottheit Christi[1]."

Wie läßt sich nun von Seiten Christi ein derartiger Erfolg erklären? Hat vielleicht Christus die Herrschaft über das Menschenherz dadurch errungen, daß Er ihm schmeichelte? Höret vielmehr: Eines Tages, sagt die heilige Schrift, machte sich der Jude Mardochäus, zum Zeichen der Trauer mit einem Sacke bekleidet, auf den Weg nach dem Palaste des Assuerus. Als er aber, vor dem Thore angekommen, um Einlaß bat, trat ihm ein Eunuch entgegen und sprach: Mardochäus, so wird man nicht beim Könige eingelassen. Willst du, daß ich dir öffne, so lege deinen Sack ab; es darf da nichts sein, was die Blicke des Herrschers be-

[1]) Memoires von St. Helena.

trüben könnte. — Dieser Palast des Assuerus ist unser Herz. Mardochäus mit seinem Sack und seiner Trauer ist Christus mit seinem Kreuze, seiner Dornenkrone, seinem wunden Antlitz und seiner strengen Sittenlehre. Wie Er an unserer Thüre klopft, stößt Er unvermeidlich auf einen Eunuchen, der Ihm den Weg versperrt und zu Ihm sagt: Willst Du, daß ich Dir öffne, o Jesus, so lege dieses Kreuz weg, das mich schreckt, parfümire etwas dies Gesicht, vor dem ich mich fürchte. Wir wollen ein Uebereinkommen treffen: ich will Dir öffnen, aber unter der Bedingung, daß Du Dich immer freundlich zeigest wie am Jakobsbrunnen, strahlend wie auf Thabor, voll Sanftmuth wie bei Simon und lieblich wie zu Cana. Ich will Dir öffnen, aber unter der Bedingung, daß Du nachsichtig seiest gegen die Schwächen des Herzens, statt sie in die Acht zu erklären; daß Einem nicht die ausschließliche Wahl bleibe, Dir zu mißfallen oder seinem Dasein Farbe und Duft, Reiz und Poesie zu rauben.

So möchte sich gerne unsere erbärmliche Natur mit Christus abfinden, so oft Er unser Herz verlangt; kapituliren möchten wir — Christus aber läßt sich dazu nicht herbei. Nie noch hat Christus einen Vergleich eingehen wollen, nie hat Er nachgegeben. Und dennoch ist Er eingelassen worden, ist eingelassen worden nicht als ein verstümmelter Christus, sondern ganz mit seinem Kreuze, seiner Krone und seinem Scepter, mit seiner die Natur bekämpfenden und das Fleisch schreckenden Sittenlehre, ist in Rom eingelassen worden ungeachtet Nero's, in Korinth ungeachtet der Venus, in Antiochien ungeachtet seines glühenden Himmels und seiner Daphnehaine. Ueberall ist Er eingelassen worden, überall behauptet Er sich ungeachtet aller gegen Ihn gerichteten Verschwörungen. Oft ist Er unbequem, wird oft zur Last, gleichwohl gewinnen es die unter seinem Joche leidenden Herzen nicht über sich, zu Ihm zu sagen: Geh' weg!

2. Tausendmal selig, wer dem Heilande, wenn er Ihn gefunden, sein Herz schenkt und

es Ihm in Treue bewahrt. Seine Schönheit trügt nicht und verwelket nicht; wer sich von ihr hinreißen läßt, ruhet in heiligem Entzücken. Denn Jesus allein füllt das Herz aus. Bei jeder andern Betrachtung fällt das Licht, wie rein es auch immer sein mag, auf wechselnde und verwesliche Dinge: hier aber ist das Licht ewig und der Gegenstand wandellos. Zusammentreffen des fleckenlosen Ideals mit der wirklichen Vollkommenheit erzeugt in der Seele die heftigste Leidenschaft im Bunde mit der höchsten Tugend, eine die Tugend erwärmende Leidenschaft, eine die Leidenschaft durchduftende und ihr ewige Dauer verleihende Tugend. Während Alter und ganz unbedeutende Unfälle unsere zärtlichste Anhänglichkeit trüben und verändern, zieht die Liebe Jesu Christi Nahrung aus all' unserm Unglück und Gewinn, aus all' unsern Gebrechen. Sie ersetzt, was sich in unserm Dasein täglich verflüchtigt und farblos wird, wohnt in unsern Ruinen, um sie zu erhalten, und freut sich, wenn wir von Allem verlassen werden, damit Ihm allein die

Freude gegönnt sei, uns zu trösten. Sie ist die Hoffnung Aller, denen bereits nichts als die Erinnerung geblieben ist.

Worin besteht aber das Eigenthümliche der Liebe? Der Liebe ist es eigen, die Freuden und Leiden der Liebenden in einander aufgehen und gemeinschaftlich werden zu lassen, ihre Gefühle, Gedanken und Wünsche so zu verschmelzen, daß sie die Liebenden nöthigt, ganz laut zu denken und einander ungescheut den Schlüssel zu übergeben, welcher die geheimnißvollsten Falten des Geistes und des Herzens erschließt. In der Liebe schenkt sich eine Seele der andern. Die Liebe thut noch mehr. Aus einem häufig sein Unvermögen schmerzlich empfindenden Sehnen dringt sie bis in's innerste Wesen des geliebten Gegenstandes, um ihm mit unüberwindlicher Kraft anzuhangen und aus Zweien eine unnennbare Einheit zu schaffen. So macht die Liebe Jesu, daß der Christ, dem Worte des Apostels gemäß, der göttlichen Natur selbst theilhaftig wird[1]). Diese

[1]) II. Pet. 1, 4.

aus Liebe entspringende Einheit war der Inhalt der Bitte Christi, als Er ausrief: „Möchten Alle nur Eines sein, wie Du, Vater, in mir bist und ich in Dir bin. Ich in ihnen und Du in mir, damit sie in der Einheit vollendet seien [1])." Darum wird auch die Liebe erzeugende Gnade, Gottes Samen genannt, *semen Dei*, Same eines übernatürlichen Lebens, eines göttlichen Lebens, welches gleichsam spielend alle Arten von Heldenmuth, alle Arten freiwilliger Selbstaufopferung erzeugt und die Heiligen schafft.

Die Heiligen! — ein gewöhnlich vorkommendes Wunder, über welches wir, ob es auch von der Liebe Christi täglich gewirkt wird, vielleicht nie recht nachgedacht haben. Philosophie mag einen sogenannten Ehrenmann herstellen, den man nicht in all' zu großer Nähe ansehen darf; einen Heiligen wird sie nie hervorbringen. Christus allein besitzt das Geheimniß, einen Menschen umzuwandeln und

---

[1]) Joh. 17, 21.

in einem Zustande zu erhalten, in welchem alle bösen Naturtriebe darniederliegen und alle Seufzer, alle Geschäfte nach dem Guten, als ihrem einzigen Gegenstande, hinstreben; in welchem die Seele, unverwandt und unermüdlich der ewigen Vollkommenheit zugekehrt, sich alles Verbotene versagt und sich sogar des Erlaubten begibt, sich abtödtet, sich kreuzigt und nur so viel vom Sinnenleben behält, daß sie noch länger demselben absterben kann. In diesem geistigen Leben läßt Christus die Seele von Stufe zu Stufe hinaufsteigen; er erhebt sie so hoch über sich selbst, daß sie sich verachtet, sich selbst hinopfert und sich für unnütz hält, während sie Wunder thut[1]).

---

[1]) „Der Glanz der Heiligen ist nichts Anderes, als eine Ausstrahlung der Herrlichkeit Christi und ein Beweis Seiner unendlichen Macht, die aus Staub und Sünde ewig lichtdurchdrungene Geister hervorzurufen vermag. Wer darum Heilige verehrt, verherrlicht Christus, aus Dessen Kraft sie hervorgegangen sind und Dessen wahrhafte Gottheit sie bezeugen." Möhler, Symb. §. 51. A. d. Ü.

Es darf uns eine mit so erhabener Thorheit gepaarte Gluth nicht Wunder nehmen: ein gebieterisches Gefühl ist's, von dessen Gewalt sich Liebende fortreißen lassen. Streben sie nach Reichthum oder Ruhm, so geschieht es nur, um auf dem Altare, den die Liebe ihrem Abgotte errichtet, ihre Sieges- und Ruhmeszeichen niederzulegen und zu sagen: Ich liebe Dich. Der süßeste Lohn für mein Bemühen ist Dein Blick, wenn er mir sagt: Ich habe mein Gefallen an dir! So ein sanfter Blick des göttlichen Jesus ist eben auch der Beweggrund, der die Anstrengungen der Heiligen leitet, dies das feurige Sehnen, das ihre Herzen treibt, Jesus zu lieben und zu verherrlichen, dies der süßeste Lohn für alle ihre Opfer, der lieblichste Genuß für sie, selbst in der Qual und in dem Tode!

Wunderbar ist's überdies, daß dem göttlichen Jesus Alles recht, Alles brauchbar ist, als Stoff zu einem Heiligen; man sollte sogar sagen, Er habe seine Lust daran, mit der Schwierigkeit zu spielen, um die Macht seiner Liebe

um so auffallender zu offenbaren. Will Er ein leuchtendes Vorbild apostolischer Liebe schaffen, so schmettert er einen Verfolger auf der Straße nach Damaskus nieder und wandelt ihn in ein Gefäß der Auserwählung um. Will Er uns ein Muster heldenmüthiger Standhaftigkeit zeigen, so ersieht Er sich die heilige Agnes, die vierzehnjährige Jungfrau, dazu aus. Will Er uns zeigen, wie die Demuth den Sieg über Dünkel, über Gewalt und Blut davon trägt, so heißt Er den Karlmann nach Montecassino gehen, um in der Klosterküche Teller zu spülen. Will Er uns enthüllen, wie mächtig das sanfte Locken der Gnade ist, so ergreift Er Louise von Frankreich am Hofe Ludwig's XV. und schließt sie in ein Carmeliten-kloster ein. Endlich verschafft Er dem schlichtesten Glauben Einkehr in der Seele eines Philosophen und läßt in der Seele eines Landmannes die erhabenste Philosophie aufgehen [1]).

[1]) Jemand drückte einem Bauern im Dörfchen, Angelmodi sein Mitleid aus an dem Unglück, das ihn getroffen (er meinte damit den Hagelschlag),

So bin ich denn zur Erkenntniß gelangt, daß die Liebe Jesu Christi göttliche Macht besitzt und unaustilgbare Wurzeln in den Herzen der Menschen gefaßt hat. Doch ich halte inne, sehe mich um und frage mit Schmerzen bei mir selbst, wie Viele denn Christus lieben, wie Viele Ihn lieben, ich sage nicht gleich ihren Gattinen oder ihren Freunden, sondern wenigstens gleich den Thieren, die sie des Nutzens oder des Vergnügens wegen im Hause haben. Ach! wenn die Menschen Christus wirklich liebten, würden sie ein wenig mehr Scheu haben, Ihn zu beleidigen. Der beißende Spott des Selbstsüchtigen, das Lachen des Wüstlings und der Klagelaut so vieler hoffnungslosen Herzen müßte verstummen.

Und woher kommt's, daß Jesus nicht geliebt wird? Daher, daß man nicht einmal

---

der seine Ernte verwüstet hatte). — „Oh, sagte der alte Landmann, indem er lächelnd seine Silberlocken schüttelte, ein Unglück ist's nicht, es ist blos ein Schaden: Sünde allein ist ein Unglück." (Graf zu Stolberg, Gesch. d. Relig. J. Chr.)

die Mühe über sich nehmen will, Ihn täglich eine Viertelstunde lang im Evangelium und im eigenen Herzen anzuschauen; daher, daß man den heiligen Richterstuhl der Buße wie eine Gespensterstätte flieht und sich weigert, den Becher göttlicher Liebe zu verkosten; daher, daß es Einem nicht einmal in den Sinn kommt, Ihn um die Gnade aller Gnaden, um einige Liebe zu Ihm, zu bitten. Ihr Menschenkinder, die ihr des Nachts, seufzend und im Gassenkothe watend, an einem Fenster herumgehet, die ihr Gemüthsruhe und Schlaf opfert, um von einem Geschöpfe, das euch heute oder morgen betrügen wird, ein Lächeln oder Kopfnicken zu erbetteln; die ihr das Geld vollauf wegwerfet, um mit Spitzen und Diamanten einen erträumten Gegenstand zu bedecken, dessen Reiz eher, als der der Rosen, verwelkt, was thatet ihr bisher, um die ewige Schönheit zu vermögen, daß sie sich vor eueren Blicken enthülle, daß sie euch auch nur den mindesten ihrer Leibreize, um euch zu verlocken, entschleiere?

Eine wahre Liebe zu Jesus war die der heiligen Theresia; sie war ergriffen von jenem Liebeswahne, der vor Schmerz und Freude sterben macht. Sie liebte Jesus, weil sie Ihn in seiner Schönheit sah. Allerdings hatte sie aber dieses ausnehmende Vorrecht auch verdient: sie hatte für Jesus gethan, was ihr für die euch zu Grunde richtenden und täuschenden Töchter Eva's thut, das heißt, sie hatte sich Ihm in vollkommener Aufopferung hingegeben.

Wenn ihr an einem schönen Frühlingstage durch die Wiese wandelt und die Blicke auf all' den duftenden oder lächelnden Blumen umherschweifen laßt, sagt an, liebe Brüder, wenn euch Gott mit einem fühlenden Herzen begabt hat, ist nicht unter all' diesen Blumen eine, die euch vor allem auffällt, weil sie in so recht bescheidenem und reizendem Schmucke dasteht und euch so lieblich anspricht? Ist's nicht das Blümchen, das euch seine reizende Blumenkrone zeigt und sagt: Vergiß mein

nicht? Ei, wie anspruchsvoll ist so ein Blümchen! Ihr dürfet ihm wohl antworten: Blümchen, womit hast du verdient, daß ich ewig deiner gedenken soll? In welchem Liebreize vermagst du mein Herz gefangen zu halten? Doch so spröde thut ihr nicht; ihr pflückt es vielmehr ab, um es in der Nähe betrachten zu können. Das Blümchen sieht euch an, ihr seht das Blümchen an und geht wohl Manchem aus euch eine theuere Erinnerung auf, und entsteht so zwischen euch und dieser Blume ein Verkehr, dem das Herz nicht fremd ist. Jesus aber, dem zärtlichsten, anmuthigsten und theuersten Freunde, Ihm, der den Wiesen ihren Schmuck gegeben, sind wir nicht so gut wie diesem Blümchen! Umsonst spricht Er mit einem sanft an seine Freigebigkeit mahnenden Blicke zu uns: Vergiß mein nicht!

Kinder Gottes, die wir dem Lächeln einer Blume nicht widerstehen können — gegen den Blick Jesu wollen wir nicht spröde thun! Ein Ruhezelt wollen wir ihm in unsern Herzen

bauen, damit er dort seine Zufluchtsstätte finden und nach Lust ausruhen möge: dann werden nie gekannte Freuden unser Dasein durchduften und werden wir mit dem Psalmisten singen dürfen: „Mein Herz faßt nicht mehr das selige Wort, dem Könige weihe ich meine Lieder, und meine Zunge folgt ihnen wie die Feder eines raschen Schreibers. Schön von Gestalt bist Du vor den Menschenkindern; Anmuth ist ausgegossen über Deine Lippen, weil der Herr Dich für ewig gesegnet hat. Gürte Dein Schwert um Deine Hüfte, Allmächtiger! hülle Dich in Deinen Glanz und Deine Glorie, und in Deiner Majestät schreite zum Siege. Besteige den Siegeswagen der Wahrheit, Milde und Gerechtigkeit; wunderbare Thaten wird Dich lehren Deine Rechte. Deine Pfeile sind glühend, raffen Völker dahin und gehen in's Herz der Feinde des Königs. Dein Thron, o Gott, stehet immer und ewig, ein Scepter der Gerechtigkeit ist der Scepter Deines Reiches. Myrrhe und Aloe und Sandelduft haucht Dein Gewand, und sie wehen aus dem Elfenbein-

Palaste, wo Königstöchter Dein Ruhm und Deine Lust sind [1])."

III.

Schließlich hat Christus auf die Herrschaft über unsern Willen Anspruch erhoben und auch diese durch ein nicht minder staunenswerthes Wunder, als die bereits besprochenen sind, erlangt.

1. Es gibt ein zaubermächtiges, vom Himmel herkommendes Wort, ein Wort, welches leicht mißbraucht wird und gleichwohl die Menschenseele mit elektrischen Schlägen durchzuckt: „Freiheit" heißt das Wort. Wohl läßt sich leicht ein Mensch verleiten, den Unterdrücker zu spielen; vor der Sklavenkette hingegen fühlt er einen entsetzlichen Abscheu [2]).

Was die Menschen, sei es mit Recht oder mit Unrecht, gethan haben, um sich den Besitz

---

[1]) Siehe Ps. 44.

[2]) Es bedurfte in der That eben auch der Liebe zu Jesus, um den Heiligen selbst die Ketten, die sie für Ihn trugen, angenehm und leicht zu machen.

(A. d. Ü.)

ihrer Freiheit wieder zu erringen, das steht mit blutigen Buchstaben in der Geschichte der Neuzeit geschrieben. Wenn dunkle, verhängnißvolle Ereignisse die Reiche zertrümmern und die alten Throne zu Staub zermalmen; wenn die Völker den Staub unter den Schritten ihres Zornes in blutige Kothlachen umwandeln; wenn der Würgengel große Städte in tobende Verwirrung setzt und jedes Haus zu einer Citadelle umschafft oder in ein Grab verwandelt; wenn ich dann aufhorche und mich nach der Losung umfrage, so rauscht auf den Fittigen aller vier Himmelswinde durch Pulverdampf und Raucheswirbeln das Wort „Freiheit" heran — die Freiheit, welche gleich dem „ewigen Juden" immer wandert, nie zur Ruhe kommt und nie den Muth sinken läßt.

Sklaverei benimmt ja dem Menschen, selbst wenn er darin einwilligte, den besten Theil seiner irdischen Güter, und von allen Knechtschaften ist die bedauerlichste diejenige, welche

die Seelen der Art herabwürdigt, daß sie mit der Knechtschaft selbst vorlieb nehmen [1]).

---

[1]) Um den Mißverständnissen, die heutigen Tages über den Begriff der Freiheit bestehen, einigermaßen vorzubeugen, sei es mir erlaubt, einige Grundwahrheiten kurz in Erinnerung zu bringen. Ich bemerke 1) daß Glück und Seligkeit in der Freiheit selbst nicht bestehen können; denn man ist frei von etwas und frei zu etwas (Anderm); so kostbar dieses Andere ist, eben so kostbar ist die Freiheit selbst; wenn aber dieses Andere Uebel und Sünde ist und man sich dafür bestimmt, so kann die Freiheit an und für sich wenig helfen, uns glücklich zu machen. Ich bemerke 2) daß die Freiheit nichts Anderes ist, als die Verneinung dessen, was den Menschen in dem seiner Würde entsprechenden Leben hindert; daß man also 3) nach Vernunft- und Glaubensgrundsätzen verstehen muß, was die Natur und Würde des Menschen erheischt, um zu verstehen, was Freiheit ist; 4) daß das, was den Menschen in einer gewissen Beziehung einschränkt, ihn im Ganzen betrachtet wahrhaft frei machen kann. „Wie man einen Stein, der vermöge der Schwerkraft ungehindert auf den Boden fällt, frei, einen Menschen aber, dem dasselbe passirt, unglücklich nennt, so wird man auch, um

Gleichwohl hat Christus eben von dem stolzen Sinne der Menschen Gehorsam verlangt und dem auf seine Unabhängigkeit so eifersüchtigen Willen sein Gesetz vorgeschrieben, und zwar ein Gesetz, vor welchem der Mensch für die geheimsten Regungen seines Herzens verantwortlich ist, ein Gesetz, welches dem Menschen bei Tag und bei Nacht, und noch mehr bei Nacht als bei Tag, unbequem ist, ein Gesetz, welches verwirft, was wir von Natur aus billigen, und gutheißt, was wir von Natur aus verwerfen, ein Gesetz, welches uns befiehlt zu lieben, was wir hassen, und zu hassen, was wir lieben.

Aber womit, o Herr, willst Du uns denn ein so hartes Joch aufzwingen? welche Mittel stehen Dir zu Gebote? — Gar keine! mir fehlt das überredende Wort der Rhetoren, das verlockende Gold und die zwingende Gewalt. — Und dennoch erhält Er wunderbarer Weise,

---

consequent zu bleiben, die Freiheit, mit den Narren tanzen und mit den Füllen herumspringen zu dürfen, ein Unglück nennen müssen." Taparelli. A. d. Ü.

was Er verlangt. Vergebens regen sich die Rechtsgelehrten, erlassen die Cäsaren ihre Edikte, tauchen die Philosophen ihre Federn in Galle, greifen die Henker zum Beile, bringt der Volkshaufen Holz zum Scheiterhaufen herbei: sein Gesetz geht durch, es wird durchgehen, schon ist's durchgegangen: denn zwei unwiderstehliche Mächte sind mit Jesus verbündet: die Gerechtigkeit und seine eigene Gottheit.

Hat man denn nicht Alles versucht, um Jesus Christus von seinen Altären zu stürzen und seine Herrschaft zu vernichten? Seit beinahe zwei Jahrtausenden spottet Er aller gegen Ihn geschlossenen Bündnisse von Wissen und Gewalt, hat alle seine Feinde und ihre Werke überwunden und sich auf ihren Trümmern niedergelassen.

Im vierten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung verschwor sich Julian vor seinen Höflingen, Zauberern und Philosophen, den christlichen Namen zu vernichten, sobald er seine Händel mit den Persern beendigt haben würde. Siegreich schritt er an den Ufern des Euphrat

voran und schickte an seine Freunde prunkhafte Siegesberichte heim. Damals begegnete Libanius, einer aus seinen Vertrauten, einem Christen auf den Straßen von Antiochien und sagte zu ihm mit hoffnungsfrohem Lächeln: Wohlan, was macht der Zimmermannssohn? — Eben, versetzte der Christ, arbeitet der Zimmermannssohn an einem Sarge! Es war der Sarg des vermessenen Apostaten, welcher, besiegt, aus seinem mit einem Wurfspieße durchbohrten Herzen Blut gegen den Himmel aufwarf und lästernd ausrief: Du hast gesiegt Galiläer!

Vierzehn Jahrhunderte später, als Voltaire, auf den Schutz der Frau von Pompadour und des ganzen Thiergartens der Frau von Tencin rechnend, sich froh die Hände rieb und jubelte: Ueber zwanzig Jahre wird Christus leichtes Spiel haben! da arbeitete der Zimmermannssohn an einem andern Sarge, einem Sarge, geräumig und tief genug, um die Ruchlosigkeiten der faulen Gesellschaft zu verschlingen; auf diesem Sarge stand die Jahreszahl

93 geschrieben. Etwas später, als der neue Cäsar im Rausche seines Dünkels und Ruhmes die verwegene Hand an den sanften Oberhirten anlegte, welchen Christus zu seinem Stellvertreter gesalbt hatte, da arbeitete der Zimmermannssohn an einem andern Sarge, dem engen und glorreichen Felsensarge St. Helena. Noch später, als, nach 1830, ein siegreiches Bürgervolk im Taumel seines Wahnes den erzbischöflichen Palast zu Paris plünderte und einem die Seine abwarts schwimmenden elfenbeinernen Christusbilde nachblickend lachte: „Christus zieht von hinnen! Christus zieht von hinnen!" da glättete der wahre Christus, der Sohn des Zimmermanns (denn nur sein Bild war weggezogen) die Bretter zu einem andern Sarge, in welchem am 24. Februar der Julithron unter Hohngelächter hinausgetragen werden sollte! Und um die Vergeltung vollständig zu machen, trug am gleichen Tage das siegreiche Volk das im entweihten Palast der Könige vorgefundene Christusbild im Triumphe durch die Straßen von

Paris. Ich weiß nicht, welchen Sarg der Sohn des Zimmermanns jetzt in der Arbeit hat; wohl aber weiß ich, daß Christus seit achtzehn Jahrhunderten kaum etwas Anderes thut, als taufen und beerdigen. So wie Er auf dem Calvarienberge zwischen zwei Räubern hing, so schreitet Er durch das Menschengeschlecht fort zwischen höhnenden Bösewichtern zur linken und den ihn preisenden Guten zur rechten Seite, welche Alle, Jeder nach seiner Art, entweder in Spottreden oder in Liedern den alten Zuruf Julian's wiederholen: Du hast gesiegt, Galiläer!

2. O glücklicher Sieg, wunderbarer Triumph! dir verdankt die Menschheit die Civilisation, die ihr zum Ruhme gereicht, und die Tugenden, die das Angesicht der Erde erneuert haben!

Jesus verlangt Gehorsam von den Menschen, um ihnen dafür die wahre, die ausgedehnteste Freiheit zu geben. Er macht uns frei, indem Er uns von unsern Lastern als eben so vielen Tyrannen, ja den schlimmsten

aller Tyrannen, weil sie die Seele verknechten, befreit. Er macht uns frei, indem er uns von jener Verknechtung und Gemeinheit befreit, in welche sich der Mensch fügt, um sich Befriedigung seiner unersättlichen Lüsternheit zu verschaffen. Er macht uns frei, weil Er uns anweist, uns über alle Drohungen und Schmeicheleien hinauszusetzen, und uns Kraft einflößt, die Gerechtigkeit dem Leben, den Tod dem Abfalle vorzuziehen: ist ja doch das Marterthum, wie ein großer Denker bemerkt, „eine Erfindung des Himmels, ersonnen, um die Herrn der Erde zu bezwingen." Glücklich die Seele, welche sich dazu versteht, dies sanfte Joch zu tragen, denn es schränkt uns nur ein, um uns frei zu machen; froh, flink und frei, wie ein den Stricken des Jägers entronnener Sperling, ist diese Seele.

Aus dieser Freiheit der Kinder Gottes entspringt Hoheit der Gedanken und Charaktergröße. Jesus ist ja der starke Adler im herrlichen Lobgesange Moses. Ueber der Seele schwebt Er immerwährend einher, um sie zu

locken, daß sie den Flug nach den Höhen des Himmels wage: ***Sicut aquila provocans pullos suos et super eos volitans.*** Er breitet seine starken Fittige aus und trägt uns nach den himmlischen Hügeln fort: ***Expandit alas suas atque portavit eos in humeris suis.***

Durch wunderbare Rückwirkung seiner Macht hat Christus die Grundlage zur Civilisation gelegt, dadurch, daß Er die wahre Gerechtigkeit auf die Erde zurückbrachte; denn längst schon war sie nach dem Himmel heimgekehrt, weil sie gleich der Taube Noe's kein Plätzchen mehr gefunden, wo ihr Fuß ruhen konnte.

Eben zu der Zeit, als die Engel seine Geburt anzeigten, bot die Welt einen recht traurigen Anblick dar. Allgemeiner Druck in Familie und Staat, überall das Weib geknechtet, verachtet, verkauft und verstoßen; überall das Kind als ein Opfer barbarischer Gesetze zum Futter für das Vieh auf der Gasse ausgesetzt; allenthalben der Schwache dem Starken als Sklave unterworfen, allenthalben Lei-

dende und Arme hilflos verlassen! Ja, die Armen! Wenn ich die Runde in den vierzehn Regionen oder Stadtvierteln des alten Roms, des Mikrokosmos damaliger Zeit, mache: welch' ein Anblick! Hier sehe ich ein riesenhaftes Amphitheater, in welchem viele Tausende von Zuschauern zusammengeströmt sind, um Hunderte von Gladiatoren mit Grazie sterben zu sehen. Ersteige ich mit den Triumphatoren das Kapitol, so sehe ich wiederum viele Tausende, hinter ihren elfenbeinernen Siegeswagen angefesselte Gefangene, denen nichts als Sklaverei oder Tod in Aussicht steht. Weiter davon seh' ich Thiergärten und in diesen Thiergärten Fischteiche, wo die Schlemmer jener Zeit den Muränen Menschen zum Fraße hineinwerfen. Vergebens seh' ich mich nach einer Freistätte als Obdach für Dürftige und Kranke um: Rom ist zu arm, um ein Spital zu bauen! Ich schreite über die Schwelle der Akademieen und frage dort um ein Rachewort der Gerechtigkeit an, aber nicht Eine Stimme erhebt sich, um Einsprache gegen das ärgerliche

Treiben zu thun; ich lege die Hand auf's Herz der leidenden Menschheit und unter der Hand — reget sich kein großmüthiger Schlag.

Wer wird diese Riesenleiche mit seinem Hauche wieder beleben? — Der zu Lazarus gesprochen: Lazarus, komm' heraus! Er spricht's, und die Sonne der Gerechtigkeit steigt herauf, die Finsterniß flieht, Herzen erweitern sich, Fesseln springen, Gesetze werden geläutert, die Menschheit athmet auf. Das Alterthum kannte nur den Bürger, Christus aber schuf den Menschen! Ueberall befestigt Er das Recht, indem Er es unter die Hut der Pflicht stellt. Er legt den Grund zur Civilisation. Von welcher Art die von Ihm gegründete Civilisation ist, mag uns ein großer Geist sagen:

„Jeden einzelnen Menschen ziert ein lebhaftes Gefühl seiner Würde, ein Schatz von Wirksamkeit, Beharrlichkeit, Thatkraft und gleichzeitiger Entwicklung aller seiner Fähigkeiten; — die Frau ist zu einer Lebensgefährtin des Mannes erhoben, und die Pflicht ihrer Unterwürfigkeit wird gleichsam belohnt durch die

Rücksicht und Ehrfurcht, die man ihr erweist; — die sanften und festen Familienbande werden durch die mächtige Bürgschaft der Ordnung und der Gerechtigkeit beschützt; — ein bewunderungswürdiges öffentliches Urtheil ist reich an erhabenen moralischen Grundsätzen, an Regeln der Gerechtigkeit und Billigkeit, an Gefühlen der Ehre und Würde; ein Urtheil, das die schiffbrüchige Moral eines Einzelnen überlebt und nicht duldet, daß schmähliche Verderbniß den Höhepunkt erreiche, auf dem man sie im Alterthum sah; — eine gewisse allgemeine Milde der Sitten, die im Kriege große Verheerungen vermeidet und im Frieden das Leben liebenswürdiger und ruhiger macht; — eine tiefe Ehrfurcht vor dem Menschen und seinem Eigenthum, welche die Gewaltthaten Einzelner seltener macht und bei jeder Art von politischer Herrschaft zu einem heilsamen Zaume dient, um die Regierungen in Schranken zu halten; — ein glühendes Verlangen nach Vollkommenheit in allen Zweigen; — ein unwiderstehliches, zuweilen schlecht geleitetes,

immer aber lebendiges Streben, den Zustand der zahlreichen Menschenclassen zu verbessern; — ein geheimer Trieb, der die Schwäche zu beschützen, das Unglück zu unterstützen gebietet; — ein weltbürgerlicher Geist der Allgemeinheit, der Verbreitung; — ein unerschöpflicher Schatz von Hilfsquellen, sich zu verjüngen, ohne unterzugehen, und sich in der höchsten Krise zu erhalten; — eine großherzige Ungeduld, welche der Zukunft voraus eilen will, und aus dem ein unaufhörliches Treiben und eine beständige Bewegung hervorgeht, welche zuweilen gefährlich, gewöhnlich aber der Keim vieles Guten und die Anzeige eines mächtigen Lebensprincips ist; dieß sind die großen Charaktere, welche die europäische Civilisation auszeichnen; dies sind die Züge, die sie auf einen über den Standpunkt aller anderen, alten und neuen Civilisationen ungemein erhabenen Rang erheben [1]."

---

[1]) Balmes. Der Protestantismus verglichen mit dem Katholicismus. I. Th. S. 301.

Jesus hat der Erde mehr noch als die Gerechtigkeit, Er hat ihr das heilige Feuer der christlichen Liebe gebracht. Seitdem Gottes Sohn Menschensohn geworden, ist die anbetungswürdige Person eines Gottmenschen das geheimnißvolle Band, welches die Menschheit mit Gott verknüpft; in der Betrachtung ihres Gottes findet die Menschheit fürder ihr eigenes Bild wieder. Wer auf Ihn hinblickt, kann den Menschen an Ihm nicht übersehen, und wer Ihn liebt, liebt auch diejenigen, welche Er zu seinen Brüdern gemacht. Ja, da eben die Geringsten unter uns am meisten unter dem gemeinsamen Verfalle gelitten hatten, gefiel es dem Gottmenschen, sie in besonderer Weise und durch alle Thaten seines irdischen Wandels aufzurichten, indem Er zur Welt kam, wie sie, lebte und starb, wie sie. Indem Jesus Christus, welcher Gott ist, als Armer, als Gekreuzigter auf Erden erschien, hat Er die Armuth und das Unglück mit einer vorher unbekannten Schönheit umgeben, hat auf beide in einem zweifachen Strahlenerguß die Glorie

von Golgatha und die Glorie des Thabors scheinen lassen, hat uns, als Er zeitweilig aus unserer Mitte schied, die Armen und Bedrängten als sein theuerstes Ebenbild und seinen liebsten Antheil zurückgelassen. So geht die Armuth, und neben ihr das Unglück, von Christi eigener Macht geschützt, geachtet durch die Jahrhunderte hindurch; ihr Leiden nimmt die Mühen und Besorgnisse aller Geschlechter in Anspruch. Die Weihe Christi hat sie berührt und ihr Freistätten errichtet, deren Aufschrift lautet: *Christo in pauperibus!* Für Christus in den Armen! Hier wird sie von den Engeln der Liebe bedient und geehrt.

Damit war aber noch nicht Alles abgethan. Als göttlicher Tröster gibt Jesus den wunden Seelen die Freude, eine innige, unaussprechliche Freude wieder, indem Er sie durch Verzeihung vom Gewissensbisse befreit. Er thut nicht, wie die Welt. Die Welt ist ohne Erbarmen für die, welche sich von ihr haben zu Grunde richten lassen. Sie verfährt, wie Satan: versucht zum Bösen und beschuldigt

die Gefallenen. Hat sie den verlornen Sohn beraubt und entehrt, so weiset sie ihm die Schweine zum Hüten an. Kommt Judas, um sich bei ihr über seine Gewissensbisse auszusprechen, so antwortet sie: Was liegt mir daran! Jesus aber, — Jesus, der bei der Trennung des verlornen Sohnes vor Trauer geweint hat, rührt ihn zu Reue- und Freudethränen, indem Er ihn bei seiner Rückkehr mit Thränen zärtlicher Liebe benetzt! Vor Schmerz beklommen fragt sich das Herz, wie es wohl gegangen wäre, wenn Judas, statt zum Sanhedrin zu gehen, zu Jesus gekommen wäre und unter Thränen zu Ihm gesprochen hätte: Ich habe das Blut des Gerechten verkauft!

Zu Dir also, dem Urheber solch' erhabener Wunder, der Du wie ein heiliges Band das Sichtbare mit dem Unsichtbaren vereinigest, aus Dem wie aus nie versiegender Quelle die gegenwärtigen Freuden und die zukünftige Seligkeit uns zufließen, zu Dir rufen wir, Dich bitten wir, mit unserer Anbetung die Huldig-

ung unserer unterwürfigen Vernunft und unseres Herzens zu genehmigen, eines Herzens, das laut pocht vor Verlangen, Dich immer mehr, immer inbrünstiger zu lieben.

Süßer Vermittler, höre auf unsere Bitten. Vergib denen, welche Dich schmähen und verhöhnen, o guter Gott, auch dann, wenn sie wissen, was sie thun! Bleibe bei uns, o Jesus, denn es will Abend werden, und die Wahrheit hat sehr abgenommen unter den Menschenkindern. Durchdringe mit Deiner milden Macht alle Herzen, die Dir widerstehen; rüttele auf mit Blitzesschlägen, wenn es sein muß, die Gleichgültigen, die Deiner vergessen. Göttlicher Tröster, trockne die Thränen Derer, die da weinen, und wenn es einen Verzweifelten anwandelt im Selbstmorde Hilfe zu suchen, öffne ihm einen Zufluchtsort in Deinem Herzen, und gib ihm die Hoffnung wieder, indem Du ihm die Gnade verleihest, Deine Vergebung anzuflehen. Den edlen, aber getäuschten Seelen, welche das Glück der Völker ohne Dich im endlosen Fort-

schritte gründen wollen, laß einleuchten, daß Du allein das Licht, die Gerechtigkeit, Du allein mächtig genug bist, um den verheerenden Leidenschaften einen Damm entgegenzusetzen und die Erde in Ordnung und Freiheit zu befestigen. Befreie alle mit Deinem Blute erkauften Seelen, o göttlicher Erlöser, mache noch einen Sarg für die letzte der Tyranneien und biete deine hilfreiche Hand allen Unterdrückten, die mit dem heldenmüthigen Rufe: Jesus! Maria! unterliegen.

Inhalts-Anzeige.

Johann, Parabeln und Erzählungen 45 kr. — 15 ngr.

Kempf, J. B., der Exjesuit. Eine Selbstbiographie 39 kr. — 12 ngr.

Leben der ehrw. Anna Maria Taigi. Ausgabe von P. Wimmer, Abt 18 kr. — 6 ngr.

Leben der ehrw. Louise Mallac 39 kr. — 12 ngr.

Leben des ehrw. Ludwig de Ponte 24 kr. — $7^1/_2$ ngr.

Leben des heil. Franz von Assisi 42 kr. — 12 ngr.

Leben der heiligen Theresia, von ihr selbst beschrieben 27 kr. — 9 ngr.

Leben des deutschen Apostels Bonifazius 30 kr. — 10 ngr.

Leben des heiligen Forerius 27 kr. — 9 ngr.

Lehmann, M., Gisela. Ein Roman aus der Zeit des Conciliums zu Constanz 1 fl. — 18 ngr.

— **Friedrich von Scharfenstein** oder Magdeburg's Zerstörung 36 kr. — 12 ngr.

— **der Spielmann.** Eine Erzählung für die reifere Jugend 27 kr. — 9 ngr.

Locmaria, Graf, **Maria Theresia in Ungarn.** 1 fl. 12 kr. — 21 ngr.

Mettenleiter, D., Erzählungen über die Festtage des kathol. Kirchenjahres 36 kr. — 12 ngr.

— **Thautropfen,** oder kurze Erzählungen für katholische Leser jeden Standes und Alters. 3 Theile in einem Band 54 kr. — 18 ngr.

Müllendorff, Leben des heil. Willibrod, Apostels der Niederlande 28 kr. — 8 ngr.

Ott, G., Leben der heil. Rosa von Lima 45 kr. - 15 ngr.

— **Legende von den lieben Heiligen Gottes.** Ausgabe in Oktav 5 fl. 36 kr. — 3 Thlr. 15 ngr.

Parabeln, die, des Vaters Bonaventura. 4te Aufl. 48 kr. — 15 ngr.